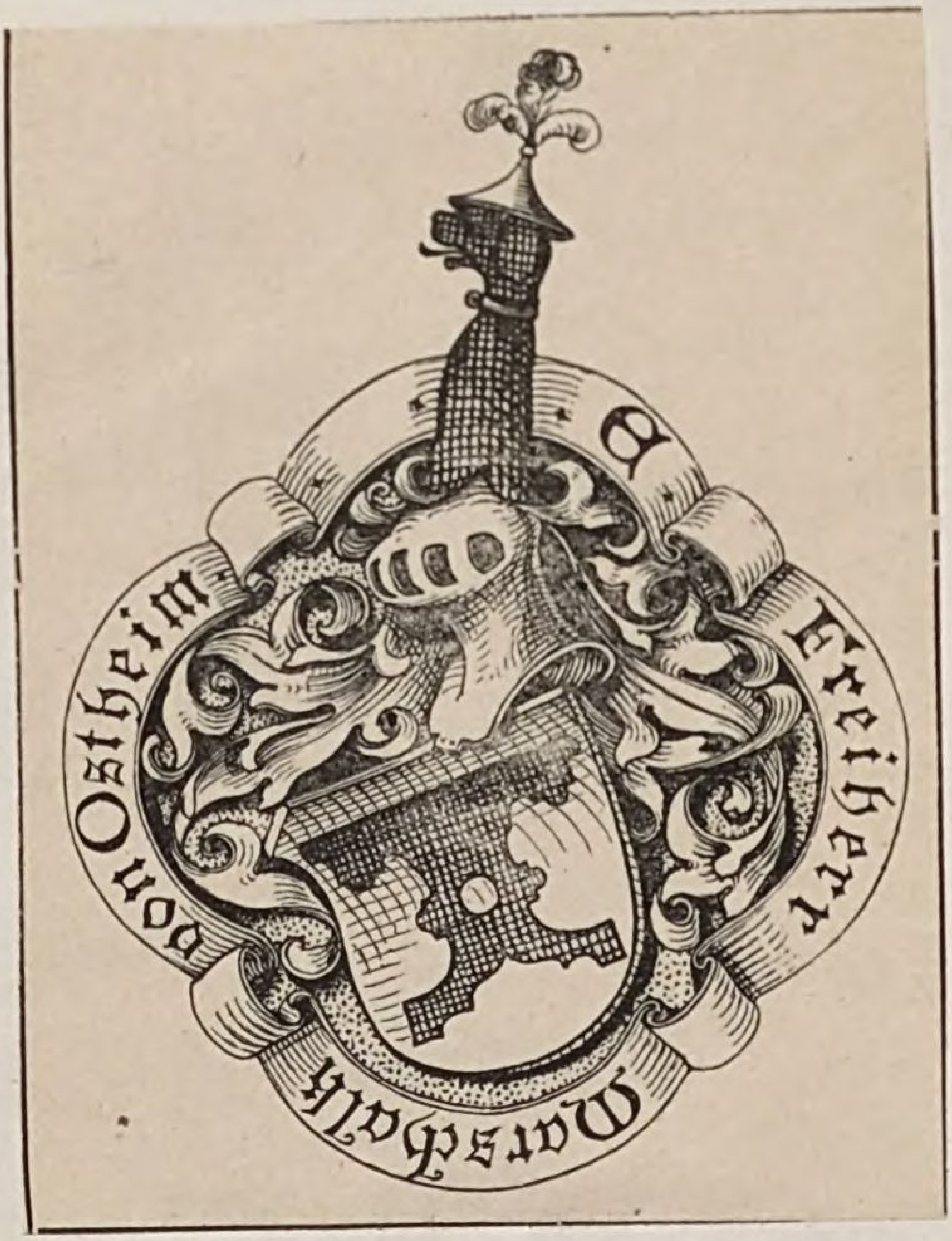
Friederich August v. Klinkowström und seine Nachkommen.


B
Freiherr Marschalk von Ostheim



Phot. C. v. Jagemann. Wien.



Friederich August v. Klinkowström

und seine Nachkommen.

Eine biographische Skizze

von dessen Sohn

Alphons v. Klinkowström.

„Fructus laboris est melioribus placere."
Symmach. lib. 9.

(Mit einem Selbstporträt des F. A. v. Klinkowström.)

Wien, 1877.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Den Klinkowström's

allen

noch lebenden, werthen und lieben Angehörigen dieses

Familien-Namens

in

Oesterreich, Preußen, Schweden und in den Ostseeprovinzen Rußlands

widmet

diese Denkschrift über die Lebensschicksale eines ihrer Familiengenossen

zu dessen

hundertjähriger Gedächtnißfeier

in verwandtschaftlicher Zuneigung

der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

Verbesserungen.

Seite 6, Zeile 11 v. o. statt In lies Ich.
„ 206, „ 5 v. o. statt Marienbad lies Marienberg.
„ 294, „ 7 v. o. statt verhelfen lies verfehlen.
„ 351, „ 6 v. o. statt Leunte lies Leute.
„ 352, „ 3 v. u. statt Allgemeinem lies Allgemeinen.
„ 426, „ 6 v. u. statt Niemandem lies Niemanden.



Die Klinkowström's.

Motto: „Es hat jederzeit viele herrliche Ingenia unter den Pommern gegeben, die auch anderen Ländern gute Dienste gethan. Insgemein sind die Leute offenherzig, redlich und Feinde der Schmeichelei, welches ihnen wohl zur Ungebühr vor eine Grobheit ausgelegt wird."

Ein alter Schriftsteller.
(Histor. Lexikon. Leipzig, 1731. II. Thl.)

Die Klinkowström's.

Unsere Vorfahren hießen ehedem Klinkow. Es befindet sich im Besitze unserer Familie ein weitläufiger Stammbaum derselben. Ursprünglich von der Insel Ameland (nächst der friesischen Küste) herstammend, haben sie sich späterhin in der Ukermark niedergelassen, wo das gleichnamige Stammgut Klinkow liegt und noch heute diesen Namen führen soll. Die Ukermärkische Adelsgeschichte zählt die von Klinkow unter die adeligen Geschlechter, und die Stiermann'sche Adelsmatrikel, welche mit der schwedischen Reichsadelsmatrikel vom Jahre 1754 identisch ist, führt (unter Nr. 1415) das Gut Klinkow als ihr Stammgut auf.

Unsere Familiengeschichte läßt sich urkundlich bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts verfolgen. Im Jahre 1320 haben Petrus und Johannes de Klinkow einen Altar in der Kirche zu Prentzlow errichten lassen und mit Erlaubnißbrief des Plebani Romaldi zwei Mensen dotirt. Desgleichen hat die Witwe des Erstgenannten im Jahre 1335 zu Gunsten der Armen des

heiligen Geist- und St. Georg-Hospitals ebendaselbst eine jährliche, fromme Stiftung von drei brandenburgischen Thalern gemacht.

Im 15. Jahrhundert fangen die Klinkowen an, sich in Pommern auszubreiten. Wie die im Stadtarchiv von Stralsund erliegenden Stammtafeln ausweisen, bekleiden die Klinkowen durch eine Reihe von mehr als 200 Jahren sehr ansehnliche Stellen in der Municipalität der genannten Stadt. So Heinrich Klinkow, Rathsherr von Stralsund 1529; Joachim Klinkow, Bürgermeister von Stralsund 1559, er führte den Beinamen „der Alte", und ward dessen Bildniß sammt Wappen (drei silberne Adlerköpfe mit goldenen Schnäbeln im rothen Felde, gerade wie unser heutiges) im Rathhause von Stralsund aufgestellt. Ferners erscheinen als Rathsherren von Stralsund: Balthasar Klinkow 1616, Brandt Klinkow 1644 und Martin Klinkow 1663.

Der letztgenannte Rathsherr Martin Klinkow ist der gemeinsame Stammvater Aller, die den Namen Klinkowström führen. Damit hat es folgende Bewandtniß.

Martin's Söhne, Johann, geboren 1642, königl. schwedischer Obrist, Chef eines Regiments Infanterie und Commandant der Festung Stralsund, dann Martin, geboren 1650, königl. Regierungsrath und

Schloßhauptmann, wurden, und zwar der Erstere im Jahre 1678, der Letztere im Jahre 1684, von König Carl XI. in den schwedischen Ritterstand erhoben und erhielten durch Zulegung des Prädicates „Ström" den Namen „von Klinkowström", welchen Namen fortan alle ihre Nachkommen führen.

Gleichzeitig mit Martin v. Klinkowström wurden auch dessen jüngere Brüder in den schwedischen Ritterstand erhoben, nämlich Balthasar, geboren 1655, General in hannover'schen Diensten, und Joachim, geboren 1657, als Officier bei Fleury geblieben.

Die genannten vier Brüder: Johann, Martin, Balthasar und Joachim, sind mit Hinterlassung von männlichen Nachkommen gestorben, wodurch der Hauptstamm der „Klinkowen" in vier Hauptlinien der „von Klinkowström" sich spaltet.

Die älteste Hauptlinie nach Johann v. Klinkowström setzt sich in directer Abstammung fort auf meinen Urgroßvater Bernhard Christof, Oberst in hannover'schen Diensten, gestorben 1754; auf meinen Großvater Friederich Ernst Sebastian, königl. schwedischen Oberstlieutenant, gestorben 1821, und durch dessen Ehe mit Anna Ludovika v. Rosenberg auf meinen im Jahre 1835 verstorbenen Vater Friederich August v. Klinkowström.

Von den drei jüngeren Hauptlinien sei nur jener von Martin v. Klinkowström gegründeten Erwähnung gethan, deren Abkömmlinge (1759) in den schwedischen Freiherrnstand und in einer Zweiglinie (1798) in den preußischen Grafenstand erhoben wurden.

Reichlicher Kindersegen veräſtet und verzweigt vielfach den Geschlechtsbaum.

Ihrem Stammlande zufolge gehören die Klinkowström dem preußischen Staatsverbande an, da Pommern aus dem früheren Besitze Schwedens in jenen Preußens übergegangen. Dort haben sie auch ihre Hauptniederlassungen. Man liest im königl. preußischen Hof-, Staats- und Kriegsdienste häufig ihren Namen. Auch in Schweden und in den Ostseeprovinzen Rußlands lebt das Adelsgeschlecht der Klinkowström in mehreren Verzweigungen fort.

Nur Ein Zweig derselben (und zwar der ältesten Hauptlinie) wurde nach Oesterreich verpflanzt, durch Friederich August v. Klinkowström, meinen Vater, der in Wien sich angesiedelt, die österreichische Staatsbürgerschaft nebst dem Bürgerrechte der Stadt Wien erlangt, hier Grundbesitz erworben und eine Familie gegründet hat.

Wessen Standes und Landes der Einwanderer gewesen, das ist aus den vorangeführten genealogischen

Daten zu ersehen. Dem natürlichen Pflichtgefühl kindlicher Pietät genügt jedoch die Vorweisung dieses empfehlenden Geleitscheines nicht. Die Herkunft ist Zufall; aber außer dieser gibt es ein inneres Leben, ein äußeres Wirken jenes Mannes, der Oesterreich zur neuen Heimat gewählt, worüber noch wenig in die Oeffentlichkeit *) gedrungen ist.

Es bedarf keiner Erklärung, daß der Sohn dem vielgeliebten Vater ein Denkmal der Erinnerung setzt. Diesem Drange entspringt die nachfolgende biographische Skizze.

Damit entspreche ich auch gewiß den Wünschen der vielen ehemaligen Zöglinge des Klinkowström'schen Institutes, die in dem dargestellten Charakterbilde die treuen Züge ihres Erziehers wieder erkennen werden, dem sie dafür, daß er in ihre jugendlichen Herzen das Samenkorn echter Religiosität gelegt und sie zu treuer Erfüllung ihrer Bürger-, Berufs- und Standespflichten

*) Ueber das Leben und Wirken Klinkowström's enthalten größtentheils sachgetreue, wenngleich nur flüchtige Andeutungen nachfolgende Druckschriften: Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge. Hamburg, 1841. II. Theil, pag. 493. Wurzbach's biographisches Lexikon. Wien, 1864. XII. Theil, pag. 103. Rosenthal's Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. Schaffhausen, 1866. I. Theil, pag. 204. Hagen Aug. Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert. Berlin, 1857. I. Theil pag. 87 und 106.

herangebildet hat, zu immerwährendem Danke verpflichtet sind.

Für den unbetheiligten Leser ist es von culturhistorischem Interesse, die Geschichte eines Mannes zu vernehmen, der, charaktervoll und mit vielseitiger Begabung ausgerüstet, als Künstler sowohl wie als Schriftsteller, als militärischer Organisator eines Freiwilligen-Corps für den Krieg, wie als Pädagog für das Handwerk des Friedens, thätig in das Räderwerk seiner Zeit eingegriffen und, außer diesem selbsteigenen Wirken, in seinen Nachkommen dem Vaterlande Söhne hinterlassen hat, die, wie die PP. Josef und Max, in ihrem Berufsamte als Prediger dem Familiennamen einen weit verbreiteten, von Vielen emporgetragenen, von Vielen angefeindeten, von Allen aber geachteten Ruf erworben haben.

Meinen werthen und lieben Angehörigen endlich, denen ich diese Denkschrift in verwandtschaftlicher Zuneigung widme, den in verschiedenen Ländern dieses Welttheiles zerstreut lebenden Mitgliedern des Adelsgeschlechtes der Klinkowström übergebe ich mit der Darstellung der wechselvollen Lebensschicksale eines ihrer Familiengenossen, zu dessen hundertjähriger Gedächtnißfeier, einen gewiß willkommenen Beitrag zur Hausgeschichte.

Auf Schloß Ludwigsburg

an der Ostsee.

(1778—1802.)

Auf Schloß Ludwigsburg.

Friederich August v. Klinkowström wurde am 31. August 1778 auf Schloß Ludwigsburg nächst Stralsund in Schwedisch-Pommern geboren als der zweitälteste Sohn unter zehn Kindern (sechs Söhnen und vier Töchtern) seiner Eltern. Der Vater, Friederich Ernst Sebastian v. Klinkowström, königl. schwedischer Oberstlieutenant, lebte zurückgezogen vom Dienste auf diesem herrlichen Landgute, das durch Familienvererbung in seinen Besitz gelangt war.

Das Schloß Ludwigsburg, in Kreuzform gebaut, einen etwas düsteren Eindruck hinterlassend, stammt, nebst den weitläufigen Nebentracten, aus alter, schwedischer Zeit. Das Innere des Schlosses war mit großem Luxus eingerichtet, mit einer auserlesenen Gemäldegalerie und einer reichhaltigen Bibliothek ausgestattet. In jeder Stube waren zwei Stockuhren aufgestellt, als eigenthümliche Liebhaberei des alten und reichen Schloßherrn, der fürstlichen Aufwand liebte, eine zahlreiche, gallonirte Dienerschaft in rother Livrée

unterhielt, tadellose Equipagen hatte und einen Stall voll von Luxuspferden. Der weite Schloßpark war englischem Geschmacke nachgebildet. Die Besitzung, bis zum Rande der Ostsee sich hin erstreckend, gehörte mit den Vorwerken von Lössin, Brunzow und Stry-low zu den ausgedehntesten Vorpommerns. Außerdem sind Schloß und Park Niederhof nächst Stralsund und ein palaisartiges Haus in dieser Stadt Eigenthum der Familie.

Obgleich der frühere Wohlstand des Hauses durch Kriegslasten und einen den Zeitumständen nicht entsprechenden, großen Aufwand schon im Niedergang begriffen ist, erhalten die Kinder eine äußerst sorgfältige Erziehung, wie sie dem Stande und der Lebensweise des altpommerschen Adels entspricht.

So bleibt Friederich August im elterlichen Hause bis er, der häuslichen Zucht entwachsen, sich für die Berufswahl zu entscheiden hat. Ein bedeutender Hang zur Malerei, der sich bei ihm frühzeitig kundgab und ihn mit Quistorp in Greifswalde in nähere Beziehung bringt, von dem er sich die ersten Vorkenntnisse und Handgriffe im Zeichnen erwirbt, erweckt in ihm den Wunsch, Künstler zu werden. Diese Neigung des jungen Studenten zur Malerkunst findet jedoch in dem Vater kein rechtes Verständniß, dessen Absichten

vielmehr dahin gerichtet sind, seinen Sohn, gleich den Voreltern, dem Kriegsdienste zu widmen, was denn auch geschieht.

Als Jüngling von 16 Jahren wird Friederich August, dem Willen des Vaters folgend, Soldat und tritt in das Regiment Langenn, welches in Danzig garnisonirt, ein. Beim Antritt seines neuen Berufes gibt die besorgte Mutter ihrem lieben Fritze einen rührenden Abschied mit auf den Weg, der, auf ein Stammbuchblatt niedergeschrieben, lautet:

Nun, Vater, Deiner Vatertreue
Empfehl' ich meinen Sohn auf's Neue!
Du giebest ihm, ich zweifle nicht,
Gott! Gnad' und Trost zu jeder Pflicht.

Gehorsam hilf ihm, auf der Bahn,
Die Du ihm zeigest, dem Ziel sich nah'n,
Dein Wort sei ihm ein Licht auf seinem Wege;
Mit Eifer und mit Wachsamkeit,
Nicht unentschlossen und nicht träge
Kämpf' er um seine Seligkeit!
Gib ihm den Vorsatz, Gott, gib Du
Auch seiner Schwachheit Trost dazu!

Ludwigsburg, 12. Febr. 1793. Louise v. Klinkowström,
geb. v. Rosenberg.

Unter dem Schutze dieses mütterlichen Segens beginnt das selbstständige Leben des jungen Fritze, der zum erstenmal das elterliche Haus verläßt.

Von der militärischen Laufbahn ist sonst nicht viel zu melden, als daß die Officierscharge nicht lange auf sich warten läßt. Selbst das Bemerkenswertheste in dem nun folgenden Leben ist nichts Ungewöhnliches, da es vielen jungen Leuten passirt, die, sich selbst überlassen, mit schmucker Uniform angethan, im bequemen Garnisonsdienste viel Muße zum Zeitvertreib finden. Auch der junge Lieutenant Klinkowström bleibt nicht fremd dem flotten Leben, macht als guter Kamerad Alles mit und gibt als Folge davon mehr aus, als er ausgeben soll und auszugeben hat.

Schon zu Anfang des Jahres 1802 ist Friederich August v. Klinkowström wieder bei den Seinigen auf Schloß Ludwigsburg. Er hat den Soldatenrock bereits abgelegt. Die ökonomischen Verhältnisse der Familie, die sich immer ungünstiger gestalten, legen ihm die Pflicht nahe, sich auf eigene Füße zu stellen, und dieses Vorhaben findet seine Ausführung in der Erfüllung des lange gehegten Wunsches, sich der Malerkunst zu widmen.

Aus jener Zeit entspringt ein lebhafter Briefwechsel des Friederich August v. Klinkowström mit seinem jüngeren Bruder Carl*), der noch Soldat ist, und es auch bleibt.

*) Carl v. Klinkowström, als königl. preuß. Generallieutenant a. D. im Jahre 1865 auf Schloß Drehnow gestorben.

Ich werde im Laufe dieser Blätter öfters in den Fall kommen, den Gang der Ereignisse durch Mittheilung von Schriftstücken aus diesem Briefwechsel zu erläutern, und mir die Objectivität der Darstellung dadurch wesentlich erleichtern.

Aus dem nachfolgenden Schreiben wird der Leser die Ursachen erfahren, die auf Klinkowström's Austritt aus dem Militärdienste bestimmend einwirkten, und von seinen weiteren Zukunftsplänen Kenntniß erhalten.

Das Schreiben ist aus Ludwigsburg 15. April 1802 datirt, an Bruder Carl gerichtet und lautet:

„Ich habe schon im Februar dieses Jahres nach erhaltener Erlaubniß des lieben Vaters meinen Abschied vom Militär erbeten, und erhalten, weil? — alle Umstände, die meine Lage beherrschten, mir den unumstößlichen Satz predigten: man schäme sich ein Ding halb zu seyn. Ich war in früheren Zeiten gern Soldat und übersah mit kindischem Leichtsinn die Schwierigkeiten, die sich mir auf dem Pfade der Ehre unbesiegbar entgegenstellten; doch, wie leider! bei vielen Menschen erst die Zeit das Gute reifen macht, so lernte ich durch eingezogenes Leben mehr über mich und meine Zukunft

---

Durch dessen Sohn Thure, königl. preuß. Kammerherrn, bin ich in den Besitz dieses Briefwechsels gelangt, wofür ich meinem lieben Vetter hiemit den herzlichsten Dank abstatte.

nachdenken, und so gelangte ich denn sehr bald zu der festen Ueberzeugung, daß meine Sprache (mein sel. Vater hatte einen Anflug von Stottern, sobald er im Affect sprach) mir ein unvermeidliches Hinderniß zu den höheren Stufen des Dienstes werde.

„Meine entschiedenste Neigung war von jeher die Mahlerei. Der liebe Vater hat mit Aufopferung, durch die Erfüllung dieses meines Wunsches seiner Güte schönsten Triumph gefeiert; — und Du kannst also denken, daß ich meine Bahn so ziemlich sicher gehe; denn der Eltern Sorge macht mir das Ziel zur Pflicht, Neigung belebt mich, Erfahrung warnt, und Jugendkraft findet Freude in der anhaltenden Arbeit.

„Das sind Motive dessen, der nicht Soldat bleiben konnte. — Jetzt ein herzliches Wort zu Dir, der Soldat ist, es bleiben kann, und daher mit Eifer wollen muß, es ganz zu seyn. Dir aus meinen kleinen Erfahrungen eine Ansicht von dem Soldatenstande zu geben, würde Zeit und Papier ohne wesentliches Frommen vergeuden und einseitig bleiben. Was ich Dir, liebster Carl, aber ausschließlich sagen kann, das ist die Wirkung des Standes und seiner Verhältnisse auf Dich, in Rücksicht auf Deine Erziehung, Dein bisheriges Leben und auf Neigung des Gemüthes. Diese drei, die auch Eines genannt werden können, bestimmen jeden Menschen bei

seinem Eintritt ins Militär: entweder den bemerkten glänzenden Weg zu gehen, oder im Stillen nur die Pflichten gegen den Stand und gegen die Lehren der Eltern zu beobachten und lediglich dafür — unbekümmert um die übrige Welt — zu leben.

„Temperament, lockere Grundsätze und endlich Deine Erziehung, die Dir vielleicht einen glänzenden Erfolg verspräche, möchten wenigstens Deine Wünsche zu dem glänzenden Wege in der großen Welt hinaufziehen. In diesem Punkte nimm, lieber Carl, meine kleinen Resultate von Erfahrungen mit brüderlicher Liebe auf und bewahre sie Dir. Sehr wenige Deines Standes — so viele es auch wollen und dabei verunglücken — können diesen glänzenden Weg gehen, ohne durch den Aufwand sich zu ruiniren oder ihren Eltern unbezahlbaren Kummer zu verursachen; ohne durch die Zerstreuungen ihre Pflichten zu vernachläßigen und ohne endlich durch die vielen Täuschungen der Eitelkeit ihr reines Gefühl und treuen Biedersinn aufzuopfern. Frühe Rückkehr aus dieser großen Welt erzeugt Reue, — spätere Rückkehr aber oft Unglauben an das Glück, das dort mit Täuschung lohnt.

„Der Umgang mit Frauenzimmern, so bildend er für jeden jungen Menschen ist, hat für junge Soldaten Wirkungen, die ich Dir, lieber Carl, nennen muß. Sie

saugen ihre Meinungen von Frauenzimmern durch die Augen ein; ist eine hübsch, so steht sie in Achtung; ihren Geist hört er nur auf dem Balle in ein Paar Worten, die als Antwort auf eine Schmeichelei versöhnend sind — und so kann also aus diesem kleinen Spiel der Eitelkeit ein Gefühl entstehen, dem die Vernunft der Jahre durchaus fehlt, ohne welche es nicht vorhanden ist. Romanlecture erfindet die Namen und säet das Gift in die Unverdorbenheit der Jugend; so kann aus scheinbar edlem Gefühle der beste junge Mensch eine Thorheit begehen, die natürlich in ihren Wünschen unerfüllt bleibt, dennoch aber für ihn äußerst reuevoll und beschämend ist. Das wahre Glück dieser Art krönt nur ein Band, das männliche Besonnenheit und männliche Festigkeit des Charakters dauernd macht!

„Beschäftigung! Liebster Carl, das ist das beste Gegenmittel, für alle Zerstörer des jungen Menschen. Zufriedenheit an jedem Abend lohnt für den gut angewendeten Tag, und wie froh macht der Gedanke, jeden Tag nach dem Willen der lieben Eltern verlebt zu haben und so ihrer Liebe gewiß zu seyn. Glaube mir, Gewohnheit an Beschäftigung, das ist das größte Glück, das für den jungen Menschen existirt.

„Du wirst mit Recht denken, daß ich selbst diesen Ansichten in meinem Leben nicht treu gewesen, aber

doch die wenige Zeit, wo Arbeit meinen Tag ausfüllte, war so beglückend für mich, daß ich nun mit Freude den thätigsten Stand erwählte. Musick, Zeichnen sind Talente, die sich durch Uebung schon ziemlich ausbilden lassen, und einem jungen Soldaten wirklich Werth geben, zudem sind sie unter den Arbeiten als Zerstreuung zu rechnen. Die übrigen Stunden füllen das Mêtier — praktisch und theoretisch — aus und dann, lieber Carl, wecke Dir den Sinn für die beßere deutsche Litteratur. Hast Du Deinen Tag so zugebracht, dann machst Du Abends einen Spaziergang, bist mit Dir und Deiner Zukunft zufrieden, kannst freudig an Deine fernen Anverwandten denken, — und bist, wie man durch gutes Bewußtsein es seyn kann — sehr glücklich.

„Auch in Rücksicht Deiner Freunde, diene Dir Deine Lebensweise zum Prüfstein; wer Dir in diese Eingezogenheit folgt, wahren Sinn für deine Beschäftigungen zeigt — dem kannst Du trauen.

„In Rücksicht der Plaisirs, deren dort so mancherlei für die Bildung des Geistes sind, bleibe Dein unverrückbarer Maßstab Dein Einkommen.

„Im Dienste, lieber Carl, sei strenger Eifer Dein Sporn; auch der Gedanke ist lohnend, die heimlichen Lobsprüche der Kameraden erwarten zu dürfen; und

es läßt sich leicht mit wenig Anstrengung der praktische Dienst innehaben.

„Ich will schließen weil die Zeit und das Papier zum Schluße mahnt. Entschuldigung verdient vielleicht dieser Brief, weil er als einer der ersten das Gefühl bei Seite setzt, und bloß von den Geboten der Vernunft bestimmt ward; allein Du weißt, daß ich Dich ausgezeichnet von jeher liebte und daß also die Sorgfalt diese kleinen Warnungen mir eingab."

Künstlerleben.

(1802—1812.)

Künstlerleben.

Bald nach dieser treuherzigen, an den jüngeren Bruder Carl gerichteten Epistel, die durch ihren pädagogischen Anstrich den künftigen Jugendbildner ahnen läßt, ergreift Klinkowström den Wanderstab, verläßt abermals das elterliche Haus, wo für seine Ziele kein Bleiben ist, und betritt die Künstlerlaufbahn. Er begibt sich zunächst nach Dresden, um daselbst in der weltberühmten Bildergalerie seine Studien fortzusetzen. Dort findet er einen Landsmann, den aus Wolgast, in der Nähe seiner Heimat, gebürtigen Philipp Otto Runge, und schließt mit diesem Jugend- und berühmt gewordenen Kunstgenossen, der an der Farbenlehre Goethe's mitgearbeitet, die innigste Freundschaft. Als Runge Dresden verläßt (1803), setzt sich der intime Verkehr der beiden seelenverwandten Freunde in einem lebhaften Briefwechsel fort, der mit kurzen Unterbrechungen bis zu Runge's Tod (1810) andauert. Die Briefe Klinkowström's an Runge gestatten tiefe Einblicke in das künstlerische Walten

und Streben der beiden Maler und liefern ein sehr charakteristisches Materiale für jenen Lebensabschnitt Klinkowström's, dem dieser Buchabschnitt gewidmet ist. Es kommen darin überaus interessante, geniale, mitunter selbst tiefsinnige Auslassungen vor. Wer könnte anders als nachdenklich bei den Stellen verweilen, wo Klinkowström von der Farbenmystik, vom Distanzpunkte, vom todten Raum, von den architektonischen Gesetzen der Pflanzenwelt, von dem Genius der Franzosen und was daran ist und nicht daran ist, spricht. Aber man darf eben nicht vergessen, daß Klinkowström seinem Freunde und Kunstgenossen schreibt, der auch seine halben Gedanken und halben Worte versteht, während der bloße Leser hie und da Mühe hat, aus der zwangslosen und sprudelnden Rede sich die Gedankensplitter zu sammeln. Nichtsdestoweniger habe ich die ungeschminkte Wiedergabe der Schriftstücke einer Bearbeitung derselben vorgezogen, weil der gestaltende Eingriff einer fremden Feder des Zaubers der Ursprünglichkeit entbehrt und der Darstellung ihr frisches, lebendiges Colorit benehmen würde.

Nebst diesen Briefen an Otto Runge enthält der Abschnitt auch Briefe an Daniel Runge (Otto's Bruder) und an Carl v. Klinkowström (des Briefstellers Bruder), also eine förmliche Sammlung von

Briefen, die in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt sind, und dort, wo es der inneren Verbindung wegen nöthig oder zur Aufklärung der Sache dienlich erscheint, vom Herausgeber mit erläuternden Bemerkungen und Zusätzen unterbrochen werden.*)

Das Künstlerleben Klinkowström's umfaßt zehn Jahre, von 1802 bis 1812. Es beginnt in Dresden und schließt ab in Wien. Dazwischen liegen, gewissermassen als Etappen auf dieser Künstlerlaufbahn, die Weltstädte Paris und Rom, wohin Klinkowström, von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben, zur Ausbildung und Ausübung seines Berufes gezogen war, nachdem er zwei lange Jahre vorher, vereinsamt in seinen Bestrebungen, fern von allen Anregungen zur Kunst mit landwirthschaftlichen Belangen des

---

*) Die Briefe Klinkowström's an die Brüder Otto und Daniel Runge sind bereits in Auszügen zur Veröffentlichung gelangt in der Druckschrift: „Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, Maler", herausgegeben von dessen ältestem Bruder. Hamburg, 1841. II. Theil. Die Briefe an Carl v. Klinkowström sind Originalquellen, bisher nicht in Druck erschienen. Der leichteren Uebersicht wegen habe ich die sämmtlichen Briefe dieses Abschnittes mit fortlaufenden Nummern versehen. Die Briefe Nr. 1, 9 und 38 sind an Carl v. Klinkowström (C), die Briefe 34 bis 37 an Daniel Runge (D), alle übrigen an Otto Runge (O) gerichtet. Die Abkürzungschiffre für die betreffenden Adressatennamen ist zu beachten.

väterlichen Hauswesens beschäftigt, in der Heimat verlebt hatte.

Diesem Verlaufe des Künstlerlebens entsprechend, ist der Abschnitt in fünf Capitel eingetheilt, mit den gewählten Aufschriften: Dresden, In der Heimat, Paris, Rom und Wien.

Die große Ausdehnung dieses Abschnittes im Gegenhalt zum Gesammtumfang der biographischen Skizze bedarf einer erläuternden Bemerkung. Es ist dem Herausgeber nicht entgangen, daß wir es nicht mit dem Entwicklungsgange und der Lebensgeschichte eines Malers zu thun haben, sondern mit der Biographie eines Mannes, dessen seine Zeit überdauernde Bedeutung auf einem ganz andern Gebiete liegt. Aber wie war dem abzuhelfen? Auf die Reichhaltigkeit des vorhandenen Briefmaterials zu verzichten blos deshalb, um das Mißverhältniß mit den nachfolgenden Lebensabschnitten gewissermaßen auszugleichen, dazu konnte sich der Herausgeber nicht entschließen. Ist doch jedes Schriftstück des mitgetheilten Briefwechsels von charakterisirender Bedeutung, ein kräftiger Pinselstrich mehr zu dem wohlgetroffenen Portrait, welches Klinkowström von sich, von seinem ganzen Wesen entwirft. Der Künstler dient dem Bilde nur als Drapirung, der eigentliche Vorwurf des Portraits ist der Mensch, der

ganze Mensch, wie er auch späterhin in allen Lebenslagen zu Tage tritt. Daß die späteren Buchabschnitte (mit Ausnahme des vierten) von kleinerem Umfange sind, kommt daher, weil in den betreffenden Lebensperioden Klinkowström mitten im praktischen Leben steht, dort also eine Geschichte von Thatsachen geboten werden kann, die sich auf kleineren Raum zusammendrängen läßt als Reflexionen und Gefühlsäußerungen des inneren Lebens.

I. Dresden.

1. Ankunft in Dresden, Zweck des Hierseins. — Akademie. — Beginn der Kunststudien. — Dresdens Lage. — Theater, Concerte, Bälle. — Kathol. Gottesdienst. — Gesellige Zustände. — Weiber und Männer. — Lebensbedürfnisse.

Dresden, 14. März 1803. (C.) „Seit Ende Juli des vorigen Jahres bin ich hier, wie Du weißt, um die Kunst zu studieren, und von ihren hohen Geschwistern habe ich mich der Mahlerei absonderlich gewidmet. Die erste Zeit meines Hierseins war ich nicht so anhaltend fleißig, als ich es eigentlich wollte, denn das herrliche Klima, die schönen Gegenden und die Neuheit der Stadt selbst riefen mich noch immer öfter zum herumlaufen. Im Allgemeinen kann ich sagen, daß der Ruf der hiesigen Akademie sich zu ihrem wirklichen Werth

verhält, wie ein Elephant zum Floh. Gelehrt wird gar nichts, zum guten Glück ist das Lernen unverwehrt und so arbeite ich denn immer noch zu Hause um die praktische Ausbildung zu erlangen, die erforderlich ist um Gebrauch machen zu können von den herrlichen Kunstschätzen, die Dresden in der Gallerie von Gemählden und in den Sammlungen von Bildhauerarbeiten besitzt, daher auch so berühmt für die Kunstbildung ist. Ich schmeichle mir auch einen glücklichen Erfolg meiner Kunststudien, da ich wirklich etwas Talent in mir bemerke. Wenn ich nur erst das trocken Wissenschaftliche, als Anatomie, Perspektive u. dgl. m. inne hätte und auch das Praktische überwunden sähe, daß ich Selbstschöpfungen darstellen könnte! Wir wollen das Beste hoffen und recht fleißig seyn. Diesen Sommer werde ich als eine Art Gefangener verleben, indem ich mich alle Tage in einen Saal, voll herrlicher Gypsabgüsse der schönsten Statuen des Alterthums, einschließen lassen werde, weil ich daselbst unendlich viel profitiren kann und eigentlich jedermann nur an zwei Nachmittagen der Woche Eintritt hat. Diesen Spätherbst hoffe ich in Oehl zu mahlen. Bis jetzt zeichne ich in Kreide. Ich habe mir kein bestimmtes Fach gewählt, glaube aber, daß ich zum Höchsten, dem Historienmahler, streben werde. Wenn nur nicht so

sehr viele Kenntniße von Wissenschaften und eine ungeheure Belesenheit so nöthig wären; das ist aber etwas, was in meinen Jahren sich schwer nachholen läßt, weil das Gedächtniß nicht mehr so treu als in der ersten Jugend ist.

Uebrigens gefalle ich mich hier recht gut, obgleich ich sehr einsam lebe, da ich keine anderen Bekannten als einige Künstler habe. Aber Dresden ist durch seine herrliche Lage und sein intereßantes Innere so entschädigend, daß man in den Mußestunden sich ganz allein recht vergnügen kann. Die Lage in dem schönen Elbthale, das von einer Seite mit Weinbergen, von der anderen Seite mit mahlerischen Höhen eingerahmt ist, und nach den übrigen Richtungen sich mit den Felsen des Königsteins bis ins gebirgigste Böhmen verliert, während nach Meißen hin eine Idyllenlandschaft sich ausbreitet. Die Elbe theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, eine herrliche Brücke trägt hinüber, die den Standpunkt der intereßantesten Ansicht giebt, die sich in der Nähe einer Residenz erwarten läßt. Diese Naturschönheiten frappiren besonders einen Bewohner des platten Landes und ich habe nach meiner Ankunft eine Reise zu Fuß mit einigen jungen Mahlern bis nach Böhmen gemacht, durch den romantischen gebirgigsten Theil von Sachsen, der deßhalb die

sächsische Schweitz genannt wird. In anderen Jahreszeiten erfreut man sich wieder der sehr schönen italienischen Oper. Ich habe sie aber sehr selten besucht, weil es mir zu kostbar ist. Das deutsche Schauspiel wird auch gerühmt, das habe ich noch gar nicht gesehen. Außerdem erheitern die Winter Abende noch mancherlei Concerte und Bälle in der geschloßenen Gesellschaft, von denen ich mehrere besucht und mich dort recht gefallen habe. Das Schönste, was ich hier aber zu nennen weiß, das aber nicht unter die Vergnügungen zählt, das ist der Gottesdienst in der katholischen Kirche. Die Kirche ist neu gebaut, ohne großen architektonischen Werth, hat aber im Inneren ein sehr großes Altar Gemählde von Mengs und große Schätze an übrigen Zierden. Das vorzüglichste jedoch ist die Musick, welche während der Meße immer von der Kapelle, die ganz trefflich ist, aufgeführt wird. Da habe ich denn die Musick in ihrer Größe, Schönheit und Umfang erkennen gelernt. Der Hof ist katholisch und versäumt keine Meße. Seine Gegenwart macht also die Versammlung brillanter.

Im Uebrigen ist durch Bekanntschaften wenig Annehmlichkeit zu erhalten, weil man nicht sehr gastfrei ist. Mich kümmert das um so weniger, weil ich keine Verhältnisse suche, da ich meine Abende zum Studieren

anwende. Das weibliche Geschlecht ist aber durch den Nationalgeist sehr intereßant, weil in ihrem Wesen ein naives Entgegenkommen liegt, und dann doch ein Widerstand von der anderen Seite sich findet, der zum Theil im Witz oder in wirklich höherer Bildung besteht. Das macht den Umgang sehr angenehm, und wenn man nicht so thöricht ist, in den Irrgarten sich tiefer zu verlieren, so bleibt man auch an Leib und Seele gesund dabei. Die Männer gefallen mir weniger, indem der Nationalcharakter nichts Energisches hat, also wenig leuchtende genialische Subjecte. Da dreht sich denn Alles mühsam in dem engen Geschäftskreis, oder es sind geblähte Renomisten, oder schwache gute Seelen. Es ist wahr, daß mir als Fremder der stille sittliche Geist, der hier selbst unter dem Pöbel herrscht, aufgefallen ist; allein so sehr man diesen friedlichen Zustand in Hinsicht auf die Menge loben muß, so widrig sind die Individuen, wenn man sieht, daß sie weiter nichts können und wollen, als ihr täglich Brod erwerben. So muß denn das schöne Geschlecht aus geistigen Gründen triumphiren, da ihr Verhältniß ohnehin die Zahl der Männer überwiegt.

Die Bedürfniße finde ich theuer, weil ich mich auf andere verlaßen muß, die es einkaufen. Ich speise im Gasthofe an der table d'hôte, die hier theilweise

recht intereßant sind. Mein Quartier kostet mir monathlich 8 C. 16 Gsch. obgleich es im 4½ Stock ist, wozu aber noch ein Zimmer für einen Mahler (Friederich aus Greifswalde) mitgehört. Du weißt ja wohl, daß der Vater ihn engagirt hat, mich das erste Jahr zu unterstützen. Im Ganzen habe ich diesen Winter sehr viel Geld gebraucht, ohne verthan zu haben. . . . . ."

2. Composition St. Georgs. — Angst vor Bigotterie.

— Den 3. Februar 1804. (O.) — — „Mir liegen viele Sachen im Kopf und eine davon habe ich skizzirt und sogar den Einfall gehabt, wenn ich die Figuren ein wenig zusammenkriegen könnte, es auf die Ausstellung hier zu geben, worüber ich aber erst Deine Meinung einholen will. Es ist der St. Georg. Ich habe das Bild ganz romantisch genommen und den Ritter dargestellt, kniend auf einem großen springenden Pferde; rechts die Maria, links den tanzenden David; die Sonne ganz groß hinter der Gruppe u. s. w.

Unten wollte ich an einen Born ein Paar Kinder legen, wovon das männliche als Pilgrim mit klagender Geberde die Flöte bläset, das Mädchen ihn umarmt, und den Morgen erwarten will. Ich wollte darunter den Zustand der Menschen im Durste oder in der Dunkelheit und der Liebe vorstellen, und

wie sie doch mit den matten Tönen ihrer Poesie ringen nach der Sonne (die aus Köpfchen in Strahlen gebildet wird), nach dem Chor der Cherubim. Ich habe besonders die stille Religiosität, die Freude, Liebe, Macht und Herrlichkeit derselben ausdrücken wollen. Der Georg ist gar nicht furchtbar, er breitet beide Arme aus, ohne Waffen, und blickt aufwärts; ich habe ihn eigentlich als die jugendliche Freude des Berufs angesehen. Die Maria mit dem Kinde und dem geschwungenen Rauchfaß soll die Religion sein. Ueber dem Georg ziehen drei Engel herauf, deren Flügel seine Schilde sind. — Mir scheint das Schlimmste dabei, daß die Leute gleich nichts weiter darin suchen werden, als die Versicherung meines Katholischwerdens; und so religiös ich auch das Bild angesehen haben will, so will ich doch just das vermeiden. Die Maria habe ich, wie ich glaube, mit machen müßen, weil der Glaube an sie und ihre Erhebung insonderheit die Wiederkehr der Religion bezeichnet; aber ich glaube doch, daß zwischen diesem und dem, was das Publikum als Katholizism fürchtet, noch viel liegt. Wenn gleich der Platz und die Zeit es nicht erlaubt, Dir meine ganze Meinung auseinanderzusetzen, glaube ich doch, daß Du mich verstehst, da ich ja hier unter Deinen Augen aufgewachsen bin. Wer aber das Bild ganz durch

Verständigung mit der Poesie betrachtet, der, glaube ich, wird das Wesen nicht verfehlen. Schreib' mir ja Deine Meinung bald darüber, denn Du kannst das Schlimmste nicht glauben, welches wäre: mein Bild sei bigott. Wie ich im Uebrigen über das Eine denke (worin Du leider nicht so viel Zutrauen zu mir hast, wie ich wohl möchte), das laß uns mündlich mit Liebe besprechen, fürchte nicht, daß es mir bloß um das Knien in den Kirchenbänken zu thun ist; wer dem Wesen angehört und sich unterwirft, der überläßt die Form und das Gelübde den Blinden, die das Holz faßen müßen, um das Kreutz zu glauben."

3. Drohende Abberufung nach Hause.

— Den 12. März 1804. (O.) — „Sehr erwarte ich Deine Ankunft, um mir von Dir viel Trost und Rath zu erbitten, weil mir viel Unglück droht. Mein Vater will mich von der Kunst wegnehmen, und hat etwas mit mir vor, was er nicht sagen will. Er meint es am Ende recht gut, weil er glaubt, mich dadurch in Ruhe und Wohlstand zu bringen. Die lieben alten Leute denken immer an ihre Zeit und was damals kluge Maßregeln waren, kann es heut zu Tage vielleicht gar nicht seyn. Aber Du kannst Dir meine Betrübniß denken, als ich es erfuhr. Jetzt bin

ich etwas ruhiger weil ich alles dagegen in Thätigkeit gesetzt habe, und man setzt doch am Ende viel durch. Vor Ostern kann ich aber nicht Bescheid haben. Gebe Gott, daß es gut geht, ich wüßte nicht, wie es mit mir würde. — —"

4. Sehnsucht zur Kunst.

Ludwigsburg, 14. Mai 1804. (O.) „Ich schreibe Dir recht in der Noth meines Herzens, denn ich kann es Dir wohl gestehen, daß ich mir eines solchen quälenden Zustandes, als den ich jetzt erleide, nie bewußt gewesen bin. — — Hier bin ich geboren und als Kind auch ganz zu Hause, aber mein besserer Theil, oder meine Thätigkeit fliegt doch immer zu dem Wunderlande, wo der lebendige Brunnen quillt und ich Dich und alle Lieben spreche und wir unter hohen Bildern wandeln. Es ist auch so in der Ordnung, daß der Mann oder schon der Jüngling von Hause muß und suchen das Eine und Einzige.

Es freut mich unbeschreiblich, daß ich es dahin gebracht habe, daß die Eltern und besonders der Vater Zutrauen zu allen meinen ferneren Unternehmungen gefaßt haben, weil ich sie ganz mit bewährtem kindlichen Gemüth beruhigen konnte.

Ich gehe am 31. dieses von hier ab und bin den 7. Juni in Dresden."

5. Arbeiten auf der Galerie. — Rubens und Vandyk. — Correggio und Tizian. — Gedanken nach Rom.

Dresden, 1. Juli 1804. (O.) — — „Auf der Gallerie bin ich recht fleißig gewesen, indem ich in zwölf Tagen fünf Köpfe untermahlt habe. Auch geht es mir damit besser, als ich dachte, indessen nahm ich mir auch dabei recht ein Herz. Ich mache es recht schnell, und wenn ich auch dabei nicht erlange, was ich Anfangs zu erstreben Willens war, eine wissenschaftliche Kenntniß des Farben Gebrauchs, so bin ich doch deßwegen beruhigt, weil ich merke, daß das ein mißliches Ding ist und man leicht in systematische Versuchungen sich verliert. Und besonders erlange ich so, wie ich es treibe, eine gewisse Praktik, die vor Allem nöthig ist; auch unwillkührlich mit den Farben vertrautere Bekanntschaft. Ich habe drei Köpfe nach Rubens, einen nach den Spanier Velasquez und einen nach Vandyk copirt. Morgen fange ich die Jungens von Rubens zu untermahlen an. Es ist doch in Vandyk und Rubens mehr Schule als in den edelsten Italienern, weil eben die milden Uebergänge von Mitteltönen bei ihnen nur so hineingesetzt sind, auch alle Farben mit solcher Virtuosität aufgetragen, daß einen so recht das Skelett der Mahlerei dadurch bekannt wird. Behält man dabei nur seinen Sinn für das Wesen oder die Süßig-

keit und Liebe der Mahlerei, so kann diese anfänglich harte Uebung gewiß nicht schaden. Auch ist mir das dabei so lieb, daß die Töne so schön rein von Farbe sind, und solche Bilder würden gewiß herrlich seyn, wenn sie so schön wie Correggio's gemahlt sein könnten. Auch wegen der Rundung finde ich Rubens ganz vorzüglich. Es ist wahr, alle Lichter, Kernschatten und Reflexe stehen beinahe als Caricaturen gegeneinander; allein wie gesagt, wer seinen Sinn bewahrt, dem schadet das nicht, und hauptsächlich behütet man sich dadurch vor der todten platten Mahlerei, zu der die bloß eigene Bemühung, Angst und Sorgfalt führen kann. Glanz und Lebendigkeit machen die Freudigkeit der Mahlerei aus; beides besteht, meiner Meinung nach, ohne Einwirkung der reinen Farbengebung (wenigstens läßt sich das denken), bloß in der Herrlichkeit des Lichtes und der schön gefärbten Schatten und anmuthigen Reflexe, kurz recht in der lebendigen Rundung der Mahlerei. Correggio war der erste Mahler. Allein wer könnte ihn studiren? Seine Mahlerei ist so sehr ideal, als seine Farben und ihr Gebrauch Geheimniß für uns sind. Tizian hat ohne die lebendige Rundung Correggio's das Mysterium der höchsten Anmuth des Fleisches. Er hat nicht soviel Schatten, aber auch nicht die Herrlichkeit des Lichtes von Correggio.

Mir ist in Gedanken gekommen, diesen Herbst nach Rom zu gehen und habe ich dazu sehr viele triftige Gründe. Erstlich bin ich, so wie Böhndel und Cramer, hier in einen Train gerathen, der uns, weil wir Alles durch uns selbst erlangen wollen, nicht weit führt, weil nicht allgemeiner Eifer bei uns zu finden ist, und einer allein die Kosten von Privatstudien nicht bezahlen kann. Uns jetzt demüthig in die Akademie begeben, geht nicht recht wohl, auch sind wir abgeneigt, weil Grassi als Direktor sich gegen Manche grob betragen. Im Ganzen weiß ich nicht klar, wo es mich drückt, aber kurz, ich bin hier unmuthig und glaube, ich werde erstaunlich eifrig werden, wenn ich die vielen großen Werke Eines Menschen sehe. Auch würde ich mich da recht geduldig ins Studiren begeben. — —

6. Nichtbewilligung zur Reise nach Rom. — Vereinsamung. — Merkur und Argus nach Rubens. — Farbenmißbrauch. — Abspannungsgedanken. — Ruf nach Ludwigsburg.

— Den 29. August 1804. (O.) — — „Etwas sehr entscheidendes ist mir begegnet, das ist die abschlägige Antwort meines Vaters auf meinen Wunsch, nach Rom zu gehen. Er will mich eigentlich nicht ganz von sich lassen, weil sie eine sehr schwere Zeit wohl befürchten können, und ich dann die einzige Stütze meiner Eltern bin. Das hat mich im Anfang sehr hart

betroffen, und ich fühlte es recht, wie verlassen ich dadurch würde, allein ich faßte gleich den schönen Entschluß, mit Aufwendung aller meiner Kräfte hier doch etwas zu werden, und wenn dieser Enthusiasmus nur nicht nachläßt, werde ich gewiß den Winter über sehr viel weiter kommen.

Es wäre mir sehr lieb, wenn Böhndel und Cramer reiseten (so sehr eigentlich ihnen auch die Lust benommen wird wenn ich nicht mitgehe) denn es ist von jeher mein Schicksal gewesen, immer recht arm und einsam zu leben und durch das Versenken in meine Trübsal habe ich stets die Dinge gehoben, die mir zu Theil geworden. Freilich kommt mir dann auch leicht ein Leichtsinn in die Quer und die Anstrengung wird matt. Siehst Du ich fürchte, ich werde noch viel Trübsal erleben, — bis ich im Glauben so weit komme, auch froh mit der Ueberzeugung zu sein, daß ich zu denen gehöre, denen Alles genommen werden soll, auf daß sie haben. — —

Mit den Fortschritten in der Mahlerei bin ich beinahe zufrieden. Ich habe auf der Gallerie jetzt ein Bild nach Rubens übermahlt, das Merkur und Argus in einer Landschaft vorstellt.*) Ich habe mit

---

*) Das Bild ist im Besitze meines Bruders Clemens.

Aufmerksamkeit die anatomischen Farben beobachtet, und denke, daß mir solches nützen soll. Das ists, warum Viele an mir irre geworden sind, daß ich ein Bild von Rubens copirte. Und ich möchte doch sagen, er sei die Minuspotenz von Correggio. Er hat doch einen erstaunlich schönen Farbensinn, und wenn Correggio die höchste Liebe und Trunkenheit ist, ist Rubens die gemeine Wollust und Schwelgerei. Du sagst, mein liebster Freund, ich solle nicht in's Schmieren fallen, und die Farben nicht ohne Bestimmung gebrauchen. Mit dem ersteren da ist es freilich meiner Heftigkeit wegen nicht ganz richtig; aber höre, mein Lieber, das andere ist was Gewaltiges und die Forderung kommt mir ein wenig zu verständig vor. Außer anatomischen Erfordernißen weiß ich mir nichts davon zu denken, und mahle bis es mir gefällt; und gemeiniglich gefällt es dann den Anderen sehr und sie loben meine Farben sogar. Und ich hoffe, daß ich die sogenannte Praktik sehr bald wegkriegen werde, dann habe ich meinen Sinn für die Farben auch mehr ausgebildet, und hoffe dann, unwillkührlich die Farben nicht übel zu gebrauchen. Was Du jedoch darin entdeckest theile mir ja mit. — —

Im Ganzen, mein liebster Freund, sind meine Erwartungen von mir so abgespannt worden, wie die

eitle Ansicht von der Kunst bei mir abgenommen hat. Erlösen werden wir Niemand mit der Kunst, indessen wird sie stets erbaulich seyn, wenn wir in Andacht sie als bürgerliche Handthierung treiben, haben jedoch damit vor anderen Ausdrücken der Sehnsucht nichts voraus. Was wir thun ist — Zeitvertreib oder Arbeit aufs höchste, daß nicht im Müßigang der Versucher zu uns trete. Aber ein ehrlicher Kerl soll sein Gewerbe tüchtig treiben und darum hat man mit dem Lernen Eile, — aber vor Liebesgedanken hilft das auch nicht, und das ist meine Krankheit und Angst. — —

Eben erhalte ich einen Brief vom Hause, daß ich hinkommen soll. Ich freue mich darauf sehr, da alle meine Geschwister zusammen da seyn werden, obgleich es mir auch mitunter einfällt, daß ich hier noch ein schönes Bild von Tizian untermahlen wollte."

7. Einladung nach Hamburg. — Drohende Besetzung Ludwigsburgs. — Zusage für Hamburg.

Ludwigsburg, 24. September 1804. (O.) „Mein liebster Runge, Dein Ruf zu Dir nach Hamburg zu kommen, hat mir eine Freude gemacht, die ich mit meiner Wiedergeburt vergleichen möchte. Alles, was ich dunkel mir gewünscht und bedacht, was mir noch fehlen möchte, um den Weg nur erst zu finden, das

war im Augenblicke Alles nun gelöset. Allein meine Freude ist durch die trübseligsten Umstände so gebeugt, daß ich Dir noch gar nicht sagen kann, wann ehe ich Dich, mein Liebster, umarmen kann. Wir haben hier wohl sehr schwere Zeiten zu erwarten; nicht ich für mich, doch als Kind von meinen Eltern und Bruder hülfloser Geschwister weiß ich nicht Gränzen noch Zeit des Elendes zu denken. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß wir bald von französischen Truppen besetzt werden, und, was das Schlimmste ist, durch ganz thörichte Kriegs Anstalten von schwedischer Seite wird das Unglück für das Land vergrößert. — —

Mein Entschluß ist es nach Hamburg zu gehen und ich schreibe sogleich nach Dresden, um wegen meiner zurückgelassenen Sachen Verfügung zu treffen. Alle meine Freuden und Hoffnungen hängen daran. Ich würde mich vor Freude nicht lassen können, wenn ich meine Eltern außer Gefahr wüßte, und Dir die Zeit meiner Ankunft bestimmen könnte, denn die schöne Kunst ist mir jetzt eine Braut, mit der ich mich durch Deinen Beistand zu vermählen hoffe. Ich merke es schon: was hinter dem Mahlen steckt; und was es sonst noch giebt, das ist bei Dir und alles, und meine ganze Seele. — —"

8. Meinungsschwankungen des Vaters über des Sohnes Kunstbestimmung. — Sehnsucht nach dem Glauben.

— Den 28. October 1804. (O.) — — „Mein Vater betrübt sich stets aufs neue über meinen Weg, der ihm so fremd und ungewiß scheint. Da ist es denn sehr schmerzlich, eigentlich so wenig ihm dagegen sagen zu können, als nur zu bitten, daß ich diese Neigung üben dürfe. Und wenn ich im Inneren auch den kräftigsten Antrieb dazu empfinde, so demüthige ich mich doch mit allen Absichten vor Gott; denn ich fürchte, man könne leicht durch die Berauschung, die unsere Arbeit giebt, sich einbilden, man thue viel mehr. als einfache Leute mit ihren kindlichen Beschäftigungen. Auch sehnt sich meine ganze Seele nach Erbauung im Glauben und ich erwarte von Dir, durch meine Liebe zu Dir, sehr viel hierin, und wenn ich auch nur Eines aus meinen Ahnungen oder ungewißen Glaubensbekenntnißen durch Dich bestätigt sehe, so werde ich fröhlicher in meiner Seele werden. — —

Sollte meine Sehnsucht zur Kunst bloß der Weg gewesen seyn, mir das Auge zu öffnen für das ewige Leben? Wenigstens erscheint sie selbst mir noch wie ein Zeitvertreib, ein spielender Gebrauch der Mysterien der Farben und des Lichtes.“

Ueber den kurzen Aufenthalt Klinkowström's in Hamburg liegen nur spärliche Mittheilungen vor. Runge meldet in einem Briefe ddo. Hamburg, 25. December 1804: „Klinkowström, der bei mir auf der Stube arbeitet (und den eifrigsten Antheil an dem Unterricht des guten Eich nimmt) ist den ganzen Tag hier, und speiset auch mit uns, so daß ich auf der einen Seite recht fröhlich arbeite, und auch durch seine Fortschritte noch mehr gereizt werde."

An Bruder Carl schreibt Klinkowström ddo. Hamburg 15. Februar 1805:

„Im Ganzen bin ich wohl, oft glücklich, manchmal unzufrieden, und bekümmert. Doch weiß ich, wornach ich mich sehne, und halte zu guter Stunde mich freudig und fest daran. Meine Arbeiten glücken mir doch immer mehr und mehr, und denke ich bald, was recht Großes auszuführen. Hamburg ist ein lieber Ort und die Leute befriedigen sehr. Ich wohne bei einem alten Mahler — ignorire aber ihn und seine Familie. Meine Adresse ist: ABCstraße Nr. 165."

Am 4. September 1805 verläßt Klinkowström Hamburg und kehrt wieder nach Dresden zurück. Er schreibt darüber an Bruder Carl, wie folgt:

9. Fehlgeschlagene Aussichten in Hamburg. — Auf dem Brocken. — Baumannshöhle. — Leipzig. — Isolirtheit in Dresden. — Wunsch bezüglich Preußens Politik. — Brüderliche Wünsche.

Dresden, 19. September 1805. (C.) — — „Mir ist es manigfach ergangen. Daß ich Hamburg verließ, hat viele und triftige Gründe. Theurung, Mangel an Kunsthilfsmitteln, fehlgeschlagene Aussicht zum pecuniären Gewinn sind einige davon. Es ist nun schon mein Schicksal seit je, nicht auf geradem Wege zum Ziele zu gelangen, sondern belagerungsartig im Zickzack mich hinan zu schaufeln. Ich habe aber die beste Hoffnung und meine Thaten sollen für mich sprechen. Nur Jammer, daß es eine Prüfung für die Meinigen ist, ihr Zutrauen festzuhalten! Und es ist ein weites Ziel und so verdunkelt in der Zeit! Die liebe Kunst!

Meine Reise hierher war zum Theil sehr angenehm und ich blieb einen Posttag im Harz liegen um den Brocken zu besteigen. Da habe ich denn was herrliches erlebt, und wie wünschte ich Dir, mein liebster Carl, einen gleichen Genuß. Ich fand, wie fast alle Fremde ihn mehrst in Nebel gehüllt, aber die wenigen lichten Stunden haben mir die große Uebersicht gezeigt. Das Athmen der reineren Sphäre war das eigentlich wesentlichere, woraus ein unnennbares Wohlsein im Innersten ensteht. Es ist ein gutes Wirths-

haus auf dem höchsten Gipfel erbaut und man kann alle Bequemlichkeiten haben. Die Leute oben haben in der That eine andere Natur gewonnen und die Kinder waren so frisch und munter. Die Frau kam in die Wochen, nachdem sie einige Stunden zuvor ganz wohl war. Ich war zwei Nächte und beinahe zwei Tage oben, und traurig als ich hinab mußte. Ich hatte hinauf 4 Meilen zu Fuß gemacht, hinab machte ich noch einen Umweg um die Baumannshöle zu sehen. Hier blieb mein Führer vom Brocken, und ich kriegte einen anderen Führer und mußte einen Bergmannshabit anlegen. An der Höle wurden die Lampen, die wir beide trugen, angezündet und es ging hinab ins Reich der finsteren Erde. Wenn ich nicht eben von der geliebten Höhe gekommen, würden diese seltsamen Schönheiten mich mehr frappirt haben. Es hat etwas höchst wunderliches in dieser kühlen Tiefe in den seltsam beleuchteten großen Hölen, wie in der Todesstille man nur die Tropfen fallen hört, die dann sogleich versteinern und die eigentliche Merkwürdigkeit der Höle ausmachen, welche aus den mancherlei Bildungen des Tropfsteins besteht. Säulen, Grotten, Brunnen findet man so zum Erstaunen, obgleich der Führer der Figurirungen viel kühnere sieht. Der eigentliche Fels ist schwarzer Marmor, der Tropfstein weiß und blinkend. Es ging durch viele

Hölen und auf Leitern hinab, wie der Führer meinte, 200 Klafter. Die Höle soll aber wirklich Gänge meilenweit haben, die noch nie besucht sind.

Auf den übrigen Theil der Reise berührte ich Merseburg und Leipzig noch. Dort blieb ich einen Tag, fand die Menschen ganz in der kleinlichen sächsischen Eigenthümlichkeit, aber im Orte selbst mehr Leben. Hier (in Dresden) drückt mich nun die Armseligkeit mehr als je, und meine Isolirtheit ist mir besonders lieb. Meine Bekannten sind nach Rom und ich bin ungestört, bewohne ein sehr angenehmes Logis, wohlfeil und bei guten Leuten. Und so sind die äußeren Umstände ziemlich günstig. Da hättest Du eine eilige Skizze meiner bisherigen Begegniße mit der besonderen Bitte mir bald zu schreiben, wie es Dir gegangen. Es ist nicht bloß das wichtig, was uns begegnet, sondern die Spur, die Alles in dem Inneren zurückläßt, und ich werde Dir bei Gelegenheit auch Manches schreiben, wozu ich gelangt bin seit der Zeit.

Es ist eigentlich ein Zeitpunkt so des allgemeinen Interesses, daß das Widmen der eignen Person zu irgend einem Stande mit in das Allgemeine verwebt wird. Wer kann ungerührt bleiben bei den Ereignißen heut zu Tage, wer nimmt nicht im Innern herzhaft eine Parthey, und ich wünsche nur daß Preußens

Politik nicht auf bloßen Eigennutz wieder hinausläuft, zu einer Zeit, wo die Mächte es zu wollen scheinen, die heiligen Schranken des Rechtes zu erhalten.

Dir, mein bester Junge, wünsche ich, daß Du ein friedliches Sort findest, Deine Uniform glänze nur bis zu dem Feste, wo Du die Hand der Liebe erfaßest, und dann werde ein freier Mann, was mehr ist. Bleib treu den Deinen und liebe mich, wie ich Dich von ganzer Seele liebe. Schreibe bald. Dein treuer Bruder Fritz."

10. Stimmung auf der Galerie. — Correggio's Bilder. — Ein Rafael. — Tizian's Zinsgroschen. — Del Sarto's Abraham. — Corregio's Nacht. — Neue Schwankungen über Fortsetzung der Künstlerlaufbahn. — Anekdote über Bonaparte. — Entwurf eines Studienplanes. — Copie nach Pordenone. — Eich's Methode. — Runge's und Klinkowström's gemeinschaftliches Arbeiten. — Hamman's Schriften.

— 3. October 1805. (O.) „Die ersten 14 Tage bin ich als Müßiggänger auf der Gallerie gewesen. Sie überraschte mich nicht neuerdings, doch affizirt wurde ich auf's äußerste zu Zeiten und fand einen sonderbaren Unterschied der Wirkung auf mich gegen sonst, wo ich beschäftigt war, das Dargestellte zu verstehen. Jetzt schien mir der Verstand so passiv, daß es gleichsam nur der Stille bedurfte, um das Bild in mich zu spiegeln.

Die Correggio's, sowie alle besseren Mahlereien sind ganz so zu verstehen, wie Du und ich es durch Eich gelernt. Der St. Georg und das älteste Bild

von Correggio sind jetzt unten in der Gallerie. Ersterer ist sehr warm und kräftig untermahlt, Mezzatinten alle dünn und über diesen Asphalt, welches die lichten grünlich warmen helldunkeln Massen macht. Ueber das Fleisch im Licht weißröthliche Lasur und nach Umständen klar getupft. Die vorderen Figuren zeigen ganz die kräftige Struktur der Uebermahlung; die hinteren sind abgeschliffen und gegen dieses glatte Fleisch steht nun die Umgebung (Draperien und Grund) kräftig und dick; besonders ein blaues Gewand, welches über dem schön rothen liegt, ist stark pastirt. Das Ganze ist so holdselig als theilweise leicht und frei gemahlt und nichts weniger als unmöglich auszuführen. Der älteste Correggio ist wohl reiner im Styl und mehr gestaltet: das Bild hat mich sehr frappirt. Der Sebastian ist doch das üppigste Gemählde! — Aber der Rafaël! Das ist so ohne weiteres: ein Seyn! Die Gestaltung beruht auf einem reinen einfachen Verhältniß, aus welcher Beziehung nicht der kleinste Theil weicht. — Besonders zu gedenken ist noch Tizian's Christus mit dem Zinsgroschen, das ist auch ein erstaunliches Bild und vortrefflich gemahlt. Auch sehr lieb ist mir del Sarto's Abraham; die Darstellung ist in dem Schwunge eines Psalmisten. Bei der Nacht von Correggio kommt mir die

Künstlichkeit immer deutlicher heraus. Die Venus von Tizian ist mir gar nicht so lieb mehr. — —

Ich bin im Grunde noch nicht beruhiget, bis ich Briefe vom Hause erhalte, da ich nicht weiß, ob bei den jetzigen Umständen ich meine Kunstlaufbahn werde fortsetzen können; habe auch zu Hause erklärt, ich werde ihre Lage gern theilen, wenn es ihnen dort lieber sei. Es ist ohnedieß eine Zeit, wo man sich der größten leidenschaftlichen Partheylichkeit nicht erwehren kann, und wenn man denkt es ist Freundesland und Deutsch, — da weicht der Sand unter den Füßen. Hast Du die folgende Anekdote gehört von Bonaparte? Der Kurerzkanzler hatte versucht, eine deutsche Bibliothek in Paris anzulegen; Napoleon hat schon 100 Abonnements genommen; als die Sache aber zu Stande kommen soll, äußert er sich abgeneigt und verächtlich. Man sagt ihm, nicht bloß Litteratur, sondern Wissenschaften (sciences exactes) würden die Wahl bestimmen. Er antwortet: „Die Deutschen können nicht von Chemie und Physik reden ohne Politik und Freiheit zu erwähnen" (à propos de Chymie et Physique ils parlent politique et liberté). Er wittert Morgenluft. — —

Ich habe hier jetzt im Anfange viel mir damit zu thun gemacht einen Plan für meine Studien zu

entwerfen, sie auf etwas Gewißes zu richten. Seitdem ich gegen die Poesie des Tages als Willkühr eingenommen ward, spricht mich in Allem das Seyn bedeutender an, und war denn auch das Ziel meiner Entwürfe. Die mathematische Beschaffenheit aller Dinge, welche sich zu den Bedingungen unserer Anschauung verhält, wie die Geometrie zur Perspektiv, ist es, welche die Gewißheit des Seyns enthält. Und wenn ich auch vorerst nicht alle Kunstbildung darauf resolviren kann, so müßte mich dieses Verfahren doch zu etwas führen, das dem Typus der Alten gleichen dürfte, welchen sie bestimmt zu ihren Figurirungen hatten.

Ich bin wieder etwas in's Arbeiten gerathen; habe auf der Gallerie noch alla prima einen schönen Kopf nach Pordenone copirt und seit dem 1. dieses auf der Akademie nach Modell gezeichnet, welches sehr schlecht geht.

Schreib' mir doch ja bald; Du kannst nun schon viel seitdem gemacht haben. Und wie es Dir geht. Wenn ich nur erst völlig in Ruhe bin und arbeite, wollen wir uns treu und umständlich unsere Erfahrungen mittheilen. Ich wiederhole Dir meine Bitte, Dich Anderen zu vertrauen, um Deiner Arbeit willen, und kann in dieser Beziehung Eich's Umgang nicht

werth genug halten. Durch alle seine überflüssigen Regeln hin geht doch ein schöner Sinn und eine treffliche Erfahrung und ich gäbe jetzt viel darum mehr von ihm profitirt zu haben. Grüße ihn ganz besonders, und sage ihm, ich erinnerte mich mit der freudigsten Dankbarkeit seiner, je mehr ich an den vergeblichen Arbeiten Anderer die Wahrheit und den Geist seiner Methode erkennte. Ich werde auch an ihn schreiben und einen Aufsatz über das was ich von ihm behalten habe, ihm zum Durchsehen senden. Grüße ihn über die Maßen sehr. *)

Erwähne doch, Herzens Otto, von den Hoffnungen und dem Mißlingen unserer gemeinschaftlichen Arbeiten nicht so oft; im Ganzen ist es damit ein Ding der Gelegenheit, welches unserem himmlischen Vater anheimfällt. Laß uns jedem die Eigenthümlichkeit treu und liebevoll ausbilden, das andere findet sich, wir würden uns sonst in Art und Weise geniren. Meine Hoffnungen auf unsere Gemeinschaft zielen auf den Abend unseres Lebens. Wenn es auf dem Weinberge nicht mehr geht, dann kommt man zusammen. Speklern

---

*) Hofrath Eich aus Düsseldorf unterrichtete Runge in den elementaren Verhältnissen der Farbentöne zu einander. An diesem Unterrichte nahm Klinkowström, wie vorhin erwähnt, während seines Aufenthaltes in Hamburg eifrigsten Antheil.

laß ich sehr bitten, wenn er Zeit hat, Dir den Titel aller Hamann'schen Schriften auf ein Zettelchen für mich zu schreiben."

11. Kunst ist That. — Vornahme weise zu werden. — Zeichnen nach mathematischen Constructionen.

— Den 2. November 1805. (O.) — — „Was Du von dem Zurückgezogenen und der laueren Stimmung andeutest, die Du bei Manchem gegen Dich bemerkest, beantworte ich herzlich, weil es mir zu wichtig vorkommt in diesem Zeitmoment, und mich in dem mit trifft, dessen ich mich oft beschuldigt habe. Es liegt im Wesen der Kunst, und so herrlich prophetisch geheim im Inneren der besseren Menschen, daß vom Künstlerwerke Thatsachen gefordert werden und die besten Intentionen die fleißigste Beschäftigung und Arbeitsamkeit bloß als solche für unzulänglich gehalten werden. Und diese Forderung, steigert sie sich nicht zur höchsten Analogie dort, wo sich das Verhältniß eröffnet von der Intention zur Schöpfung wie von der Theorie zur Kunst? Es möchte das vielleicht im Wesen des Bildungstriebes beruhen, und also Weisheit und Vollkommenheit um so mehr Bedingung und Ziel für den Künstler sein. Die Kunst ist die That einer Theorie, an deren Ahnungen oder Intentionen noch Generationen sterben können und also auch wir,

mit dem Bescheid, daß wir es nicht ausführen werden, oder ausführen können dürfen, und unsere Zunge zähmen, dem Dünkel wehren sollen, wenn wir nur kritzeln, was hier und da Eigenschaften der Vollkommenheit an sich trägt.

Wir haben es gewiß sehr schlimm in dieser Zeit. Man wird entweder in die Schlaffheit der Gesellschaft hineingezogen, oder geräth in die Spannung der isolirtesten Kräfte. Und die Werkstatt des Künstlers soll doch in einer Ruhe sein können, die eben aus der Heiligkeit seines Gemächtes gewürkt wird. Das empfindet insgeheim ein Jeder. Was sind aber wir dagegen? Und doch soll man thun, was man kann. —

Kannst Du Dir es denken, daß ich mir es vorgenommen, weise zu werden? Dagegen sticht nun meine Albernheit und lumpiges Machen recht ab, wie Fratzen auf weißem Grunde. Aber eben dieser weiße Grund ist doch schon eine kleine Wand zum Tempel, und bei dem Ernst der kurzen Zeit entfernen sich die schwarzen Fratzen mehr und mehr. — O die Gnadenwahl dieses Berufs, die zu ergreifen dem Schlechtesten und Kleinsten offen steht, ist doch dem Menschen als Eigenschaft von so hoher Art gestellt, daß wohl die Zeit, wie Welle am Felsen, daran zerstieben muß!

Im Zeichnen mühte ich mich nach mathematischen Construktionen, allein das ist ein luftig Ding, ich bin auf manchen Stein gestoßen und wir wollen es noch etwas beruhen lassen."

12. Geistige Ueberspannung. — Wiedererwachende Lust zur Arbeit.

— Den 22. November 1805. (O.) „Mein voriger Brief wird Dir schon bewiesen haben, wie ich mich übernommen und einige Tage hernach mußte ich mich auch für krank erklären. Seitdem ist mir jeden Anlaß zu inneren Afficirungen zu meiden, befohlen, und Arbeit, Ernst und Einsamkeit wurden mir verboten. Es war so viel gemeines Uebel der Hypochondrie, als Gefahr von Nervenkrankheit; doch nun hoffe ich beides hinter mir zu haben.

Die Ursache war, daß ich mich plötzlich auf mich zurückgezogen und zu sehr angegriffen hatte; jene mathematische Tendenz besonders mit, und daneben das Ringen des gläubigen Geistes, welcher mir manchmal Zustände verursachte, die mein Tod hätten werden müßen, wenn ich nicht abließ und gedachte: Gott ist ein Gott der Lebendigen — und ein lebendiger Hund besser als ein todter Löwe.

Fortsetzung am 2. December 1805. Herzensfreund, mit wenigen Worten will ich diesen Brief beenden. Es wird schon wieder besser mit mir und habe Lust

zur Arbeit. Die Zeit scheint die Gefühle eines Jeden recht zu erfordern und doch soll Jeder wohl in seinem Berufe des Geistes des Guten warten, und so seien wir denn alle Prediger desselben. Darum will ich nach Kräften treu sein im Ausharren und mich nicht allzu bange sein laßen um die Meinigen, welche im Schicksal mit erfaßt sind. Ich war nah' daran, zu Hause zu gehen, doch nun bleibt's wohl noch bis aufs Frühjahr und wenn ich recht ins Arbeiten komme, so werde ich vielleicht künftigen Herbst anderswohin gehen, um es weiter zu treiben. — Vorerst soll nun die Vortrefflichkeit der Theile mein Ziel sein, bis mir die Erkenntniß des Gesammten der Kunst wird. Meine Bemühungen dahin waren bisher so frevelhaft als verderblich und du fühlst wegen des Mathematischen ganz recht. — —

Laß uns seyn. Die Engländer siegen in der Ruhe ihrer Eigenschaft so stets über das Thun der Franzosen."

13. Vaters Vorschlag zur Bestimmungsänderung. — Oesterreichischer Militärdienst. — Diplomatische Anstellung. — Verzicht auf väterliche Unterstützung. — Mehr empfangend als gebend.

— Den 11. December 1805. (O.) „Eilig und unvollständig werde ich Dir heute von etwas sehr Wichtigem schreiben und bitte es Daniel und Perthes mitzutheilen und um Euren freundschaftlichen Rath. Meine bis-

herigen Briefe an die Eltern hatten traurigen und unmuthigen Inhalt, da ich schwach von Krankheit war, und die Vorsätze meines Eifers so unerfüllt sehen mußte. Sie haben sich zu Hause deßhalb Sorge gemacht, meine gute Mutter ist obendrein krank und der Vater durch immerwährendes Mißverstehen meiner Carriere nimmt meine Aeußerungen nun auch für Wankelmuth und trägt mir, wie schon öfters, eine Aenderung meiner Bestimmung an. Er schlägt mir vor durch den General ** in österreichischen Dienst zu gehen. — — Man kann unsern Kunstbetrieb zwar nicht von dem Vorwurf reinigen, daß für ihn, sowol was die bürgerliche Existenz als seine andere eigentliche Bestimmung betrifft, kein Zeitpunkt ist. Alles hängt mit Erwartung an den großen Resultaten der jetzigen Ereigniße für die Menschheit und daher kann ich es meinem Vater auch nicht verdenken, daß er die Kunst noch kleiner ansieht, und mir eine höhere Sphäre der Thätigkeit wünscht. Soldat zu sein ist nun eigentlich mein Wesen nicht, allein wenn ich diesen Antrag einigermaßen in Betracht ziehe, so wäre es, um mich an den General ** zu attachiren, da ich diesen Mann für mehr als Soldaten halte, und dessen Intereße für Etwas, das den Wünschen, die aus unserer Gesinnung hervorgehen, entspräche. Nun habe ich zwar nichts als diese Gesinnung,

die sich wohl über die Menschheit ausbreitet, allein die Kräfte und Materialien, welche in Charakter oder reichen Kenntnißen liegen, kann ich mir doch nicht so zusprechen. Ich will und muß indessen um meines Vaters willen darauf eingehen, und werde ihm deßhalb schreiben, daß ich mich drein ergebe, wenn ich nämlich um des Generals Person einen Posten bekäme, wo ich nachher Aussichten haben könnte, eine andere Sphäre zu erlangen, welche mehr meinem Sinn genügte. Außer diesem aber Militair und gar Oesterreichischer zu werden, kann ich auf keinen Fall annehmen, auch nicht mit der vortheilhaftesten Charge, wenn nach dem Kriege ein Garnisonsleben mein Schicksal würde. Zugleich werde ich schreiben, ob nicht vielleicht eine Anstellung im diplomatischen Fach zu erhalten stände, ebenfalls eine Richtung, die Aussichten zu guter Wirkung darböthe. Dieses wäre es am Ende, warum ich so etwas thun könnte, weil unser Wünschen und Streben doch nur der Menschheit gelten kann, wenn unsere individuelle Freiheit selbst dadurch bürgerlicher werden könnte. Im anderen Fall und obgleich man vor der Hand mehr Zeitungen lieset als die Kunst studiert, möchte ich diese nicht fahren laßen, weil es doch ein verborgen freies Leben mit dem Künstler ist, und bürgerliche Aussichten sich dabei vielleicht noch

finden. Allein das werde ich vermuthlich diesmal nicht durchsetzen können, da Zeit und Geld bisher ein zu ungenügendes Ziel erlangt haben, wogegen ich dem Vater nichts einwenden kann. Finde ich gleichwol von dem großen Guten in seinem Vorschlage nichts, so will ich doch sehen, mich in der Kunst durchzuarbeiten und das mit Verzicht auf väterliche Unterstützung und durch ernsthafte Unternehmungen.

Wenn die großen Angelegenheiten zum Schluße kämen, dann freilich wäre es Zeit, Künstler zu sein. Auf ein bloß bürgerliches Leben ist es von meinem Vater auch nicht abgesehen, daher ich mich denn auch um so williger finden müßte, wenn ich nur ein Kerl darnach wäre; aber ich bin wirklich eigentlicher empfangend als gebend. —— Mein Herz schlägt für die allgemeine Sache unserer Liebe und ich möchte, wenn es so seyn sollte, solche bescheiden in der Kunst üben."

14. Noch nicht der rechte Krieg. — Sinn für innere Wohlfahrt. — Der nächste Friede ein kläglich Ding.

— Den 15. Dezember 1805. (O.) „Du wirst nun schon meinen letzten Brief erhalten haben, und ich kann mir denken, daß Du und die anderen Freunde sehr für die Aussichten gewesen sind, welche mir militairischer Weise eröffnet zu seyn schienen. Ich war selbst sehr

erhitzt davon, freilich aber war es immer noch Ausschweifung von meiner Krankheit her. Beim Lichte besehen, ist die Sache doch wohl anders; überhaupt wird dieser Krieg vielleicht eher aufhören als man glaubt und kurz: der Krieg, zu welchem Jeder beitreten möchte, ist es nicht, oder noch nicht. Zu gehörigen Motiven eines solchen ist die Zeit noch nicht gediehen. In sich kann man nicht anders als behaupten, daß die Sache Gottes sich nicht mit Fäusten schlichten laße; indessen im Allgemeinen ist unsere Theilname im Aeußeren auch gleich an ihrem Ort, sobald das Vornehmen in brüderlicher Gemeinschaft geschieht. Unterdessen würde ich es für Uebereilung halten, mit jedem Knechte oder Vorboten zum Kampf zu eilen. Man kann es auch schon der Form ansehen, was an dem Dinge ist, und was sollte es mir helfen, meine Lebenszeit nachher in Garnisonen zu vergraben! — —

Alles steht nun dahin; ich habe es nicht blindlings abgewiesen, da man nicht wissen kann, was dahinter steckt, jedoch habe ich gegen den Vater geäußert, daß auf der Bahn der Ehre mein Sinn für die Angelegenheiten innerer Wohlfahrt stehe, daher ich selbst bei einer militairischen Placirung diese Sphäre im Auge haben würde, um durch Thätigkeit zu fruchten. Dieß

wäre denn wohl durch eine Stelle im höheren Civil oder Diplomatischen Fach zu bewirken. Indessen werde ich demungeachtet wohl Alles anwenden, um meine bisherige Bestimmung zu behaupten. — —

Doch ist dem also, daß ich gerufen werde, so eile ich mit ganzer Seele zu folgen; nur ist es mir immer so, als würde der nächste Friede noch so ein klägliches Ding, wie dieser Krieg gewesen, in welchem man sich nicht denken konnte, daß die Deutschen siegen würden, indem sie weder Zweck noch Ursache in ihrem Herzen trugen. Der Friede wird ein Gebäude flicken wollen, daß den alten Schläuchen gleicht."

15. Beginn der Copie von Correggio's Nacht.

— Den 26. April 1806. (O.) „Ich freue mich auf den Herbst, weil da meine Unternehmung (Copie der Nacht von Correggio) ausgeführt sein wird und sich dadurch die liebsten Aussichten mir eröffnen. Die Meinigen werden auch Freude und Beruhigung daran haben, denn, wenn sie das Bild sehen, fällt jeder Gedanke an meine Mühe und Arbeit weg und die Freude über das Bild selbst beweiset meine Bestimmung für die Sache. Ich hoffe zu Gott frohe Tage alsdann, auch bist Du bis dahin noch im Lande. Meinen fernern Weg werde ich dann bestimmter über-

legen. Morgen ist der Tag, an welchem ich mein Werk beginne; bete für mich. Für so schwer, als es verschrien ist, kann ich es nicht halten, aber die erforderliche Geschicklichkeit ist es, welche die Schwierigkeit macht, nicht der mystische Effekt. Ich denke nach und nach so die Gunst des Inspektors zu erhalten daß ich Mittags auf der Gallerie bleiben kann, um, wo möglich, bis zum Herbst noch etwas anders zu machen. Wie es mir damit geht, werde ich Dir nachher oft erzählen. Freudig und zuversichtlich gehe ich daran, ohne Uebermuth, und hoffe wirklich Alles Gute davon, wenn Gott mir die Gesundheit schenkt. Wie schmerzlich sind mir die vorigen Zustände von Schwachheit, Trübsinn, — wo Gottes Gnade mir so unverdient zu Theil geworden; und nun, ohne daß ich noch etwas kann, sitze ich vor solch einem Bilde, um es zu copiren und es reihen sich die schönsten Hoffnungen meines Herzens daran! Dennoch verlaßen mich die Krankheitsqualen noch nicht ganz, denn meine Hypochonderie war wirklich Localübel. Fridrichs *) Abwesenheit wird mich verlaßener machen, da er mein einziger noch übriger Umgang war."

---

*) Fridrich, Maler, geboren in Greifswald 1774, gestorben als Professor in Dresden 1840.

16. Hypochondrie. — Fortschritt der Copie. — Untermalung und Impastirung nebst anderen technischen Handgriffen. — Mit Campe in die sächsische Schweiz.

— Den 18. Juni 1806. (O.) „Etwas haftet wohl noch das wirkliche Localübel der Hypochondrie bei mir, viel kommt aber von der schlimmen Richtung meiner Natur, und daher, daß mir bei Wunsch und Streben nicht das wahrhafte Glück wird, ein Kind meiner Kunst erzeugt zu sehen. Doch es wird gewiß kommen.

Mit meiner Arbeit glückt es vielleicht mehr, als ich es selbst weiß, da fast Alle sich so erbaut davon finden. Ich freilich möchte um Vieles die bisher daran verwandte Zeit zurück haben, oder noch viele Zeit vor mir, da ich bestimmt weiß, wie sehr viel besser ich es nun machen würde. Allein es ist wirklich ein größeres Unternehmen, als ich dachte, und ich werde mit Noth diesen Sommer fertig, welches doch sein muß, denn ich will und muß fort von hier. Die Untermahlung habe ich in achtzehn Tagen vollendet. Alle machten mich Angst, ich würde nicht fertig; und so zuversichtlich ich bin, so geht dergleichen doch zu Herzen. Seit acht Tagen bin ich beim Uebermahlen und rechne bis Mitte Augusts dazu. Die Untermahlung thut mir gute Dienste. Ich hatte Alles in warmen Tönen angetuscht, um die großen Schattenmaßen, oder vielmehr

Dunkelheiten klar zu behalten; meine Lichtmaßen dagegen stark impastirt. Ich habe die große Schwierigkeit, daß das Original auf weißem Gypsgrunde und die Untermahlung wahrscheinlich mit Asphalt angetuscht ist. Dessen wollte ich mich nicht bedienen, weil man mir vorgeredet, er stieße die darüber angebrachten Farben ab. Ich hatte nun darin keine Erfahrung und ahmte durch Mischungen von gebraunter dunkelgrünen Erde oder Mittelocker, und dieses abwechselnd mit halbgebranntem Beinschwarz ihn nach. Letzteres ist ein schöner Ton, der lichter und wärmer als das gewöhnliche Beinschwarz ist. Die Untermahlung schien eher eine Zeichnung mit etwas Fleischtönen gehöht. Meine Uebermahlung wird ebenfalls noch ganz anders als das Original, da dessen eigentliche Schönheiten, Farbenspiel und Töne, ganz in den Retouchen bestehen. Manche Localfarben sind selbst unten ganz anders. Ich verspreche mir heimlich großen Vortheil von dieser Arbeit, an der ich zwar nicht so schrecklich angestrengt sitze, denn es hält sich nicht aus, und zu anderen Arbeiten außerdem habe ich wahrlich nicht Kraft und Lust. Abends bleibe ich bis 7 Uhr; und bei schlimmen Partien verstecke ich mich Mittags. Ich lerne aber den Correggio erst recht würdigen. Welche unnachahmliche Charaktere! Und alles besteht in der Mahlerei!

Welcher Geist des Lebens haucht daraus! Ich freue mich erst zu der Retouchirung. Allein wie erkenntlich muß ich auch gegen Eich seyn und gegen Dich, der Du doch mittelbar die Veranlaßung warst, daß ich Anleitung durch Eich's Methode erhielt! Nie hätte ich so eine Arbeit unternehmen können, und, wie wahr die Sache ist, sehe ich daraus, daß die mehrsten hiesigen alten Praktiker sagen, „sie möchten es doch auch einmal so machen", so seltsam auch meine Arbeit hier erscheint. Ich laße mich aber gar nicht ins Demonstriren und Disputiren ein, da das eigentliche darin besteht, es heraus zu bringen; dann zeigt sich das Rechte von selbst. Es ist zum Verwundern, wie wenig Auge doch die meisten Mahler haben. Sie sehen von dem, was unter der Oberfläche liegt, nichts; wie können sie aber diese verstehen, da die Oberfläche nur durch das Unter verursacht ist? Es sind gewaltige einfache Elemente, woraus die große Wirkung dieses Bildes entsteht. Die letzte Lasirung ist mit klaren Farben und Glanzlichtern über das unten stark impastirte Fleisch und im Gegensatz trübe über alle Nebengegenstände, so daß diese dadurch alle reflectirend werden und leise theilnehmen an dem Leuchten der Körperfiguren. In diesem letzten Hauch spielen die Farben der Wolken und Landschaft und werden dadurch himmlisch subtil

und viel schöner. Ueber der Engelgruppe liegt zum Theil ein Flor von Ultramarin. Das schwerste aber, oder das allein schwere ist die Mahlerei davon, denn wie sprechend diese seyn kann, das sieht man erst beim Correggio. Dazu gehört denn freilich mehr Meisterschaft, als ich habe, um zu copiren. Allein ich hoffe denn doch, daß das Ganze des Effekts in meiner Copie soviel enthalten seyn wird, um Mängel zu entschuldigen. Und genoßen kann das Bild überhaupt nur in gehörigem Abstande werden. — —

In bin zu Pfingsten in der sächsischen Schweitz gewesen, mit Buchhändler Campe aus Hamburg, durch Perthes an mich gewiesen. Daß die Landschafter nicht mehr auf dem Lande zubringen, ärgert und wundert mich. Grüße gelegentlich alle Hamburger. Euch hat wohl viel Unglück betroffen, und wer ist, dem es nicht noch widerfahren kann? Es ist jetzt nichts sicherer, als was man kann und ist."

17. Machtspruch zur Vollendung der Copie. — Retouchirung. — Gedanken nach Wien. — Kosegartens Kirche. — Mitschuld der Künstler an Nichtausübung der Kunst. — Rom.

— Den 7. August 1806. (O.) „Meine Arbeit werde ich am Ende nur durch einen Machtspruch für fertig erklären müßen. Wenn mir nicht so sehr um die Vollbringung des Werkes zu thun wäre, würde ich

jetzt viel froher seyn über den Nutzen, den ich wohl davon heimbringe. Allein es ist gar zu viel daran zu thun, und je mehr die Hexerei des Effekts verschwindet, desto höher steigt die Forderung der Virtuosität des Pinsels — eine Schwierigkeit die man zuerst mehr übersieht. Seit dem 1. fange ich die Retouchirung an und geht noch ziemlich Alles nach meinen Voraussetzungen, auch habe ich wirklich gute Hoffnungen, allein an Stellen kann ich sehr matt werden. Heute habe ich 12 Stunden am Kopf der Maria gearbeitet und wie roh und sprachlos ist er geblieben! Mit diesem fieng ich leider jedes Mal an, daher die Unterlagen immer am schlechtesten gerathen sind. Allein wie gut es thut, Localfarben zu sparen, sehe ich jetzt ein. Nämlich kräftig, eintönig aber transparent untermahlen, dadurch nehmen alle leicht darüber getragenen Localfarben eine unfehlbare Verbindung an. Bald werde ich mehr Freude daran haben, wenn es etwas mehr ein Ganzes, um einen Grad höher ist. Mir wird manchmal Angst wegen der Zeit. Und dann wird die Ueberzeugung bestimmter, daß es beinahe Unsinn ist, ein solches Bild copiren zu wollen, worin jeder Kopf so seelenvoll ist, daß ihn der Meister selbst wohl nicht copiren könnte. Wie unsäglich froh werde ich seyn, wenn ich fertig bin und es nur einigermaßen gerathen

ist! Ich habe dann vielleicht die unverhältnißmäßigste Arbeit, die ich je gemacht haben könnte, hinter mir, und es beginnt eine neue freie Zeit, wo mein Weg gewißer und, will's Gott, geebneter sein wird. Ich denke immer noch, nach Wien zu gehen, obwohl ich meinen Charakter in der Kunst nur auszubilden bemüht sein will, und nach dem Studiren nicht mehr soviel frage.

Kosegartens Kirche kann recht hübsch werden. Ich hatte diesen Sommer auch schon einen Gedanken wegen des Bildes darin. Nämlich hier ist unter den Rafaël'schen Tapeten das schöne einfache Bild, wo Christus im Kahn der Brüder Simonis fährt und sie den gesegneten Fischzug thun. Es hätte sich füglich alla prima machen laßen und könnte bei einer gewißen rohen Größe einen guten Effekt machen. Allein mir fehlt die Zeit, sonst hätte ich es gern umsonst machen wollen. — —

Ich denke oft daran, wieviel Schuld jetzt die Künstler haben, daß die Kunst nicht mehr ausgeübt wird. Man macht wenig, mühsam und für ungeheures Geld, statt daß man Mehreres für weniger und also leichter machen könnte, wodurch es an sich selbst geistreicher oder wenigstens anspruchloser würde. Liegt nicht unser Glück in der Arbeit? Und also nicht im Gelde.

Viel zu arbeiten, das wäre die Sache. Es ist oft mein Streit mit Anderen und ich fühle sehr, daß soviel Eitelkeit, Faulheit und Geitz dahinter steckt, wenn die Künstler sich so kostbar machen. Wenn die Alten so gedacht hätten, wie hätten wir die unzähligen Werke von ihnen, von den köstlichen Cabinetsbildern bis zu den Wandgemählden!

Wann? wie? werde ich nach Rom gelangen? In der Zeit des Strebens ist es doch wohl die Heimath des Künstlers, wenn ich gleich mehr als je denke, daß der Künstler die Welt in seinem Busen hegt."

18. Günstige Stimmen über die Copie. — Erste Retouchirung. — Abreise. — Tieck und Italien.

— Den 1. Oktober 1806. (O.) „Nun wird mir bald wohl und frei. Den 18. d. muß ich fertig sein mit meiner Copie, und bedarf aller Faßung mich zu trösten. Was hilfts, daß es den Leuten gefällt, vielleicht bei uns noch mehr Glück macht? — Ich bleibe unbefriedigt und gehe von der halben Arbeit weg. Je mehr ich das Original verstehe, je gewißer ich jetzt copiren wollte, um so mehr muß es schmerzen, nicht Zeit zu haben. Heute bin ich mit der ersten Retouche fertig, nun käme gerade das beste, liebste; allein die Schicksale der Zeit bestimmen mich, so wie meine Abneigung, künftiges Jahr hier zu seyn; und obendrein

trifft sich eine gute Gelegenheit von Berlin nach Greifswald zum 1. November. Den 23. October reise ich von hier ab, und werde den 1. zu Hause eintreffen; dann soll, will's Gott, eine bessere Zeit anheben, wenigstens bin ich frei. Auch hat wirklich meine Gesundheit gelitten bei der Arbeit. Ich will nur wünschen, daß das Bild nicht sehr gelb oder schwarz wird während der Reise, da es noch so frisch ist. Werde ich Dich noch zu Hause treffen? Wäre dem doch so! — — —

Tieck habe ich hier gesprochen und soll Dich von ihm und Reimer grüßen. Ich habe ihn leider nicht viel gesehen, da er nur kurze Zeit hier war. Italien muß doch das Herrlichste umfaßen, allein die Künstler taugen wohl nichts. Tieck war auch freiwillig gern zurückgekehrt, so auch Rumohr. Diesen fand ich sehr liebenswürdig und klug. Ich hatte manches auf dem Herzen, um mit Tieck darüber zu sprechen, allein es fand sich nicht, und am Ende soll auch der Künstler Alles in der That bewähren. Aber mir war so wohl und hoch ums Herz in seiner bloßen Gegenwart. Wie einsam bin ich hier gewesen; wie schlimm, wenn man unter den meisten Genossen das Gefühl haben müßte, der Höchste zu seyn! Da schläft man ein. Leider giebt es wahrlich so schlechtes Volk unter den Künstlern, obwohl man gern das Gegentheil glauben möchte."

II. In der Heimat.

Seinem Vorhaben gemäß hat Klinkowström an dem im vorigen Schreiben angedeuteten Zeitpunkte Dresden verlassen. Inzwischen ward die Schlacht bei Jena geschlagen. Die Gemäldegalerie von Dresden mußte in Sicherheit gebracht werden. Mit großer Gefahr und vieler Beschwerlichkeit durchzieht der Heimkehrende die bedrohten und beunruhigten Länder. Ende October langt er glücklich in Ludwigsburg an. Bald darauf trifft ihn ein harter Schlag. Seine Copie von Correggio's Nacht scheint nebst dem übrigen Gepäck auf der bewegten Reise in Verlust gerathen.

Für den geneigten Leser, welcher dem Verlauf der Arbeit an diesem Bilde bis in's kleinste Detail gefolgt ist, und, an der Staffelei des strebsamen Malers stehend, so manchen Einblick in die Geheimnisse der Farbentechnik gethan hat, dürfte es von Interesse sein, von fachmännischer Seite, aus sachkundigem Munde ein Urtheil darüber zu vernehmen, ob und inwiefern es dem Copisten gelungen war, eines der großartigsten Gemälde, gewiß aber das effectvollste des goldenen Zeitalters der italienischen Kunst, mit dem Pinsel zu reproduciren.

Philipp Otto Runge, der berühmte Maler und Farbentechniker, schreibt in diesem Betreff an

Goethe*): „Zu meinem Trost habe ich diesen Winter einen Freund in der Nähe, der diesen Sommer in Dresden die Nacht von Correggio copirt hat und jetzt ein gleiches Schicksal mit mir hat; es ist F. A. v. Klinkowström. Seine Sachen, sowie das Bild selbst sind aber wahrscheinlich verloren. Sollten Sie irgend etwas davon hören, so bitte ich, es für mich zu bemerken. Ich glaube, daß diese Copie, wenn auch nicht in der Vollendung, doch in Hinsicht des Effektes und wie die Mahlerei darin genommen, sich vor anderen sehr auszeichnet und ist vielleicht der erste Anfang, der in Dresden gemacht ist, ein Bild durch die Copie verstehen zu lernen."

Das Bild selbst kam später wieder zum Vorschein, wie aus dem nachfolgenden Brief zu ersehen ist, und hat, nach manchen Schicksalen, eine definitive Bestimmung erhalten in der Aufstellung als Altarbild in der Marienkirche zu Greifswalde, wo es noch heute zu sehen ist. Philipp Otto Runge, bei dem die Copie in Verwahrung gewesen, hat den Verkauf derselben an die betreffende Kirchenbehörde vermittelt. Diese hatte anfänglich daran Anstoß genommen, weil auf dem

*) Siehe Runge's hinterlassene Schriften, II. Theil, pag. 329. Der Brief ist aus Wolgast, am 4. December 1806, datirt.

Bilde hinter dem Christuskinde der bekannte Esel figurirt!!

---

19. Wiederauffindung der Copie der Nacht. — Deren Aufstellung in Greifswalde. — Ausfindigmachung eines Käufers. — Kleinere Malereien.

Ludwigsburg, 28. Juni 1807. (O.) „Den 25. d. habe ich meine Copie der Nacht erhalten und finde sie Gottlob nicht so verdorben, wie ich es fürchten mußte. Etwas härter und bräunlicher bloß im Ton; indessen ist das nur von Solchen zu sehen, die theils so viel Sachkenntniß, Kenntniß des Originals, theils so viel feines Gefühl haben, als zum Urtheilen darüber erforderlich ist. Sonst finde ich meine damahlige Hoffnung ganz erfüllt, daß fünfzig Meilen vom Original, und nach einer Zwischenzeit die Copie viel mehr werth haben würde; sie ist ziemlich getreu und ich kann hier stundenlang in dem Bilde leben, unabhängig von den Personen, welche Original und Copie gemahlt. Ach ich gäbe viel darum, Dich nur hier zu haben! Was ich damit anfangen werde, ist noch nicht bestimmt. Hier im Hause ist nicht Platz noch Licht dafür. Auch hätte ich freilich wohl für das Stück Arbeit auch ein Stück Geldes. Vorerst werde ich es im Auditorium zu Greifswald ausstellen, da Quistorp es für seine Schüler wünscht. Theils thue ich es aus redlicher

Gesinnung, diese gemeinnützige Sache meinen Landsleuten schuldigerweise mitzutheilen, so viel Schusterurtheile mir auch und noch schlimmere, oder gar dem heiligen Correggio selbst, bevorstehen; theils weil ich mehr auf die Zeit, als auf den jetzigen Eindruck des Bildes spekulire. Kannst Du einen Käufer ausdenken*), so sage es. Theuer möchte ich es nicht geben, doch auch nicht geringe; denn das läßt sich davon sagen: Es ist nicht eben übel und wenigstens in derselben Größe und ganz vollständig.

Was ich sonst mache, ist nicht ganz nennenswerth; indessen habe ich Manches gemahlt, im Kleinen. Aber im Geiste (wenn gute Zeit ist, muß ich mir leider dabei sagen) arbeite ich an etwas Anderem und preise darin den angefangenen Weg. Man geht ihn wunderlich, kommt aber doch weiter, läßt Manches hinter sich, und erlangt dagegen Neues. Ich werde nichts davon sagen; sei Du weder gespannt noch neugierig. Es ist ganz natürlich und Du betreibst, wie mir däucht, dasselbe. Es ist überhaupt mit dem Sprechen und Posaunen nichts, indem das Eigentliche aller Dinge geheim und ihr Geheimniß ist. Als die Weisen voreilig ausriefen, das Kind des Sternes gefunden zu

*) Runge bietet sie Goethe an, der um den Preis fragt und dann schweigt.

haben, ward das Geschlecht von Bethlehem vertilgt, und der Einzelne mußte durch göttliche Hilfe eine Zeit lang verschwinden."

20. Italienische Künstler in Rom.

— Den 23. November 1807. (O.) — — „Immer fühle ich mich bewegt, wenn nur Italien genannt wird; und von Dir scheint es mir in der Art zu geschehen, als ob die Geliebte zu beschuldigen wäre, wenn ihre Anbether Lumpen sind. Alles, was Du über die meisten Künstler des Tages und über ihre Arbeiten sagst, hat meine Zustimmung bis auf weniges. Aber Rom bleibt, wie mir däucht, für die praktische Kunst immer das, was für den Dichter die classischen Muster sein mögen, da überdem alles dortige das sinnliche Element der Kunst ist, wie es hier nimmer werden kann. Es ist dieser Gegenstand ein weites Feld; gewiß ist aber noch kein Künstler gemeiner aus Rom zurückgekommen, so sehr man auch dort irren kann, wo allein sich zurechtfinden läßt. Und Manche, die vom Wesen ergriffen wurden, fanden dort ihr Grab, wer mag ihr Ende beklagen?" *)

---

*) Zwischen diesem und dem folgenden Briefe findet ein schriftlicher Ideenaustausch über die Mystik der Farben statt, den wir weglassen. Runge's Bruder Johann Daniel sagt darüber: „Klinkowström hatte sich, seinen grillenhaften Neigungen

21. Mangelndes Interesse für die Copie in Greifswalde. — Quistorp's Absichten. — Fridrich malt Landschaften.

— Den 6. Jänner 1808. (O.) — — „Seit Weihnachten ist meine Nacht im Auditorium zu Greifswald aufgestellt. Ich hatte damit zumeist die Absicht, das Bild nur bei Seite zu stellen, da es hier gar in der Scheune wohnen mußte. Indessen war es doch glaublich, daß auf einer Universität Einige daran Interesse nehmen möchten. Das würde aber vielleicht nicht weniger bei einem Seehunde, den man angezeigt hätte, geschehen seyn. Indem ich durchaus frei von gemeiner Eitelkeit dabei bin, sollte die Sache durchaus nicht öffentlich seyn. Freilich an anderen Orten, wo solch Mißverstehen wie hier unmöglich wäre, wo die Sache der Kunst erkannt wird, wäre eine öffentliche Allgemeinheit meinem Sinn gemäß. — — Quistorp, den wir als ehrlich kennen, hat Freude daran, und wollte etwas unter seinem Namen in die Zeitungen setzen lassen, was ich aber durchaus nicht wollte, indem zu dem natürlichen Mißverstehen der Sache noch ein unnatürliches, meine Person betreffend, hinzugekommen

---

gemäß, von Anderen in den Kopf setzen lassen, der Gang, den (nebst Tieck und durch ihn) Otto Runge und mit ihm er selbst eingeschlagen, sei ein rein phantastischer und verderblicher. Otto's Erklärungen überwanden aber bald wieder den Wahn im Gemüthe des Freundes."

seyn würde. „Ist das nicht des Zimmermanns Sohn?“ Es geht jedoch auch so dem Werke nicht besser als meiner Person. Bleib's dahin gestellt!

Fridrich in Dresden mahlt Nebel-Landschaften, trübe Lasur. Möchte es dem braven Kerl stets gut gehen, obwol ich manchmal ungeduldig werden könnte über die ihm beschiedene Einseitigkeit, welche oft die Bequemlichkeit einer Manier und ein verwöhntes Publikum verursachen!“

22. Runge's Vorschuß auf die Copie.

— Den 3. September 1808. (O.) „Geliebter Freund, wie soll ich Dir die Freude ausdrücken, welche mir Euer freundschaftliches Anerbiethen eines Vorschußes auf mein Bild verursacht hat, und Du mußt es wohl vermuthet haben, daß ich diesen Vorschlag gern annähme. — — Es ist also so weit gewiß, daß ich nun Mitte Oktobers von hier abgehe, und Dich wiedersehen werde, was mich besonders freut. Die Adreßen welche ich in Hamburg erhalten könnte, sind mir sehr wichtig, indem einiger Anhalt in Paris mir nützlich seyn möchte.“

23. Nach Paris. — Aufschub der Reise.

— Den 14. Oktober 1808. (O.) „Ich erhielt gestern zwei Briefe aus Dresden. Daß sie dort alle

betrübt sind über den Ort meiner Wahl (Paris), stelle ich bei Seite; denn sie haben die Manier immer im Munde und sind durch ihre Eitelkeit selbst etwas manierirt. Aber ein Bekannter von mir, ein sinnvoller Künstler, hat aus Paris geschrieben, wohin er von Rom gereist ist, daß man sich sehr in den Erwartungen getäuscht finde, die Kunstschätze nicht so benützt werden könnten, als man geglaubt, und das Leben theuer sei, wenigstens viel mehr als in Rom. Ich setze ein gebührendes Mißtrauen in sein Urtheil, obwohl Widerwille uns dort im Grunde so natürlich seyn muß, daß ich ihn wohl auch empfinden und wenigstens überwinden müßte. Er hat in seiner Lebhaftigkeit wohl Vorurtheile mitgebracht, hat in Rom ein Ziel gefunden, und bleibt also nun seitwärts in Paris unbefriediget. Ueberdem ist die Art, wie wir die fremden hier kennen lernen, gewiß etwas Schuld, daß wir Vorurtheile darüber in uns aufnehmen. Ich habe sie mir aber auch nur als äußerste Strahlen und Lichtsplitter gedacht, welche mit dem geistigen Leben des Innern nicht zu verwechseln wären. Unläugbar ist dort wenigstens Thätigkeit, und das Arbeiten und Ueben giebt große Vortheile. Mein Entschluß, dahin zu gehen, wurde erkämpft, um von jeder Vortrefflichkeit, wo sie sich finde, zu lernen. Du siehst also, daß Eifer zur Thätig-

keit eine heroische Unpartheylichkeit verlangte, welche jedoch auch in ihrer Künstlichkeit leicht zu erschüttern ist. Ueberdem sind die Kosten der Reise und des Lebens dort ein zu wichtiger Umstand jetzt, um nicht alle Bedachtsamkeit zu fordern. Wenn ich hernach doch nicht ausdauern könnte, würde zuviel dazu gehört haben, um auf diesem Umwege erst den rechten Weg zu finden.

Von der Aufstellung der Gemählde und Antiken in Paris habe ich zwar schon die Meinung gehabt, daß sie wenig nutzbar und die von den letzteren insonderheit mehr pomphaft seyn möchte; allein ich rechnete auf Privat Akademien, welche David und Regnault haben. Ich bitte Dich nun, Dir von Herterich*) sagen zu laßen, inwiefern eigentlich die Anstalten vortheilhaft sind, wie kostspielig das Leben sei, und wie es einem mit den Meistern ergehe, wenn man nicht bloß als Fremder zum Bewundern und Genießen kommt. Denn studiren muß ich noch, welches aber nicht das manierirteste Lernen oder bloßes Privattreiben seyn soll. Und — wenn es doch wahr wäre, daß auch die innere ruhige Sphäre, die besten Künstler, so national wären, daß man nicht von ihnen lernen könnte, ohne sich ganz

*) Herterich J. J., Maler, geb. Hamburg 1772, Pastell- und Miniaturzeichner in Bildnissen und Landschaften, machte Kunststudien in Paris.

hinzugeben? Denn das Glück ist ein gefährlich Ding. Ich meine zwar, gute Meister haben von selbst Bescheidenheit, nur sich benützen zu lassen, ohne Alles so stempeln zu wollen, daß nur ihr Ruhm darin fortgesetzt werde.

Ich habe indessen meine Reise acht Tage weiter ausgesetzt, und bitte Dich sobald als möglich zu antworten. Ich bin in großer Bewegung, wie Du auch glauben wirst. Die Sehnsucht thätig zu sein, kreuzt sich mit dem Bangen falsch zu wählen. Diese Empfindung hat gewiß ihren Grund im Verschwächen des Weltlichen, der bloßen Größe, und wir sind darin gewiß einig. Freilich Rom bleibt immer das geliebte Ziel und andere Gedanken scheinen beinahe eine Untreue. Es ist ein Verhältniß in der Vergleichung des Wesens, woraus die Künste entsprungen, wie zwischen Kirche und Palast. Aber das Schlimme ist, wenn mein Weg dahin geändert würde, daß ich glaube, dann nicht vor Ende Februar reisen zu können. Ich müßte mehr Fonds dazu haben, auch ist dann noch manches Besondere, das meine Reise hindert.

Ich warte freilich Deinen Brief ab, und traue viel auf Herterichs Urtheil; aber mir ist doch, als ob mein Bangen sich erfüllen müßte, daß aus dieser Reise nichts werden soll. Ich argwöhne auch, daß Du mir

Deine eigentliche Meinung nur verhalten hast. Nun ist die Gelegenheit da, daß Du mir offen darüber schreibst."

24. Entscheidung der Reise. — Die Copie gefällt in Hamburg.

— Den 29. Oktober 1808. (O.) „Liebster Freund, Dein Brief hat mich lebendig erfreut, denn er gab meinen eigentlichen Wünschen den Ausschlag, daß ein Entschluß wurde.

— Daß mein Bild dort (in Hamburg) etwas gefallen hat, freut mich in der Seele, weil es eigentlich diejenige Rührung erweckt, worin man Meister und Copisten vergißt. Dieses Geheim Wohlthuende in Anderen ist für den Mahler ein himmlischer Lohn, ohne alle Teufelei von Eitelkeit. Indessen befürchte ich den hinkenden Bothen. Wer sich nicht in das Leben der Scene findet, muß es tadeln; gleichwie Fridrich und Consorten, welche die Engelgruppe „ein Fricassée" nannten. Jede Kirchenfuge wird ihnen das zwar auch seyn. Besonders bin ich jedoch abergläubisch, wenn meine Person in Betracht kommt, und wünschte nie dabei genannt zu werden, um meine Arbeiten sich besser behaupten zu sehen. Das ist gewißlich wahr und eine Erfahrung, worin ich mich recht gut finde."

Wenige Tage nach diesem Schreiben verläßt Klinkowström Ludwigsburg, wo er viel länger als es seinem Studientriebe genehm war, unter betrübenden Umständen dem Land und Hauswesen seiner Eltern vorstehen mußte. Als Runge zu jener Zeit einmal einen Spazierritt nach Ludwigsburg machte, und seinen Freund in der ungewohnten Arbeit antraf, äußerte er sich: „Klinkowström wird ebensogut ein Landmann wie ich ein Kaufmann." Auch in den Briefen anderer Freunde finden sich theilnahmsvolle Andeutungen, wie schädlich der Aufenthalt in Pommern auf sein Kunstleben wirken müsse. „Habe ich doch," schreibt er selbst an Bruder Carl, „aus Kindespflicht zwei Jahre meines Lebens gleichsam verlieren müssen, um während der feindlichen Invasion in Ludwigsburg zu wirthschaften."

Bei der nun beginnenden längeren Reise, die über Paris und Rom schließlich nach Wien führt, wo Klinkowström seinen bleibenden Wohnsitz aufschlägt, nimmt er den ersten Aufenthalt in Hamburg zum Besuch seines Freundes Runge, der dort weilt, mit dem er Vieles zu besprechen hat. Aus diesen Tagen stammt ein meisterhaftes Portrait meines Vaters von Runge in Oel gemalt, das sich in unserem Familienbesitz befindet.

Um den 20. November herum findet die Abreise von Hamburg statt.

25. Amsterdam, Niebuhr. — Sehenswürdigkeiten daselbst.

Amsterdam 1. December 1808. (O.) „Den 26. November kam ich hier an. Niebuhr habe ich erst ein Paar Tage hernach aufgefunden, daher anfangs die Zeit schlecht benützen können, indem die Privatsammlungen nur durch sein Verwenden zu sehen waren. — — In einer großen Kirche, welche reformirt, hell und leer ist, sind in einer Kapelle vier herrlich gemahlte große Fenster; Compositionen über Lebensgröße. Die Schönheit der Wirkung und überhaupt die Herrlichkeit der ganzen Kunst darin, kann ich Dir nicht beschreiben. Es sind biblische Historien in schönem Styl. Diese Fenster werden noch von Katholiken unterhalten. Das ist um so sonderbarer, als dieselben, wie ich von Niebuhr gehört, hier von den meistens bigott reformirten Holländern so befeindet werden, daß man aus Kirchenhaß den Spaniern die Vernichtung wünscht. Gebäude sind hier, außer einer schönen Privatanstalt, „Felix Meritis", keine bedeutenden zu sehen. Amsterdam ist sonst eine kleine Welt, welche jedoch im Ganzen nicht schön ist, und in vielem Betracht an Würde Hamburg bei weitem nachsteht. — — Es ist mir, sowenig ich auch länger verweilen möchte, doch sehr angenehm, diese bedeutende Erfahrung gemacht zu haben. Lebhafte

Meinungen hört man hier nicht. Niebuhr habe ich heute zuletzt nur noch kurz gesprochen. Er nimmt den lebhaftesten Antheil an den Spaniern und glaubt auch, daß die wunderbaren Entfernungen der K. Familie eine herrliche republikanische Verfaßung bewirken werden. Von den Fortschritten der Franzosen glaubt er nicht viel, um so weniger, da sie nicht mehr als 200.000 Mann haben sollen; natürlich aber muß ihre erste Bewegung als Ausdehnung eines Klumpens wirksam seyn. Eine sonderbare Meinung hat er über die Engländer; er glaubt, daß das Verhältniß der Liebe für die Spanier sie selbst bessern werde, und daß das Handels Verhältniß des Continents nicht anders als bisher seyn und werden könne. Der hiesige König soll, nach seiner Meinung von ihm, ein völliger Gegensatz von seinem Bruder seyn. Sonst ist es etwas sonderbares, in dieser republikanisch gebauten Stadt einen König zu sehen."

III. Paris.

26. David. — Hummel. — Denon. — Girodet. — Kritik französischer Bilder. — Canova's Sculpturen. — Reise hierher. — Antwerpen, Grab von Rubens. — Brüssel.

Paris, 12. December 1808. (O.) ... „Mir ist die durch Dich erlangte Adreße an David um so

lieber, als diese die einzige Hoffnung giebt, die Gallerie sehen zu können. Sie ist jetzt geschloßen, weil die Beleuchtung geändert wird; doch arbeitet Hummel darin, und durch besondere Auswirkung kann man sie sehen. Denon selbst ist nicht hier sondern in Spanien. Morgen gehe ich zu David, dem ich heute vergebens in seidenen Strümpfen huldigte. Danke gelegentlich Tischbein und Villers für die Adreßen. Girodet ist der beste hier, und seine Bekanntschaft wird die wertheste seyn.

Die Ausstellung ist noch, und ich habe also einen Ueberblick des Größten hier flüchtig gethan. Wohl uns, daß wir anders sind, und wenn künftige Zeiten auch erst das bilden, was uns ahnet! — David hat sehr große Verdienste, indessen ist der Ruhm davon bei Weitem überspannt. Gegen das Krönungs-Gemählde von Rubens in der Gallerie Luxembourg ist David seines Mesquinerie. Seine anderen Bilder haben stückweise Verdienstliches, aber sind nichts Ganzes. Bei den grandiosen Bildern von Luxembourg hängen die Horatier und noch ein großes Bild von David neben einem göttlichen Rafaël. Ein Gericht dieser Nation auf ihrem höchsten Punkt. In wenig Bildern der Ausstellung zeigt sich Ein Sinn oder poetische Blume. Entweder gröbste Manier oder Natureffekt, worin

einige Portraits wirklich sehr viel leisten. Aber dieses egoistische, eitle ihres Zeitpunktes, ist auch schon bis aufs Aeußerste getrieben, so daß Generale mit koth-bespritzter Kleidung erscheinen müßen! Unter den Skulpturen sind die von Canova doch sehr ausgezeichnet und beseelt. Die Schätze von Antiken sind um so herrlicher, da sie ein bewunderungswürdig neues Ansehen haben, und der Marmor in seinem klaren Wesen doch ein ganz anderes Leben wie Gyps hat. Sie stehen aber sehr gehäuft und eigentlich schlecht bewahrt, indem seit Monathen der Pöbel den ganzen Tag daran hinstreift. Die Borghesische Sammlung ist noch hinzugekommen.

Meine Reise hat etwas sehr Werthes gehabt, nämlich Antwerpen. Ich bin zwei Tage dort geblieben. Es ist eine herrliche Stadt, worin, wenn auch nur als Denkmal voriger Größe, ein viel höherer Charakter herrscht, wie in Amsterdam. Es sind schöne Gemähldesammlungen dort, und eine unbeschreiblich herrliche Gothische Kirche. Es macht einen sonderbaren Eindruck, sie geplündert, mit zerstörten Altären zu sehen. Der Gottesdienst hat daher nichts Imposantes, außer daß man auf der großen Ebene tausende von Menschen beten sieht. Dies hat wirklich viel Schönes und die Franzosen laufen nur so als

Fremdlinge darin herum. Ich habe in einer Kirche das Grab von Rubens gesehen; er hat sich eine Kapelle geschmückt. Das Bild darin stellt ihn als Ritter Georg vor, und seine drei Frauen beten das Kind Mariens an. Man zeigt sein Haus noch, und die Straße heißt nach ihm. Die Leute dort haben sehr viel Sinn für die Kunst. Das größere Brüßel ist elend dagegen. In Antwerpen fand ich auch geehrte Historienmahler, worunter einer, van Bren, ungeheuer große französische Bilder mahlte. Der unnütze große Raum in den hiesigen Bildern macht die Menschen darauf wieder besonders klein."

27. Zeichnen in David's Schule. — Die Galerie. — Rafael's Transfiguration. — Correggio.

— Den 18. Februar 1809. (O.) „Ich habe vor vielen Reisenden das Glück gehabt, wenig Zeit im Anfange mit den Merkwürdigkeiten zu verlieren. Bei dem Bewußtsein, daß die Zeichnung mir am Nöthigsten thue, und der Erkenntniß, daß Zeichnung grade die Haupteigenschaft der hiesigen Kunst ist, war ich bald entschloßen, dieses Studium in Davids Schule zu betreiben; besonders da ihre Behandlung mit den Wischern etwas wesentlich Gutes hat, und sich der Mahlerei nähert, wie auch zu größeren Cartons die beste Behandlung ist. Ob ich nun länger dort arbeite,

da die Antikensäle zum Zeichnen offen sind, oder Girodet's, des geistreichsten, Atelier besuche, wird sich nächstens entscheiden. Hummel copirt die schöne heil. Familie von Rafaël, welche Edelink gestochen hat. Seine Frau hat die Jardinière copirt. Beide machen es recht brav, doch in bisheriger Art. Unger hat mehrere Aquarelle nach Rafaël gemacht. Die Gallerie gewährt einen seltsamen Eindruck. In dem vierten Theile des Locales stehen alle Bilder in Haufen zusammen, und man sieht zwischen Schutt nur zufällig das eine oder das andere durch Gefälligkeit der Aufwärter. Wie seltsam es ist, das göttlichste Gemählde, die Transfiguration, in dieser unwürdigen Umgebung und aus einem Abstand von nur zwei Schritt zu sehen, ist unaussprechlich! Dieses Bild ist übrigens wohl das höchste der vorhandenen Gemählde. Correggio ist, nach den hiesigen Sachen von ihm, gar nicht zu beurtheilen, so untergeordnet sind diese den Bildern in Dresden. Wenn die Veränderung der Gallerie, welche beinahe durchgehends von oben beleuchtet wird, fertig ist, so wird dieses Etablissement das imponirendste der Welt sein. Die Antiken, welche stets vermehrt werden, haben auch noch kein hinlängliches Lokale.

Ich habe durch Hrn. M. viele Farben und Mahlergeräthe an Dich abgeschickt. — —

28. Wohlbefinden. — Befohlene Gemälde. — Perspectivische Sonderbarkeit David's. — Schlechte Malermaterialien. — Vortrefflichkeit im Zeichnen. — David's Krönungsgemälde. — Rubens' Krönung der Medicis. — Französische Architektur. — Französische Sculptur. — Die Hilfsmitteln von Paris. — Denon. — Kein Sinn für's Eigenthümliche. — In Girodet's Atelier. — Lebensweise. — Die Pariserinnen. — Theater. — Musik. — Gemäldeausstellung.

— Den 26. Februar 1809. (O.) — — „Außer meinen Geldsorgen ginge es mir ganz besonders wohl, und ich bin nicht gesunder und freier anderswo gewesen. Selbst geselliger sind wir Deutschen hier, als es vielleicht bei uns unter der drückenden Wolkendecke möglich ist. So äußerlich dieß auch mit Blutstemperatur und Jovialität zusammenhängt, befinde ich mich doch sehr wohl dabei, zum Anfange wenigstens, dem leichteren Takte zu folgen. Es kommt auch dem Willen zu arbeiten nichts mehr zu Hilfe, als diese allgemeine Regung, welche doch so sorglos und ohne Leidenschaft ist. Von der Seite hat die Residenz, wo das Leben doch meistens nur genoßen wird, einen unbefangenen Ton für geistiges Streben. Unsrer tolerirenden Empfindung ist vielleicht das reichste Bild hier entwickelt, dessen die weltlichen Gestaltungen fähig sind. Ausbildung und systematische Ordnung von Verhältnißen findet und fühlt man angenehm durch das Gewimmel der Masse hin. Freilich alle Lebhaftigkeit dieser Masse bezieht sich am Ende nur auf die Einheit des Herr-

schenden und vielleicht grade hier nur ist das Verhältniß des Gewaltigsten zum Unbedeutenden täuschend genug, um bloße Lebhaftigkeit mit Leben zu verwechseln. Es giebt anscheinend keine Individualität als die höchste Persönlichkeit, oder wer vorzüglich von ihr getrieben ist; alle und jede sind es auch schon mehr oder weniger und am Ende löset sichs denn in das bloße regsame Gewimmel auf. Daher ist in allen Dingen nur das Ganze oder die Idee intereßant, aber alle Individuen oder die Theile sind leer. In unserer Kunst wie in den anderen Künsten, ist mir dieses am Deutlichsten; zwar kann ich Dir heute nur etwas Skizzirtes sagen, denn die Sache fordert ihre Zeit zum Ansehen. Unglaublich täuscht die rege Beschäftigung mit den Künsten über ihren Werth. Außerdem, daß sie jetzt hier nichts mehr für sich sind, alle nur die Gegenwart verherrlichen müßen, ist auch nichts mehr darin als die Nationalfähigkeit, gar kein reines geistiges Streben noch Ziel. Daher ist es seit wenigen Jahren schon ganz zur Gewohnheit worden, nur befohlene Gemählde zu machen; es verschwinden also freie Kunstwerke oder allgemeinere Tendenzen ganz. Der Gegenstand ist ihnen gleichgültig, denn es geschieht Alles um Geld, und Emphasen werden am besten bezahlt; daher man nur Pathos oder gespreizte Abstraktionen sieht.

Mit dem Wohlleben kommt Hochmuth und Faulheit, und so ist der Geist fort. Nur wenige Künstler ausgenommen, wird man sich das vornehme Verfahren kaum denken können, welches denn mit unglaublicher Ignoranz gepaart ist. Gemählde und Mahlen versteht man in der Regel gar nicht. Es sind nur ausgeführte Zeichnungen und Copien nach der Natur, worin jede Schnalle treu und wahr ist, nur aber nicht das Ganze einem Bilde gleicht. Die Unwissenheit geht so weit, daß David in seinen Sabinerinnen den Distanzpunkt auf 12 Schritt annimmt, seitwärts aber denselben 60 Schritt setzt. Nur schlechte Materialien giebt es zum Mahlen. Man hat gar nicht einmal hellen und dunkel gebrannten Ocker; nur Englisch Roth und Terra di Siena. Bloß Nußöl; üble Firniße. Bei der Bequemlichkeit, alles in zierlichen Bläschen und Gläsern bei Kunsthändlern zu finden, bekümmert man sich nicht weiter darum. Hingegen ist die Vortrefflichkeit im Zeichnen unläugbar, und liegt vielleicht im schnellen Auffaßen und leichten Darstellen, daher Entwürfe und Portraits durchgängig gut sind. Von Ausnahmen spreche ich natürlich nicht. Die Mahlerei hat gewiß, meiner Ansicht nach, einen höheren Punkt gehabt, als David's Sabinerinnen das plastische Streben in Formen bezeichneten. Seitdem fällt sie aber, und man

sieht jetzt nichts als Soldaten. Der Farbensinn fehlt durchaus. Schon der zweite Grund im Bilde ist grau, und so geht es in der Haltung einer Zeichnung dann fort. Auffallend, daß die Wenigen, welche Gegenstände des romantischen Mittelalters bearbeiten, allein reine Farben gebrauchen. — Ein seltsames Gefühl habe ich stets, daß doch so nichts in den Kunstwerken die Epoche ausdrückt, welche dem Zeitpunkt zu gebühren scheint. Die Mahlerei ist durchaus ein kleinliches charakterloses Wesen, worin, je größer man jetzt die Bilder macht, die Figuren immer kleiner werden. Eine merkwürdige Vergleichung findet sich überhaupt, und nicht eben allein zwischen dem Krönungsgemählde von David und dem der Krönung der Medicis von Rubens, welches, in einem viermal kleineren Raum; kolossale Verhältniße gegen den todten Raum in David's Bilde zeigt. Und dann hängen seine älteren Bilder grade in der grandiosen Gallerie Luxembourg; obgleich die Horatier wirklich etwas Schönes haben, und der Totaleffekt eines Chores recht groß im Entwurf liegt. Nur ist die Mahlerei grade in diesem Bilde am Widrigsten. —

Die Architektur will zu dem Römischen Pomp noch die jetzige Eleganz fügen, und wird nicht einmal das schöne Nationale erreichen, was z. B. aus der

Zeit Ludwig XIV. sich erhalten hat. Um so unbegreiflicher ist die kleinliche Tendenz, da in einer unschätzbaren Sammlung architektonischer Modelle aller Völker sich die großen Basen der Architektur so rein herausheben. Das schöne Phantastische der Indier, das Wunderbare, Sinnige, Magische der Aegyptier, grade der Begriff der Kräfte, und dann die feinste Ausbildung der Verhältnisse bei den Griechen, woran sich die kleinliche Pracht der Römer nicht unverständlich reiht.

In der Skulptur scheint auch kein Charakter oder irgend eine Tendenz sich angeben zu lassen. Denn es ist weder Styl des Antiken, noch das Sentimentale des Lebenden darin; eigentlich nur die Arroganz, doch etwas Ernstes behandeln zu wollen. Canova's Werke, so sehr ihr Mahlerisches das Plastische auflöset, machen eben durch das ungemein zarte Lebendige die hiesigen Arbeiten ganz zu nichte. Es wird übrigens in der Skulptur viel gethan und das grandiose Monument der Säule, welche 130 Fuß hoch mit ehernen Basreliefs umgeben ist, wird ein herrliches Werk, nur wie Alles, im Ganzen, aber keineswegs im Detail und noch weniger im Grunde des Sinnigen befriedigen. Sie wird von den eroberten Kanonen gegoßen; oben auf steht die Statue des Kaisers, und

im Innern führt eine Treppe hinauf. Nach dem Muster der Trajanischen in Rom. Es sind außerdem noch erstaunenswerthe Arbeiten im Gange, um die Schlößer der Tuillerien und des Louvre's zu verbinden, so daß alsdann das Ganze seines Gleichen suchen wird.

Der Ort biethet in allem Betracht die größten Hilfsmittel dar, und ist darin vielleicht einzig, weil die ganze Natur in Menschen und Gegenden weniger anzieht, als in Rom. Man ist hier mit dem Kunstgeist wirklich allein, welcher dennoch in dem Treiben der Zeit und in den alten Werken seine Nahrung sucht, ohne von den Getriebenen sich stören zu laßen. Die Schätze an Kunstwerken, Denkmälern und Bibliothek sind unermeßlich, und alle Anstalten bewundernswerth gemeinnützig. Ueberdem steht ein Mann wie Denon ganz an seinem Posten, welcher mit unbegreiflichem Interesse in die Wünsche eines Jeden eingeht, ohne durch die tausend Begehrenden erschöpft zu werden. Von der Gallerie kann ich Dir nur wenig sagen, da sie bis jetzt in einem sehr ungeeigneten Zustande ist. — —

Ich habe zwei Monate in der David'schen Schule gezeichnet, um mit dem Verfahren bekannter zu werden, welches viel Gutes und Leichtes hat. Allein sich noch weiter hinzugeben, geht nicht an; indem man hier

keinen Sinn hat für das, was doch eigentlich die Kunst ausmacht und diejenige bezeichnen wird, welche wir von Gott hoffen. Nämlich das Eigenthümliche. Man verstattet es einem nicht, seiner Phantasie zu folgen, noch dem Begriff und der Wissenschaft, um etwas, das man sieht, schön oder verständig nachzuzeichnen. Sie haben weiter nichts, als das Auffaßen des Vorbildes, und bestehen auf charakterloses Nachahmen. Dieß rührt gewiß von dem zu vielen Studiren nach der Natur her, welches doch ein Unding ist, wenn man nicht geradezu ein Gemählde täuschend machen will, und durchaus den Charakter aufhebt, den jeder Künstler seinen Gestalten giebt, und der eine eigene Natur ausdrückt. Indeßen habe ich doch viel Nutzen davon gehabt, und werde wahrscheinlich weiter noch bei Girodet im Atelier arbeiten, welcher der geistigste Künstler und beste Zeichner ist; — d. h. nach Modellen zeichnen. Du kannst Dir übrigens von der Ungezogenheit und dem Lärm in einem Atelier keine Vorstellung machen. —

Es gehört noch längere Zeit dazu, erst alle Gelegenheiten kennen zu lernen, die zu benützen sind da dann gewiß nirgend so studirt werden kann, wie hier. Von dieser Seite ist Paris ganz unschätzbar, und mein größter Wunsch, die Zeit hier recht zu nützen.

Es ist eigen, daß sie hier so besonders kurz ist. Wohl weil der conventionelle Morgen so spät angeht; alles öffnet sich erst um 10, schließt um 4 Uhr. Dagegen ist das Eigenthümliche die Pracht der Nächte, und wenn man die erleuchteten Herrlichkeiten des Palais Royal und das Treiben ansieht, wird der Sinn des ganzen Wesens hier als Nachterscheinung klar. Der Morgen löscht Alles aus, und ist der schlechteste Moment in Paris. Es zeigt sich recht die Kraft der Anspannung in den Parisern, welche eigentlich stets Uebernächtige sind, und dieses Leben doch oft bis ins Alter gleich regsam fortsetzen. Die Frauenzimmer haben etwas sehr Anziehendes, und der höchste Reitz scheint auf diesem höchsten Punkte der bürgerlichen Producirung zu sein, daß man das Nackte stets zart durchfühlen müße. Was wäre auch die höchste Ausbildung, wenn nicht das Menschliche wieder offener darin läge? Eine schöne Tendenz zeigen die reinen Farben, welche durchgängig von den Frauen hier getragen werden, und der reitzende Anblick solcher Tausende in den herrlichen ebenen Tuillerien macht einen besonderen Contrast mit dem charakterlosen Männercostüme. Als ob die Sinne in den Frauen eine Zeit voraus hätten. Die Geselligkeit mit den Parisern hat übrigens nichts reitzendes, da in allem kein wahres Wort vorkommt.

Die Theater habe ich wenig besucht. Theils besitze ich die Sprache nicht geläufig genug, theils ist der völlig abgeschloßene Ton oder das Pathos widerlich. Die Komödie aber wird mit der nationalen Behendigkeit vortrefflich gespielt. Für Musik ist eigentlich wenig Sinn. Doch sind vortreffliche Orchester, welche sich in den scharfen Saiteninstrumenten und der Präcision besonders auszeichnen; die tieferen empfindungsvollen Blasinstrumente sind nicht gehörig verstanden. —

Unter den ausgestellten Gemählden, wovon Du wahrscheinlich die Umriße von Landon (Salon de 1808) gesehen hast, waren vielleicht von 730 Bildern (lauter Originalen oder Portraits) nur 20 eigene Compositionen und unter diesen nur ein Paar religiöse, welche hier unwillkührlich stets absurde sind. Es ist sehr bestimmt, daß wir eine wesentliche Verschiedenheit haben, so sehr sich das hiesige leichtere Wesen auch für die Zeit des Lernens benützen läßt. Allein so entschieden unsere Höhe in der Musik schon erkannt ist, so gewiß bin ich auch, daß der tiefe Zug in der bildenden Kunst bei uns auch den Sieg erlangen wird. Nichts kommt ihnen hier jetzt unangemeßener vor, als ihr ganzes Wesen und Interesse in Kunstwerke auszuprägen."

29. Verdienstversuche. — Zustand der Kunst. — Das falsche Perspective. — Arabesken. — Tendenz der Decorationsmalerei. — Italienische Schule in der Galerie Rafael. — Fra Bartolomeo. — Perugino. — Michel Angelo. — Sebastian del Piombo. — Localübel. — Jardin des plantes.

— Den 11. Mai 1809. (O.) — — „Ich werde nun Alles mögliche versuchen, um Etwas aufzufinden, wobei ich auch verdienen könnte. Es ist aber wirklich sehr schwer, da man bei längerem Hierseyn über die wesentliche Beschaffenheit von Allem stets mehr aufgeklärt wird, und wie der Anschein davon in der Ferne täuscht. Der Zustand der Kunst ist im Allgemeinen so, daß im Geringsten nicht das Wesen derselben, ein Streben oder Sehnsucht nach einer Tendenz sichtbar ist, sondern bloß ein Genuß und die Auflösung aller Bewegung in feierliche Bequemlichkeit. Man mahlt hinterher die großen Feyerlichkeiten, die vorgefallen sind, ohne Meditation; es ist bloße Wiederholung des Genußes, Bestätigung des Ruhmes für die Nachwelt. Wo nun im Machwerk selbst keine Liebe für Vollendung, sondern nur das Imponirende einer schnellen, leichten, treffenden Behandlung liegt, welches doch nicht Phantasie, sondern lauter Nachahmung der Natur, ironisch angesehen, ist, — da fühlt sich ein lebendiges Gemüth abgestoßen, und Geld und lockeres Leben wiegen diese trockene Kunst nicht auf. Aus der gänzlichen

Abwesenheit des mahlerischen Sinnes, welcher doch in Lebrun, Lesueur und zuweilen in Poussin, ansprach, erklärt sich dieses weiter. Ein arroganter Verstand kann Vieles aufstellen, was doch ohne Harmonie der Empfindung nie eigentlich gemahlt, nie in Farben gestimmt werden kann. Bezeichnend über Alles ist die falsche Kenntniß und Sinn von Perspektiv. David, der größte unter ihnen, der ungeheure Gegenstände bilden möchte, stellt am Ende immer kleinliche Flächen auf; der Grund liegt darin, daß sie den Distanzpunkt seitwärts doppelt so weit entfernen zu dürfen glauben. Ihre Breite hat also eine Tiefe, und darin liegt ihnen der Sinn: excentrische Größe.

Was Du mir von Arabesken schreibst, freut mich innig. Die ganze Sache ist mir darin so werth, daß ich einem süßen Träumen darüber kein Ende weiß. Gewiß kennst Du Rafaels Arabesken, worunter die letzten (die Parzen, Charitas u. s. w.) Alles in sich vereinen, was Phantasie und factuelle (historische?) Gegenstände Schönes haben. Wenn überhaupt die Kunst Zierde einer unsichtbaren Braut ist, so werden wir von isolirten Staffeleibildern zur bedeutenden Anfüllung des Raumes gelangen, und ein Ganzes, wie es die Kirche ist, verschönern. Alle Chimären tragen nur bei, die Tableaux anziehender zu machen, und das

schwebende Wesen der Phantasie macht den inneren perspektivischen Organismus eines faktuellen Bildes erst bedeutend. Sieh' recht Rafaels Arabesken an, und spiegle Dich. Du bist mir bei denselben ganz in Gedanken gewesen. Ueberhaupt, geliebtester Freund, umschlinge ich Dich immer fester, und mein endlicher Ruhepunkt in der Kunst wird bei Dir seyn, wie ich schon in jedem höheren Aufschluß Dir begegne, und es preise, daß wir uns so liebend verstehen.

Diese Tendenz der Decorationsmahlerei treibt mich innerlich, darin Arbeit zu suchen; inzwischen scheint hier außer trockener Theaterarbeit wenig zu geschehen, und dann muß viel Studium in allerlei Figuren und Dingen vorher gesammelt seyn. Aber wir kommen dahin, wenn die unsichtbare Frucht da seyn wird, welche die Wehen der Zeit verrathen. Mehrentheils zeichne ich, weil darin doch der Grund von Allem liegt, werde aber jetzt auf der Gallerie etwas Kleines mahlen, um auf allen Fall doch etwas zum Verkaufen zu haben.

Die Gallerie, von welcher übrigens nur ein Theil der italienischen Schule aufgehängt ist, hat mir erst zum Erstaunen gezeigt, welche Schätze hier sind! Viele Meister kannte ich noch gar nicht, und selbst Rafaël zeigt sich hier erst in der unendlichen Manigfaltigkeit

seiner Darstellung, und wie durchaus das Wesen seines Bildes Ton, Behandlung und Alles das bestimmt, was in anderen Meistern einseitige Darstellung, Manier, war. Fra Bartolomeo's Bilder deuten ganz Rafaëls Uebergang vom Perugino an. Es würde die lebendige Darstellung seiner großen Arbeiten im Vatikan ganz unbegreiflich sein, wenn man sie mit dem Styl des Perugino verbinden wollte. Daß Michel Angelo kein Mahler sein konnte, insoferne die Mahlerei doch in der größten Lebendigkeit von Kunstbildung bestehen sollte, zeigen Bilder des Sebastian del Piombo an, welche herrlich groß sind, aber sonderbar außerhalb des Sinnlichen des mahlerischen Wesens liegen. Rafaëls Transfiguration ist doch das alleinzige Bild, Gemählde und Faktum, welches die Geschichte aufgestellt hat. Die Verhältnisse der Welt zu den höheren Sphären, und die Erscheinung irdischer Verwirrung bis zum Uebergange durch Schlaftrunkenheit zum Unaussprechlichsten in der Höhe — es ist in so wunderbarer Schönheit zusammen gebracht, worin vielleicht der höchste Zauber des Gegenstandes liegt, daß man nicht ohne großen Aufschluß davon geht. Könntest Du es sehen! — —

Meine Gesundheit ist sehr gut, und leichtes Blut bekommt man hier. Zwar giebt es mancherlei Localübel. Wenn man die Reise in der Stadt bis an ein

Thor vollbracht hat, so ist die Natur umher sehr trocken und todt, und aus sparsamen Grün grinset einen das weiße Gestein an. Dazu scheint der Gypsboden eine sehr trockene Hitze zu nähren, und das Leben schmachtend zu machen. Seit wenigen Tagen hat man erst aufgehört, einzuheitzen.

Sehr intereßant ist der Jardin des plantes, ich werde Manches zeichnen. Auffallend an der großen Ceder vom Libanon ist, wie sie sich in ebene Lagen theilt, welche wie große Sonnenschirme übereinander liegen; ich hatte sie steil und schlank geglaubt."

30. Unsere Art des Untermalens. — Graffi von Dresden. — Vendômesäule.

— Den 19. Juni 1809. (O.) „Unsere Art zu untermahlen hat doch, wenn man es mit Sauberkeit macht, schon das Anziehende einer gestimmten Zeichnung, und ich mache wieder die Erfahrung, daß das Wesentliche davon nirgends verkannt wird, so fremd auch das farblose Bereiten der Farbe scheint. Wenn Gott uns doch Zeiten und Gelegenheit gäbe, zu mahlen! Ich glaube des Senfkorn triebe hoch und breit.

Ein Umstand, der mich trösten könnte, diesen Ort, diesen Sammelplatz aller Kunstschätze, zu verlaßen, ist, daß man doch derselbe, der man gewesen, wiederkommt. Die hiesige Kunst haftet an keinem Punkt.

Grassi*) aus Dresden ist hier. Die Gallerie, obwol nur der fünfte Theil der italienischen Schule aufgehängt ist, beugt ihn ganz. Bei den hiesigen Gemählden wird er aber desto aufrechter sagen können: „Auch ich bin Mahler.“

Ich kann Dir von hiesiger Kunst nichts neues melden. Bald wird man zwar ein sehr großes Werk anstaunen, die Säule, nach dem Modell der Trajanischen, worauf die kolossale Bildsäule des Kaisers in Erz steht. Sie ist 140 Ellen hoch. Diese giebt einen großen Total-Effekt; sonst aber stört bei allen architektonischen Arbeiten die Tendenz der Eleganz, welche das Kleinliche und Piquante sucht; wo als Dinge des Geschmackes Aegyptische, Griechische, Hetrurische und Römische Zierden angebracht werden. Nach Jahrtausenden wird (wie wir jetzt das coquette Gewand des Apoll's richten und tadeln) der Wanderer, wenn sein Fuß an den zerfallenden Architekturen schreitet, sie an ihren zusammengestoppelten Zügen erkennen.“

31. Sehnsucht nach Italien. — Galerie geschlossen wegen des Kaisers Anwesenheit. — Künstlerin bei Runge. — Die Tournure. — Napoleon.

— Den 3. December 1809. (O.) — — „Da ich einmal hier bin, möchte ich auch die Reise nach Italien machen, um das Ziel von Kunstreisen zu erreichen. Eine kurze Reise vollführt am Ende ihren Zweck auch,

*) Grassi, Director der bildenden Künste in Dresden.

denn gewiß ist es mit unserm Studiren der Alten anders beschaffen, als bisher. Diese sind uns nicht bloß die äußerlichen Muster, und unsere Vorfahren hatten nichts als das Schöne des Vergangenen. Wir sind gewiß bewegt für Kommendes, und sehen in den alten Meistern nur die Urkunde einer Idee, die wir auch haben. Sie selbst können wir, wie ihre Zeit, nicht zurückarbeiten, aber uns in der Reinheit bestärken, woher sie ihre Größe hatten, und zu welcher unsere Zeit den stärksten Trieb durch die grellste Aufstellung des Gegensatzes bildet. Wie gesagt ist, daß „Gott in der Ungerechtigkeit kund werde". Alles dieß ist eigentlich nur wieder ein langes Studiren der Alten, um bloß einen geistlosen Styl zu erwerben, gemeint, und um die Kürze einer Reise nach Italien zu erklären. Zwei Jahre möchte ich doch gern noch abwesend sein, Hin- und Herreisen einbegriffen, und was ich etwa verdiente, könnte einen längeren Aufenthalt möglich machen. Auf jedem Fall käme ich auf solche Art in Ruhe, wie auch die Meinigen durch etwas Abgemachtes, und sähe zu, wie ich am besten fortkäme. Ich hoffe hier noch etwas zu machen, obgleich bis jetzt die Umstände nicht günstig waren.

Wegen der hohen Fremden ist die Gallerie geschloßen geblieben, und überdem hat man wegen der

bevorstehenden Festlichkeiten mit Niemand etwas anfangen können. Der Kaiser wird vermuthlich bald weiter gehen, und dann die Gallerie geöffnet werden.

An meinen Bemühungen hat es bisher nicht gefehlt, Du würdest Dich aber wundern, wie seltsam sich die besten Anträge zerschlagen haben. Vieles kommt daher, daß die meisten Fremden hier ein albernes Wesen treiben. Sie sind in den Wirbel der nichtigen Genüße gerathen, welche so kostspielig sind, daß sie kein Geld übrig behalten, und besonders alle Lust und Liebe der Seele ersticken muß. Die ja noch etwas nach Hause bringen wollen, verkleiden sich, um als unbedeutende Leute wohlfeil von Künstlern zu kaufen. Die wenigen Sinnvollen sind schwer aufzufinden, denn Jeder, der nicht in den Ton des Lebens einstimmt, hält sich als Eule zurück. Meine Copie der Jardinière von Rafaël ist indeß so ausgefallen, daß ich etwas davon hoffen kann. Zwei Miniatur Portraits habe ich in Oehl gemahlt, nur um Bekanntschaft zu bekommen. Für mich zwei Compositionen in Oehl: Den Besuch Mariens bei Elisabeth auf Holz und Goldgrund; und einen Georg. *) Außerdem mehrere

*) In wessen Besitz diese Bilder gelangt sind, ist mir nicht bekannt. Von dem ersteren hat sich im Nachlasse des sel. Vaters eine Skizze vorgefunden, die ich besitze.

größere in Umrißen. Mir könnte vor der Hand nichts lieberes begegnen, als davon welche ausführen zu sollen. Vielleicht kommt hier bald der Zeitpunkt, daß dergleichen für die Kirchen gesucht wird, da man diesen äußerlich unter die Arme greift.

— — Schreib mir bald und oft, was Du machest. Belustigt hat mich der Besuch der französischen Künstlerin bei Dir. So sind sie alle und es ließe sich viel davon sagen. *) Wenn man sieht, wie es eine bloß bürgerliche Extase geben kann, dann versteht man auch mehr die großen (Kunstwerke nicht, sondern nur) Arbeiten, hinter denen nichts steckt. Und versteht man die großen

---

*) Runge hatte über den Vorfall aus Hamburg unterm 3. November 1809 geschrieben: „Heute habe ich einen Besuch gehabt, von einer französischen Mamsell, die recht geschickt in Miniatur mahlt und auch in Oehl; sie ist eine Freundin von Girodet. Es ist doch etwas Hübsches in der bestimmten Schule der Franzosen; sie können das, was sie haben, wirklich lehren und mit Perfektion treiben. Geht denn aber Allen der Sinn für den Ton und die Luft so ganz ab, und ist Alles so schneidend bestimmt gemahlt? Man muß lachen, wenn sie irgend erblicken, wo von Stellung oder Draperie etwas angebracht ist, wie diese Stelle ihnen sogleich Alles andere überwiegt und sie ausrufen: „oh! c'est extrémement etc." Dieß haben die meisten an sich. Am Ende hat doch der größte Theil der Künstler und Liebhaber irgend eine Erscheinung so weg, oder sie sind davon so beseßen, daß sie damit die Gegenstände, sie mögen sich nun gebehrden wie sie wollen, ordentlich nothzüchtigen, wie die Franzosen mit Stellung, Effekt und Draperie."

Künstler, welche wenigstens imponiren, so findet sich der Schlüßel zu den kleineren von selbst, welche eine bloß methodische Bildung haben, daher also sicher scheinen. Schein ist ganz der Schlüßel zu dem allgemein aufgekommenen Ausdruck: Tournure. Wie man sich dreht und benimmt, das gilt man, ohne alle Frage was dahinter stecken möge? Gewandtheit und Sicherheit also sind die Pole, zwischen denen das Intereßante sich bewegt und ernst und hold liegt. Wie im Leben, worin die Mahler nur ein Metier sind (nicht anschauende ganze Bildner), so gilt auch in der Kunst also Tournure jetzt für das, was sonst Styl, hernach Gout hieß. Deßhalb ist auch das Gothische hier wieder intereßant geworden, weil es außer allem Benehmen steht und seltsam ist. Wenn wir nur würden, wozu wir fähig sind, so sähen wir uns nicht zu weitläufig erst weiter um. Und im Grunde haben wir doch eine Kunstzeit, die unser sein wird, noch zu hoffen, da Albrecht Dürer nur ein Zeitpunkt war, und nicht die auflösenden Schulen auf ihn folgten, welche überall sonst das Höchste verdarben. —

Vom heutigen Feste habe ich nur den Zug nach der Kirche gesehen, und zum ersten Male den Kaiser ganz nahe. Sein Kopf ist sehr seltsam: die Züge sind classisch, und sein glattes Kinn hat die Form eines

großen Bartes. Uebrigens ist er graubleich, sehr voll, und so licht, daß er keines starken Schattens fähig ist. Da die Augäpfel sehr blaß sind, so scheint das Weiße umher bläulicher, hat überdem bei dem leichten Bewegen viel Glanz. Er war im großen Costume. Von den fremden Königen waren die von Neapel und von Westphalen mit im Zuge; dieser saß beim Kaiser im Wagen. Vom ganzen Zuge war der charakteristische Punkt in den dunkeln Straßen, gegen das Volk zur Seiten, der goldene Wagen des Kaisers, worin er in seltsam bleichen Helldunkel saß, ganz vom Dampf der acht falben Hengste eingehüllt, die im prächtigen Schmucke ihn zogen und einst in Hanover standen. Der König von Holland soll nicht in der Kirche gewesen seyn. Dort ist bei einer sehr großen anwesenden Geistlichkeit bloß gottesdienstliche Feyer gewesen. Von da ist der Kaiser ins Corps legislatif gefahren, wo er eine Rede zu halten pflegt. Der heutige Tag könnte merkwürdig werden." — —

32. Architektonische Principien in der Vegetation. — Professor Vogt. — Schlimme Zeiten. — Weibliches Portrait von Cimabue.

— Den 26. Jänner 1810. (O.) — — „Durch wunderlichen Zufall bin ich jetzt mit dem beschäftigt, wovon wir lange gesprochen haben: mit den architektonischen Principien in der Vegetation. Ich habe

seither manches über die Erscheinung und die Principien gearbeitet, welche denselben zum Grunde liegen, und bin auf Resultate gekommen, die mir unschätzbar waren. Wie freute es mich daher von einem Gelehrten, der auf ganz anderem Wege — dem faktischen der Erkenntniß aller besonderen Creaturen der unteren Naturreiche — dahin gegangen, meine Ideen bekräftigt zu sehen! Es ist ein junger wackerer Mann, Professor Vogt aus Jena, der mit Goethe viel zu thun hat, und Dich von daher kennt. Er ist gerade hier, um die Blume seiner Wissenschaft, die Kunst, zu studiren, und bringt in der Naturkunde, Staffel der unteren Reiche, die Materialien mit, um den Gipfel zu erreichen. Wenn wir einmal in dem Zeitalter sind, wo aus der geläuterten Idee Alles herkommen soll, so ist die Arbeit nicht vergebens, den Sinn des Bildlichen in seiner Höhe und Tiefe zu bestätigen. Ich werde Dir weiter darüber schreiben. Er hat mir gar in den Kopf gesetzt, eine Anstellung zu suchen. Da ich aber dafür um so mehr eine Reise nach Italien vorher abgemacht haben müßte, um fertiger im Praktischen zu werden, so laßen wir es bis dahin anstehen. Ich habe guten Muth.

Es ist und bleibt im Allgemeinen hier eine sehr schlimme Zeit für den arbeitenden Künstler. Die

Gallerie ist noch geschloßen. Ich arbeite in den Antiken- und Kupferstich-Cabineten. Für ein bestimmtes Studium sind hier unendliche Materialien und der Drang tritt sehr nahe, sich einmal zum Innerlichen zu wenden. Das Zeichnen fehlt mir immer am mehrsten; und wenn man auch die einfachsten Principien der Construction im menschlichen Körper fände (wofür Dr. Koreff hier bestrebt ist), so wäre für Idee und Arbeit viel gewonnen. Ich hoffe einige bedeutende Resultate.

Neulich ist hier eine Privat Gemähldesammlung eröffnet worden, welche besonders an älteren Bildern merkwürdig ist. Ein weibliches Portrait von Cimabue aus dem dreizehnten Jahrhundert giebt ganz vollständig die Definition von der Mahlerei, daß Feinheit des Stoffes und zarte Schattenverhältniße nothwendig ein durchaus geistiges Wesen liefern müßen. Die Umriße sind scharf durchwirkend, und das Ganze hat bei dem strengsten Charakter zugleich eine Zierlichkeit von Porzellan (wozu der Stoff, Holz, durch den Farbenschmelz als edlere Verglasung, erhöht worden). Das Bild ist so vortrefflich gezeichnet, so streng physiognomisch gehalten, daß die tiefste Wissenschaft dem feinen Glanz zum Grunde liegt; und überhaupt hart und fein besser besteht, als weiche Faselei. Wie zuwider ist der wahren Beförderung des Herrlichen

jener Märchenkram, der auch in Kritiken sein Unwesen treibt, und Lehrlinge zum Popey einer schwachen Frau macht, — anstatt daß Kristallsäulen die starke Sache halten sollten!"

33. Geldangelegenheit. — Runge's Leiden. — Graf Metternich kauft Klinkowström's Jardinière. — Vorsatz der Reise nach Rom. — Farbige Glastafeln.

— Den 25. Mai 1810. (O.) „Ich habe Dir meine große Schuld im Briefschreiben seit so langer Zeit abtragen wollen. Du kannst wohl denken, daß ich kein rechtes Herz dazu haben konnte, ehe meine Geldangelegenheit durch Eure Güte sich einigermaßen befriedigender zeigte.

Dlle. Gütschow *) hat mir vor einigen Tagen gesagt, Du seyst wieder vom Brustübel befallen, und ich sehne mich darnach, Deinetwegen gute Nachrichten zu erhalten. Gott sei bei Dir! Du weißt wie ich an Dich denke, und was ich Dir schuldig bin. Ich habe oft den schmerzlichen Anfall des Gedankens zu überwinden, daß Du meinetwegen besorgt seyn möchtest. Es darf aber kein Zweifel zwischen uns aufkommen; wir haben beide Leid und Widerwärtigkeit so viel auf unseren Wegen erfahren, daß wir wissen können, dieß

*) Dlle. Gütschow, einer in Hamburg etablirten, wahrscheinlich mit Runge's befreundeten, Kaufmannsfamilie angehörig.

sei ein Zeichen unsrer Zeit und die geistige Tendenz eines Jeden werde so verletzt. Ich habe, in der Hauptstadt der Welt, davon noch mehr erfahren, und natürlich kann der Wirbel, in dem man ist, von außen nicht zum besten erscheinen, allein ich überwinde den eigenen Unmuth darüber mit dem Dankgefühl, daß man durch Contraste nur zur deutlicheren Erkenntniß gelangt. Ich kann Dir jetzt nicht mehr darüber schreiben, weil es Dir unbequem seyn möchte. Ich möchte Dir bloß sagen, daß ich zu dem Bewußtsein gekommen, woran Dir bei mir gelegen ist, und daß ich darüber ruhig sein möchte, daß Du meinetwegen nicht besorgt oder ungeduldig zu seyn brauchst. Es ist allerdings ein Schicksal, daß Du und Daniel, ohne von den Früchten meines Hierseins etwas zu haben, mit den Mitteln belastet werdet.

Für die Zukunft habe ich jetzt eine ziemliche Aussicht. Graf v. Metternich hat meine Copie der Jardinière für 30 Louisd'or gekauft. Ich hatte bei diesem Handel die Hauptspekulation, entweder gleich auf andere Aufträge, oder für die Folge auf gute Connexionen. Ich würde also in Rom alle Studien darauf richten, etwas auszuführen, und das Uebrige könnten meine sehr guten Verbindungen in Wien machen. Auch hat der Graf mündlich mich hoffen gemacht,

wenn ich aus Italien an ihn schriebe, ein Bestreben für mich immer rege zu erhalten. —

Solltest Du von hier noch etwas haben wollen, so schreibe mir. Ich wollte Dir mit Dlle. Gütschow farbige Glastafeln schicken, sie wurden aber nicht fertig. Ich finde dieses zu Farbenexperimenten sehr schön, besonders um den Charakter der Farbe zu erkennen, wenn man beim Sehen durch dieses Glas alle Gegenstände so gefärbt erblickt, und den Zustand, welchen die Farbe gibt, erhält. Sie sind nur unbeschreiblich theuer und unvollständig."

Mit diesem Schreiben schließen die brieflichen Nachrichten aus Paris ab. Zugleich ist es der letzte Brief Klinkowström's an Otto Runge, seinen besten Freund und intimsten Kunstgenossen, der nicht lange darauf in Hamburg seinem Lungenleiden erliegt, wie aus späteren Mittheilungen zu entnehmen ist.

Ueber den Pariser Aufenthalt sind noch einige Notizen nachzutragen zur Ergänzung der mitgetheilten Briefauszüge, da diese sich zunächst auf Klinkowström's künstlerische Wirksamkeit daselbst beziehen und alle anderen nicht damit in Verbindung stehenden Angelegenheiten bei Seite lassen. Insbesondere darf eine Begebenheit nicht unerwähnt bleiben, welche in ihrer

Entwicklung einen wesentlichen Einfluß auf die Lebensschicksale meines Vaters genommen, ihn schließlich nach Wien geführt und dort seiner Berufsthätigkeit neue Bahnen eröffnet hat.

Zu jener Zeit war der österreichische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Clemens W. L. Graf v. Metternich in einer vertraulichen Mission von längerer Dauer in Paris anwesend. Josef Anton Pilat, später als Redacteur des „Oesterreichischen Beobachter" in weiten Kreisen bekannt, befand sich im Gefolge des Ministers als dessen Privatsecretär. Es traf sich, daß mein Vater (April 1810) Pilat's Bekanntschaft machte, die bald einen sehr freundschaftlichen Charakter annahm und zu einem lebhaften geselligen Verkehr führte. In Pilat's Hause lernte nun Klinkowström jenes Mädchen kennen, mit dem er zwei Jahre später vor dem Traualtare stand; es war Fräulein Louise v. Mengershausen aus Göttingen, Schwester der Frau v. Pilat, in deren Begleitung sie nach Paris gekommen war.

Die Verlobung hat im Juni 1810 in Paris stattgefunden; ohne äußerliche Förmlichkeiten, aber innerlich bindend. Es galt noch einen weiten, von einer günstigen Wendung der Geschicke des glücklichen Bräutigams zu ebnenden, daher ungewissen Weg

bis zur Erreichung des Zieles der beiderseitigen Wünsche zurück zu legen.

Inzwischen äußert das eben entstandene anmuthsvolle Verhältniß seine anregende Wirkung auf den bisher in seine Studien vertieften Künstler, den es aus seiner freiwilligen Zurückgezogenheit heraus in das pulsirende Leben der Weltstadt hineinzieht. Sein Tagebuch über diese beglückende Zeitperiode — es sind die letzten Monate, die Klinkowström in Paris zubringt — verzeichnet beinahe Tag für Tag die vergnügungsvollen Zerstreuungen, die er seiner Braut und, weil an ihrer Seite, sich selbst bereitet.

Die Oper, das Theater Faydeau, die Variétés, der Circus Franconi, alles Orte, sonst nie betreten, wechseln ab mit einer Seinefahrt nach Vichy, mit einem Ritt nach Montmorency, einem Abend in Tivoli. Malmaison, St. Cloud, Versailles, die beiden Trianons, Monsceau u. s. w. werden besucht, die Panoramen von Neapel, von Wagram, von Amsterdam werden besichtigt.

Doch wird bei alledem die künstlerische Thätigkeit nicht vernachlässigt. Drei besonders zu erwähnende Bilder entspringen in dieser kurzen Zeit der schöpferischen Hand meines Vaters: die „Tafel Herodes'", ein „Christuskind mit Johannes" und das dritte, leicht zu

errathende, ein „Portrait seiner Braut" in fast lebensgroßer Kreidezeichnung, das sich in unserem Familienbesitz befindet.

Die schon im Jahre 1809 erbetene väterliche Einwilligung zur Reise nach Rom langt endlich ein, und ein Anlehen bei Bethling ermöglicht die Ausführung, so daß Friederich v. Klinkowström seine Abreise auf den 5. September festsetzt, in Folge einer Brandwunde aber, die er sich bei dem Löschen eines in seinem Zimmer in Feuer gerathenen Fenstervorhanges holt, auf den 9. September verschieben muß.

Die Reise, in Begleitung seines Freundes Rennenkampf, führt durch die Schweiz, über den Simplon, über Mailand, Florenz nach Rom, wo sie am 6. November 1810 glücklich eintreffen. Die fast zweimonatliche Dauer dieser Reise erklärt sich aus dem Umstande, daß allenthalben, wo Kunstschätze oder Naturschönheiten das Interesse und die Aufmerksamkeit der Reisenden erregten, ein längerer oder kürzerer Aufenthalt genommen wurde. Das Tagebuch meines Vaters verzeichnet alle diese Etappen mit großer Genauigkeit, aber die eingeschlagene Route ist so allgemein bekannt, daß wir den geneigten Leser nicht mit der Aufzählung nackter Daten ermüden wollen. Was man in Basel, in Zürich, in Luzern, am Vierwaldstätter See, auf dem Rigi, im

Berner Oberland, in Genf, in Chamounix u. s. w. zu sehen hat, weiß Jedermann. Interessanter wäre es allerdings, die Schilderung der Eindrücke von allen diesen Punkten aus der Feder meines Vaters zu empfangen, die er zuversichtlich in die Briefe an seine in Paris zurückgebliebene Braut niedergelegt hat; leider aber sind diese Briefe nicht mehr vorhanden.

Die Briefe aus Rom, die wir im Nachfolgenden mittheilen, sind an Johann Daniel, ältesten Bruder des Otto Runge, gerichtet.

IV. Rom.

34. Bedrängte Lage. — Overbeck. — Grüße an Otto. — Inspirirtes der Künstler.

Rom, 15. November 1810. (D.) „In meiner bedrängten Lage kann ich Ihnen nichts über die Herrlichkeiten Roms schreiben. Das Göttliche, was man hier in den alten Werken sieht, holten jene Künstler nicht selbst aus einem Rom; und also bittet man in seinem Herzen Gott dabei, daß er uns Beruf geben wolle, ein Gleiches zu machen. Indessen ist es unschätzbar gesehen zu haben, was in solchem Sinn gemacht worden ist und wie es gemacht ist.

Der junge Overbeck ist ein höchst hoffnungsvoller Mahler. Er wollte einige Worte an Otto schreiben. Mit meinem schweren Herzen kann ich es noch nicht, und Sie und er fühlen dies gewiß mit mir.

... Rauch, Cramer, Suhrland*) und mehrere Künstler erkundigen sich nach des theuren Ottos Wohl und grüßen ihn herzlichst. Die Arbeiten der Künstler haben wirklich etwas Inspirirtes und wer Rom lange in seinem Herzen trug, der sieht es darin lebendig geworden."

35. Skizzirte Compositionen. — Michel Angelo und Rafaël. — Eindruck von Rom. — Runge's Zeichnungen für Görres' Haimonskinder.

Den 27. November 1810. (D.) „Mir geht es sonst hier ziemlich glücklich und ich fühle schon lange das Wohlthätige der Kunstthätigkeit. Ich bin bereits dabei, mehrere meiner Compositionen als Skizzen zu mahlen und dann davon etwas zur Ausführung zu wählen. Je mehr man es den vortrefflichsten Werken hier ansieht, daß ihre Meister sie einem höheren Beruf und Natursinn verdankten, daß sie nicht die Frucht mühseligster Studien (in den Momenten der Hervorbringung

*) Außer den genannten Künstlern stand Klinkowström in Rom auch mit Thorwaldsen, den beiden Riepenhausen, Schick, Gmelin, Henneberg, Müller, Koch, Hath und Blankenhagen in freundlichem Verkehr.

selbst) sind, und jemehr man dagegen die lebenden (einheimischen) Künstler sich in unglücklicher Pedanterie abquälen sieht, und nur die wenigen jungen Deutschen welche ihrer Begeisterung treu folgen, glücklich schaffen und arbeiten; um so stärker erwacht das Lebendige unserer blöden Seele, und ich danke Gott für einen kleinen Kern, den ich in mir finde.

Wahrlich, das Größte in den alten Meistern ist nicht ihre Vortrefflichkeit, sondern das wunderbar Einfache, Naive ihrer wahren gesunden Philosophie und ich wünschte Jedem nur Rom zu sehen um von dem sinnlichen Schauder vor Michel Angelo zurückzukommen, dessen Geheimniß eben die Milde in der Größe ist, und der wie alle Gestirne von den Nachzeichnern mißverstanden wird, so daß sie Strahlen herumzeichnen und ihn zur Carrikatur machen, als ob die Gewalt verzerrt sein müßte. Der tiefe stille Sinn in Michel Angelo und Rafaël führt Jeden auf seinen eigenen Grund zurück. Das Leben war ihr Gegenstand; worin wir in unserer Ferne auch betrogen werden, da uns dieselben leblosen Züge der Copisten glauben machen wollen, als sei es die Idee gewesen. Es ist, als ob die charakterlose Achtung, welche man von weitem vor diesen ungeheuren Genies hat, erst erröthen müße, um sich dann höher zu ihnen zu erheben, wo man den

Menschen in ihnen erkennt und versteht, und hierin unsere Würde und unseren Gesichtskreis erst befestiget und vergrößert findet. Verzeihen Sie mir diese ungeordneten Aeußerungen. Wenn ich mir Jemand zur Seite wünschte, so wären Sie es nächst Otto insonderheit. Sie werden hieraus errathen, daß der Eindruck von Rom ganz anderer Art sei, wie man ihn sich gewöhnlich denkt; weit stärkender und ermunternder für den, der die Sache mit lebendigem Auge ansieht, indem man in den Kunstschöpfungen ihre lebendige Quelle lieset, und nicht wie die mechanischen Zeichner, die vor der vortrefflichen Praktik zurückbeben, weil sie deren Grund nicht begreifen und nicht erkennen, daß die noch größere und leichtere Praktik späterer Zeit eine schlechte ist, indem sie den lebendigen Sinn nicht so edel und fein hat.

Ich kann mich noch nicht entschließen an Otto ein Mehreres hierüber zu schreiben, da ich in der That fürchte, daß er verstimmt sein könne, worüber ich Ihren nächsten Brief zur Beruhigung erwarte.

Ich habe mich gefreut von einem gewißen Glöckle hier gehört zu haben, daß Otto Zeichnungen für Görres zu den Haymonskindern mache."

6. Unglückselige Verhältnisse. — Klinkowström's Mariä Himmelfahrt. — Den 15. März 1811. (D.) „Kaum habe ich den Muth noch, an Sie zu schreiben, da ich über sechs Monathe ohne Nachricht von Ihnen bin, und ich muß den Grund davon ganz in den unglücklichen Verhältnissen suchen, in welche ich bei Ihnen gerathen bin*). Gott wird es Alles schlichten, ich sehe doch, daß Sie sich nach wie vor meiner annahmen und schwebe in der beklemmendsten Dunkelheit darüber, wie es recht damit zugeht. Sie hätten mir sonst Manches, was mir am Theuersten ist, zu schreiben, betreffend unsern seligsten Otto, über welchen ich keinen Menschen liebte, da ich ihm das Licht meiner Seele verdanke. Ich muß befürchten, daß Sie krank sind. Wenn es Ihnen möglich ist, so schreiben Sie mir nur einige Worte.

Seither habe ich meine Hoffnung bestätigter gesehen, durch das Bild, woran ich arbeite (Mariä Himmelfahrt), eine Existenz bei der neuen Kunstakademie in Wien zu finden, weßhalb ich alle Anstrengung verdopple, damit im Herbst fertig und dort zu sein."

---

*) Bezieht sich auf die von Runge geleisteten Geldvorschüsse für die gemalte Copie von Correggio's Nacht, die zurückzuerstatten Klinkowström aus Mangel an Mitteln noch nicht in der Lage war.

37. Ueber Otto Runge's Tod. — Trübe Reflexionen über die Künstlerlaufbahn. — Entschluß Rom zu verlassen. — Vorsatz nach Wien zu gehen.

Den 3. Mai 1811.*) (D.) „Von ganzem Herzen danke ich Ihnen, innigstgeliebtester Freund, für Ihren Brief, den ich erst mit voriger Post erhielt. Er hat mich, wenn auch durch den tiefsten Schmerz, wieder mit Ihnen vereinigt. Es ist mir ein wahres Labsal, mich jetzt ganz den Gedanken und Empfindungen zu überlassen, welche der Heimgang unseres theuersten Otto's erweckt. Daneben hat die ganz besondere Geschichte Ihres manigfaltigen und plötzlich gehäuften Unglücks in mir gerade die Wirkung hervorgebracht, welche Sie mit Recht wünschten, und Sie hätten diesen Erfolg nicht wahrer und tiefer in meiner Seele lesen können. Man wird bei seinen Bestrebungen und wähnendem Hoffen um so mehr über den eigentlichen Sinn einer herben Zeit getäuscht, wenn man mit den Empfindungen, die uns zur Thätigkeit spornen, allein in einer Fremde wie hier steht, und wenig oder nichts davon erfährt, wo diese Zeit am Meisten ihre Leiden häuft

*) Antwort auf Daniel Runge's Brief, ddo. Hamburg, 9. März 1811, womit der am 2. December 1810 erfolgte Tod Philipp Otto Runge's mitgetheilt wird.

und wen sie treffen. Diese mich wahrhaft befreundende Erschütterung hat meinem ganzen Hoffen einen Halt gegeben und wird meine Entschlüße ganz bestimmen. Was ich bisher betrieben, kann ich mir selbst insoweit verzeihen, als nie ein persönliches Ziel mir vorstand, sondern das allgemein Wahre mich so weit hat herumführen müßen, da es nur durch eine große Summe von Erscheinungen mir am kundbarsten werden konnte. Was mir die Welt vorwerfen könnte, wird mir, hoffe ich, vor Gott zur Rechtfertigung dienen. Ich bin mehr noch Mensch als Mahler geworden, welches letztere vielleicht die Welt als Ausgeführtes meiner Bestimmung von mir fordern wird. Könnte man etwas ungeschehen wünschen, was doch in dem geheimen Willen Gottes so geschehen seyn sollte, so würde ich freilich diesen Gang durch die Welt nicht gethan zu haben wünschen, weil er unter manigfachen Bekümmernißen mir das große Leiden aufgebürdet hat, Ihnen Sorgen und Beschwerden zu machen, sowie über die Meinigen das Leid gebracht, Anderen wehe zu thun. Dieses letztere Uebel ist mir wohl das schmerzlichste, wenn ich mich als die unwillkührliche Ursache des Ganzen ansehen muß. Wie werde ich eine so große und vielfache Schuld abbüßen können! Mich kann selbst vor der eigenen Marter der unzulänglichen

Gedanken nichts als der Glaube an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes retten.

Es freut mich innig, daß Otto noch meinen Namen zuletzt nannte, und vielleicht mit Liebe meiner gedachte. Seit der Kunde seines Sterbens hatte mich vorher der Gedanke sehr gequält, daß meine unglückliche Lage auch in seinen Zustand noch Schmerz gebracht. Ich danke Ihnen jetzt die umständliche Erzählung sehr; sie hat mich ganz dabei hinversetzt und ich bin nun so bekannt damit, wie man mit dem Geliebtesten gern in Allem vertraut seyn mag. Wie groß ist sein Kampf gewesen und wie herrlich sein Triumph! — —

Was aus mir wird, weiß ich noch nicht genau, Soviel ist gewiß, daß mein hiesiger Aufenthalt jetzt nicht länger mehr rathsam seyn kann, und ich danke Gott, das Wesentlichste erreicht zu haben, da ich Italien doch habe sehen können. Mein Bild auszuführen kann ich nicht mehr unternehmen; es würden doch noch 6 bis 9 Monathe dazu gehören und die Kosten für diese Zeit kann ich wohl nicht vom Hause erwarten.

In Wien würde ich gleich etwas suchen, was mich ernähren könnte; ich werde sehr zufrieden seyn, in der Kunst nur eine untergeordnete Existenz zu haben. Bei einiger Muße kann man doch das bessere Streben ausarbeiten, und einst mag auch eine bessere Zeit kommen; jetzt

ist es überhaupt Täuschung, von der höheren Kunst leben zu wollen. — —

Sie werden mir gewiß erlauben, Ihnen gelegentlich von meinen Schicksalen Nachricht zu geben, und werden mir sicher in sich die innigste Theilnahme erhalten. Wie sehr diese für Sie in meinem Herzen lebt, darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen.

So leben Sie denn wohl, wie Ihr Bewußtsein von dem, was Sie an mir gethan, und das Gefühl der mancherlei schon überwältigten Leiden zum Frieden Ihres Geistes wirken muß. Ewig der Ihrige und treueste Freund F. K."

Es ist sehr bedauerlich, daß gerade aus Rom, dem Zielpunkte der Künstlersehnsucht Klinkowström's, ein so spärliches Briefmaterial vorliegt, so daß auch der Leser die Lücke mitempfinden muß, die der Tod des Kunstgenossen Otto Runge und der deshalb eingestellte Briefwechsel zwischen den beiden seelenverwandten Freunden in Klinkowström's Leben herbeigeführt hat. Andere verläßliche Nachrichten über den Römer Aufenthalt stehen uns leider nicht zu Gebote.

Klinkowström war in der Regel wenig mittheilsam über sein früheres Leben. Noch am meisten sprach er über seinen römischen Aufenthalt. Er fand Rom ohne

Papst, der in Savona gefangen saß wie der heutige im Vatican, nichtsdestoweniger machte sich der unaustilgbare Eindruck der ewigen Stadt selbst damals geltend. Außer den Künstlern, deren Namen wir bereits erwähnt, mit denen Klinkowström in freundlichem Verkehre stand, war zu jener Zeit auch Zacharias Werner in Rom, der 1809 eigens dahin gekommen war, um daselbst das katholische Glaubensbekenntniß abzulegen. Ein Wiener Almanach enthielt später eine herrliche, von ihm auf der Hinreise gedichtete Canzone. Klinkowström erzählte nun unter Anderem, er habe einmal mit Werner und mehreren Deutschen einen Abendspaziergang durch den Glanz und Duft der italienischen Landschaft gemacht, wo die besondere Herrlichkeit der Natur, die sich an diesem Tage selbst zu überbieten schien, Alles in eine gehobene Stimmung versetzte. Da rief Werner auf einmal in großem Ernste aus:

„Gibst Du so viel auf Erden,
Was soll es erst im Himmel werden!"

Es ist der Gedanke Petrarca's:

„Natura volse
Mostrar quaggiú quanto lassú potea",

aber Werner dachte in diesem Augenblick gewiß nicht an Petrarca. Noch später findet sich der gleiche Gedanke

mit etwas veränderter Wendung in den schönen Versen Rückert's:

„Die Welt ist schön genug, den Himmel zu erwarten
Ihn zu vergeßen, ist nicht schön genug der Garten."

Es läßt sich ermessen, wie der Ausruf Werner's unter den gegebenen Umständen die Gegenwärtigen ergriff. Für die Lesenden im nordischen Zimmer kann die Wirkung nicht die gleiche bleiben, aber sie muß damals groß gewesen sein, da selbst Klinkowström, der nicht gerne Vergangenes aus seinem Gedächtniß hervorkramte, noch in seinen letzten Jahren davon erzählte.

Am 19. Juni 1811 verläßt Klinkowström in sorgenvoll trüber Stimmung die heilige Stadt, wohin es ihn seit lange gezogen hatte. Aber auch das Mißgeschick mit seinen künstlerischen Bestrebungen und Unternehmungen war ihm dorthin nachgefolgt. Selbst das entschiedenste Kunsttalent, die unverdrossenste Arbeitskraft, das ernsteste Bestreben kann des glücklichen Zufalles nicht entrathen, wenn die Beschränktheit pecuniärer Mittel der freien Selbstentfaltung im Wege stehet. Das Glück ist jedoch Klinkowström nicht hold.

Er zieht nach Wien, wo ihm die Hoffnung leuchtet, sich eine gesicherte Existenz zu begründen. Dort weilt auch Louise v. Mengershausen in Pilat's Hause und

so findet die eingeschlagene Richtung Anklang in seinem Herzen.

Mit 41½ Louisd'or in der Tasche tritt der Künstler die lange Wanderung an, die ihn über Perugia, Florenz, Venedig bis Verona führt, von wo er, Tirol durchziehend, den Weg nach Meran einschlägt, durch das Passeyer Thal über den Jauffen und weiter über den Brenner nach Innsbruck gelangt. In München gibt ein mehrtägiger Aufenthalt Gelegenheit, Schelling's Bekanntschaft zu machen und mit Jakobi in Verbindung zu treten. Über Regensburg und Passau gelangt er am 31. Juli nach Aschach, dem bairisch-österreichischen Grenzorte, wo die Aufzeichnungen des Tagebuches, die uns bei Angabe der Reiseroute als Leitfaden gedient, ihr Ende erreichen.

V. Wien.

Klinkowström ist glücklich im August des Jahres 1811 in Wien angelangt, am Schlußpunkt seiner Künstlerlaufbahn. Er recapitulirt die Ergebnisse, welche ihn hieher geführt, nebst den Aussichten, welche sich ihm hier eröffnen, in einem ausführlichen Schreiben an Bruder Carl folgenden Inhaltes:

38. Recapitulation der Ergebnisse. — Aussichten in Wien. — Heirat. — Professur in Adam Müller's projectirter Erziehungsanstalt. —

Wien, 12. Oktober 1812. (C.) . . . „Vielleicht weißt Du schon, daß ich am Eingang des heil. Ehestandes bin; doch ich muß Dir meine Geschichte in Kurzem wiederholen, da Du wohl mehrst unbekannt damit bist. Bis 1808 war ich zu Hause bei den Eltern, hatte dort soviel Drangsale der Zeit ertragen und in des Vaters Abwesenheit so viel mit der Wirthschaft zu thun gehabt, daß ich schon zu glauben anfing, es könne meine Bestimmung werden. Mein Gemählde nach der berühmten Nacht von Correggio in Dresden hatte keinen Käufer gefunden und ich hatte also keine Aussichten auf Fortkommen. Da schrieb mir mein trefflicher Freund Runge aus Hamburg, both mir 300 Thaler für das Bild und seinen Credit, gegen künftige Erstattung des Vaters, und ich war 8 Tage darnach schon auf der Reise nach Paris. Obgleich es Winter war, so hatte die Reise doch sehr viel Interessantes. Ich kam durch Holland, die Niederlande nach Paris. Dort blieb ich 2 Jahre, theils weil ich mehrere Arbeiten mit Beifall ausführte, aber mehr noch weil ich wünschte nach Italien zu reisen, da ich so nahe daran war, und die dazu erforderlichen Anordnungen zu Hause hielten mich beinahe Ein Jahr auf. In Paris lernte ich meine jetzige Braut kennen. Es war

das einzige Haus, was ich besuchte, und eine liebe deutsche Familie. Sie ist aus Göttingen gebürtig, ein Fräulein v. Mengershausen und war bei ihrem Schwager, der geheimer Sekretär bei dem Grafen Metternich ist. Wir trennten uns mit der Zuversicht, hier wieder vereiniget zu werden und ich reisete im September 1810 von Paris nach Italien ab, machte die ganze Reise mit einem lieben Freunde durch die Schweitz zu Fuß und wir langten durch alle herrlichen Städte Italiens Anfang November in dem heiligen Rom an. Ich wollte dort Ein Jahr bleiben und ein großes Gemählde ausführen, um mir hier bei meiner Ankunft gute Aussichten zu machen, allein leider konnte ich nicht so lange in Rom bleiben. Mein theurer Freund Runge, dessen Credit ich immer gehabt hatte, mußte seine Zahlungen einstellen und ich kriegte zum Glück von unserem Landsmann, dem Fürsten Putbus, der gerade in Rom war, das Reisegeld vorgestreckt, so daß ich im Juni 1811 von Rom abging und abermahl eine schöne Fußreise durch Thyrol nach München und von Regensburg dann auf der Donau hieher machte, wo ich im August ankam. Der Graf Metternich hätte mich schon bei der Akademie der Künste angestellt, allein es war keine Stelle ledig und die Gehalte sind auch nicht groß genug, um bei diesen Zeiten sich darauf etabliren zu können. Umsomehr

danke ich Gott, jetzt eine Aussicht zu einer Existenz zu haben, die mir ein anständiges Auskommen verspricht und in aller Art geeignet ist, meine Wünsche zu erfüllen. Es wird hier nämlich ein Erziehungsinstitut für den höhern Adel errichtet, bei welchem ich als zweiter Vorsteher angestellt bin, durch die Verwendung eines Freundes (Adam Müller), welcher Direktor der Anstalt wird. Ich erhalte circa 1200 Th. und freie Wohnung, also hinreichend für eine bescheidene Existenz.

Da die traurigen Umstände in unserer Heimath mir immer mehr die Hoffnung nahmen, auf sie gestützt, mich verbinden zu können, so kannst Du denken, liebster Bruder, wie sehr ich Gott danken muß, daß er mir auf andere Weise dazu hilft. Ich konnte selbst nicht eher die Sache den lieben Eltern eröffnen, als bis ich einige Hoffnung hätte, sie erfüllt zu sehen. Jetzt habe ich ihre Einwilligung und hoffe von Gottes Gnade ein glückliches Leben. Meine Stelle hat noch das glückliche für mich, daß ich nicht blos praktisch die Kunst lehre, sondern auch theoretische Vorträge darüber zu machen habe, wodurch man Anderen noch mehr Gutes mittheilen und ihnen den wahren Sinn Alles dauerhaft Schönen geben kann, was durch bloßes Arbeiten nicht geschehen kann. Wenn man alle Kunstschönheiten

der südlichen Länder durchgesehen hat, so findet sich bald die Erkenntniß, daß alle Schönheit derselben auf Einer Gesinnung beruht, welche auch die Einzig Wahre ist und von allen Menschen auf die verschiedenste und irrigste Weise zu allen Zeiten gesucht wurde. In dieser Gesinnung ist die Kraft, die Schönheit, die Liebe, der wahre Ruhm und Alles was jemals würdig und werth war. Es ist die Religion. Wie aber der Adel verachtet ist, weil die Adeligen schlecht worden, so hat man auch die Religion bei Seite gesetzt, weil so wenig Priester ihre eigentliche Würde kennen; aber nichts destoweniger ist das Christenthum die uns angeborne Würde, und ist unser Sterbekissen, der Leuchtthurm jenes Landes, nach dem wir schiffen müssen. Sie ist der Inbegriff aller Weisheit, der Schlüssel aller Erkenntnisse; das Einzige, in welchem der Mensch sich retten und frei seyn kann. Leider hat unsere Jugendzeit schon den schlimmen Ton der Nichtbeachtung alles Heiligen gehabt, aber die leidigen Erfahrungen der Zeit — wie Alles grundlose Wissen zu Nichts führte, wie Immoralität der Sturz von Staaten wie jeder Familie ist, haben uns besser belehrt.

Schreib mir doch bald, Herzensbruder, wie es Dir geht und bleibe recht munter und getrost in dem Beruf. Gott wird überall bei Dir seyn, wenn du Ihn nicht vergißest. Schreib' mir doch genau Deine Adresse.

Die meinige ist: Wien auf der Wieden im Stahrenbergischen Freihause 4. Hof, 22. Stiege im 2. Stock bei Herrn v. Pilat. Gott behüte Dich. Ewig dein treuer Bruder Friederich Kl."

Von den beiden in diesem Briefe besprochenen Projecten meines Vaters geht das eine, seine Standesveränderung betreffend, bald darauf in Erfüllung. Ein in Visitkartenformat gedrucktes Parte vom 27. November 1812 gibt den „verehrtesten Verwandten und Freunden" die erfreuliche Kunde von der am vorhergehenden Tage in Wien vollzogenen ehelichen Verbindung des Friederich August v. Klinkowström mit Friederike Louise Charlotte v. Klinkowström geborenen v. Mengershausen. Die Trauung hatte, dem protestantischen Glaubensbekenntnisse beider Gatten zufolge, in dem Bethause der evangelischen Gemeinde Augsburger Confession stattgefunden, wobei Adam Müller und Jos. Anton Pilat, Secretär des Grafen Metternich, als Zeugen zugegen waren. Daß der Letztere, da er mit Elise v. Mengershausen, einer Schwester von Klinkowström's Gattin, vermählt war, dadurch in ein Schwägerschaftsverhältniß zu meinen Eltern trat, muß zur Aufklärung der besondern Intimität zwischen den Familien Pilat und Klinkowström, wovon im Verlaufe der weiteren

Begebenheiten vielerlei und sprechende Beweise vorliegen, besonders hervorgehoben werden.

Die Bekanntschaft Adam Müller's, des berühmten Staatsschriftstellers, hatte Klinkowström schon früher in Dresden gemacht. Hier sollten sie nun zu einander in eine sehr nahe Verbindung treten durch gemeinsame Mitwirkung an einem nach den Plänen Adam Müller's unter dessen Leitung in Wien zu errichtenden Erziehungs-Institute für den höheren Adel, wie dem Leser bereits bekannt ist. Dieses Unternehmen, nicht ohne Ueberwindung mannigfacher Hindernisse der Verwirklichung nahe gerückt, und in Folge großmüthiger Beihilfe Seitens Seiner königlichen Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Maximilian Este in seinem Bestande finanziell sicher gestellt, hat das Stadium der Vorbereitung nicht verlassen. Umstände, wenn ich nicht irre, einige Gebrechen im Projekte selbst, verhinderten die endliche Ausführung desselben.

Die Localität für das Institut war jedoch aufgenommen in dem Karoli'schen Hause auf der Wieden, und Klinkowström bezieht unmittelbar nach seiner Vermählung das ihm dort zur Verfügung gestellte Naturalquartier an der Seite seiner ihm angetrauten, geliebten Gattin. Er genießt das Glück stiller Häuslichkeit in vollen Zügen. Der Segen der Ehe, die Geburt eines

Kindes, gibt ihr erhöhten Reiz. Diese schöne Zeit ist von kurzer Dauer. Nur mit dem Zauber der Erinnerung reichen diese glücklichen Tage noch hinüber in die nun folgenden schwerer und längerer Trennung. Es treten Ereignisse ein, die das deutsche Herz jedes Patrioten entflammen. Der Befreiungskampf von Napoleon's Joch steht bevor. Dem Rufe des Freiherrn v. Stein folgend, betritt Klinkowström eine neue Lebensbahn, gleich abweichend von der künstlerischen, die er eben verläßt, wie von der pädagogischen, die er künftig betreten wird. Fehlgeschlagene Hoffnungen, sowohl in Betreff seines Eintrittes in die Akademie der bildenden Künste als hinsichtlich der Ausübung der Professur an dem Müller'schen Institute, geben diesem Entschluß begreiflichen Nachdruck.

So endigt Klinkowström's Künstlerleben. Damit erlischt aber keineswegs die brennende Liebe zur Kunst; nur der Kunsterwerb, „die bürgerliche Handthierung" der Kunst, wie Klinkowström sich auszudrücken pflegte, wird bei Seite gesetzt. Jener bleibt er treu bis an's Grab und gibt ihr mit reicher Begabung auch in seiner späteren Berufsthätigkeit bei jeder sich darbietenden Gelegenheit bildenden Ausdruck.

Daß Klinkowström während seines Aufenthaltes in Wien zu jener Zeit auf Bestellung des Prinzen

Wilhelm von Preußen Copien der Bildnisse Carl's V. (nach Tizian) und Rudolf's von Habsburg zu malen hatte, und daß er der Tochter des Ministers v. Humboldt Zeichenunterricht gab, sei hier der Vollständigkeit wegen erwähnt.

Ein längerer Aufsatz über Kunst, der zu einem starken Buche angewachsen wäre, ist der eingetretenen anderweitigen Berufsgeschäfte wegen unvollendet geblieben, was umsomehr zu bedauern ist, als ein bedeutender Gelehrter und Denker Klinkowström noch in seinen letzten Jahren, vielleicht mit etwas freundschaftlicher Uebertreibung den ersten lebenden Kunstkenner nannte. Um von dem Umfange und dem System dieses Werkes einen Begriff zu erhalten, beschränken wir uns auf die Bekanntgabe der interessanten Eintheilung desselben, die in nachfolgender Weise festgestellt war: „I. Vom Talente der Mahlerei. II. Ueber den Charakter der Mahlerei. III. Uebersicht ihrer Geschichte bis zur Trennung der Schulen. IV. Von der Trennung der Schulen bis auf unsere Zeit. V. Trennung der Schulen nach Individualität, Styl und Manier, und zwar mit Hinblick auf die römische, florentinische, lombardische, venetianische, deutsche, flamändische, englische, französische u. spanische Schule. VI. Antiken. VII. Naturstudium. VIII. Akademien. IX. Fächermahlerei, u. z. a) Kirchen-

mahlerei (Eigenschaften der katholischen Bilder: ascetische und historische Contemplation, Ruhe im Schmerz, Bestimmtheit des Contours, Reinheit der Farben, Obergewalt des Lichtes, wenig Schatten bei Reflexen); b) Historienmahlerei; c) Portraits; d) Landschaft, Thiere, Blumen. X. Gegenwärtiger Stand der Kunst. XI. Rückkehr. XII. Vorschläge zur Verbesserung."

Die Kunst war für Klinkowström's Wege zum Hauptziel nicht ohne Einfluß. Er selbst pflegte sich darüber nicht auszusprechen, wie er sein inneres Leben niemals in Besprechung zog. Doch beschlich ihn schon in früheren Jahren eine Ahnung davon, indem er an seinen Kunstgenossen Runge fragend ausruft: „Sollte meine Sehnsucht zur Kunst bloß der Weg gewesen sein, mir das Auge zu öffnen für das ewige Leben?"

Wenn er gegen Ende seines Lebens anfing etwas mißmuthig von der Kunst zu reden, so machte das den Eindruck, wie wenn die Menschen zuweilen, nachdem sie mittelst einer Leiter eine erwünschte Höhe erstiegen haben, endlich in der Zufriedenheit mit dem erreichten Besitz selbst die Leiter zurückstoßen, oder sie höchstens für Nachkommende aufbewahren. Nichtsdestoweniger erregte ihm der Anblick eines Bildes, was so recht nach seinem Herzen gedacht und gearbeitet war, noch immer eine große Freude. Etwa ein halb Jahr vor seinem Tode

war Führich nach Wien gekommen und Klinkowström fand sich über einige Compositionen desselben ordentlich erquickt. Da bot man ihm an, der Künstler würde, wenn er es wünsche, gewiß gerne eine reiche Mappe voll Compositionen zu ihm bringen lassen. Darauf wagte er aber nicht einzugehen, denn er fürchtete die große Erschütterungsfähigkeit seiner kranken Natur gegenüber allen mächtigen, wenn auch freudigen Eindrücken.



Während des Befreiungskrieges.

(1813—1814.)

Während des Befreiungskrieges.

Als der Beitritt Oesterreichs zur Coalition wider Napoleon keinem Zweifel mehr unterlag, waren es zwei Staatsmänner von historischer Bedeutung, die auf Klinkowström, ihren deutschen Landsmann, der gewissermaßen zur Disposition stand, ihre Aufmerksamkeit lenkten: Freiherr v. Stein, der mit der Organisation der wiedereroberten deutschen Länder betraut werden sollte, und Wilhelm v. Humboldt, königlich preußischer Minister. Graf Metternich, der Klinkowström von Paris her kannte, dürfte gleichfalls seine Hand im Spiele gehabt haben. Durch Staatsrath Hippel sollte die Sache vermittelt werden. Klinkowström solle nur dem Hauptquartier folgen, so hieß es, das Uebrige werde sich finden. Es hing ja Alles von dem Erfolg des Feldzuges ab. „Nächst der Sorge für Gattin und Kind" bestimmte Klinkowström dieses Anerbieten anzunehmen, „der hohe Glaube, daß es jetzt auf dieselbe Gesinnung allgemein ankomme, und die Hoffnung, jene dereinst so auf die Kunst befördernd

anzuwenden, als er sich bisher selbstthätig in derselben bewiesen." (Brief an Daniel Runge, 1813.)

Demzufolge setzt sich Klinkowström, Frau und Kind in Wien zurücklassend, auf die Reise, und am 12. October 1813 hat er in Komotau das österreichische Hauptquartier erreicht. Mit dem Train des letzteren etappenmäßig sich fortbewegend, wartet er in Altenburg, ganz in der Nähe des Kriegsschauplatzes, den Ausgang der bereits entbrannten Völkerschlacht ab, und wenige Tage nach dem glänzenden Siege der verbündeten Heere ist Klinkowström an dem Schlachtorte selbst, in Leipzig, angestellt. Er wird dem Militärdepartement des Generalgouvernements zugetheilt und unter Oberst v. Carlowitz *) mit Hauptmannscharakter zum Chef de bureau ernannt.

In dieser Anstellung redigirt er das sächsische Landwehrreglement nach preußischem Muster, entwirft die Statuten für das Corps der sächsischen Freiwilligen,

---

*) Der Oberst v. Carlowitz, ein ausgezeichneter Officier, der nach der Groß-Görschner Schlacht den sächsischen Dienst verlassen und sich zum Kaiser Alexander nach Bauzen begeben hatte, erhielt von Freiherrn v. Stein den Auftrag, einen Plan auszuarbeiten, wie das sächsische Heer schleunigst wiederhergestellt, Landwehr und Landsturm eingerichtet werden könnte. Siehe „Das Leben des Freiherrn v. Stein" von G. H. Perz. Berlin 1851.

welches unter der gewählten Bezeichnung: „Banner der freiwilligen Sachsen" ins Leben gerufen, auf 3000 Mann gebracht und durch Sammlung freiwilliger Geldbeiträge erhalten werden soll. Er leitet ein förmliches Preßbureau; seiner unmittelbaren Aufsicht untersteht ein eigenes Journal, die „Landwehrzeitung"; er besorgt die Anwerbung der Freiwilligen, ihre Bequartierung u. s. w. — kurz, statt vor der Staffelei mit Pinsel und Palette in der Hand, sitzt Klinkowström unversehens am Bureautisch, die Feder hinterm Ohr, und verrichtet alle diese politischen, journalistischen und administrativen Geschäfte, als ob er jahrelang darin prakticirt hätte.

Er macht auch die Vorschläge für die Uniformirung des Banners, der aus drei Waffengattungen: aus Husaren, reitenden Jägern und Schützen zu Fuß besteht, wobei ihm seine Künstlereigenschaft in Geschmacksentwicklung und mit der Fertigkeit, seine Anträge gleich mit eigenen Handzeichnungen zu illustriren, hilfreich zur Seite steht. Natürlich wird auch die Fahne des Banners, sogar das Amtssiegel des Bureaus, Alles künstlerisch aufgefaßt, nach Klinkowström's Zeichnungen ausgeführt.

Der sinkende Patriotismus läßt jedoch die Agenden des Banners nicht recht vorwärts kommen, worüber

Klinkowström sich sehr geringschätzig äußert. Es zeigt sich, daß es den Einrollirten nur darum zu thun ist, der Landwehr zu entgehen. Die Hälfte derselben bleibt einfach aus, und die unterschriebenen Gelder wollen auch nicht fließen. So geschieht es, daß die Alliirten schon vor Paris stehen, ohne daß der Banner, dessen Uniformirung dem Kaiser Alexander so wohlgefällt, daß er das Corps in seine Garde aufnimmt, in die Lage kommt seine Kriegstüchtigkeit zu bewähren.

Unmuthig darüber setzt Klinkowström in dieser neuen Sphäre seine Wirksamkeit, die er in Leipzig begonnen hat, später in Dresden fort, wird nach Beendigung derselben im April 1814 abberufen und zu ähnlichen militärischen Arbeiten dem Staatsrath Sacken in Aachen zugetheilt.

Ueber diese nur in ganz flüchtigen Umrissen angedeutete Episode aus Klinkowström's Leben liegen sehr umständliche, fast Tag für Tag an seine Frau geschriebene Briefe vor, die ich nun folgen lasse.

Man möge sich die Lecture dieser ausführlichen, tagebuchartigen Aufzeichnungen, die nur einen kurzen Lebensabschnitt Klinkowström's betreffen, nicht gereuen lassen. Abgesehen von den interessanten Details der Corpsgeschäfte, mit dem Ernst ihrer Behandlung, nicht ohne komische Intermezzos, findet der Leser darin

treffliche Schilderungen der öffentlichen Zustände Sachsens und charakteristische Stimmungsbilder aus einzelnen Schichten der Gesellschaft, die mit Beziehung auf den Zeitpunkt, in welchem sie geschrieben, erhöhte Bedeutung verdienen. Individuell bemerkenswerth für die Person des Briefstellers sind dessen sympathische Aeußerungen über Oesterreich und sein Gram darüber, daß die weise und uneigennützige Politik dieser Macht so wenig und so nichtig gewürdigt werde. Hat eine solche Gesinnungsmanifestation in dem Munde eines Preußen, der, stolz auf das Heldenthum seiner Landsleute, eben im Begriffe steht in den preußischen Staatsdienst zu treten, den vollen Werth der Unbefangenheit, so ist sie zugleich eine Gewähr für die staatsbürgerliche Haltung dessen, der später, ohne es vorher geahnt zu haben, sich in Oesterreich niederlassen und einbürgern wird.

Ich habe natürlich aus den Briefen Klinkowström's Alles ausgeschieden, was sich lediglich auf innere Familienangelegenheiten bezieht oder nur den engen Kreis der Angehörigen und näheren Bekannten interessiren könnte.

Um jedoch das Portrait meines sel. Vaters möglichst vollständig und getreu zu gestalten, habe ich in einzelnen Fällen die Gardine nicht geschlossen, damit

der Leser einen Blick hineinwerfen und sehen könne, was für ein glücklicher Gatte, was für ein zärtlicher Vater und — wie der Herausgeber gerne hinzusetzen möchte — was für ein liebenswürdiger Mensch Klinkowström gewesen.

Die Reichhaltigkeit des Stoffes dürfte dem Leser einige Ruhepunkte in der Darstellung wünschenswerth machen. Deshalb theile ich den Abschnitt in vier Capitel, und zwar: I. Im Gefolge des Hauptquartiers; II. Organisation des „Banners der freiwilligen Sachsen" in Leipzig; III. Stimmungsbilder aus Dresden; IV. In Aachen.

I. Im Gefolge des Hauptquartiers.

1. Ankunft in Komotau. — Zusammenkunft mit Pilat. — Humboldt und Hippel. — Reise. — Wohnung. — Napoleon's Rückzug nach der Wesel. — Hippel's Bemerkungen über Klinkowström's Aussichten.

Komotau, 12. October 1813. Abends $^1/_2$6 Uhr. „Heute Mittag um 1 Uhr bin ich hier angekommen. Pilat und ich wir haben uns herzlich gefreut wieder bei einander zu sein. Humboldt habe ich gesprochen. Er hat mich sehr gütig empfangen und Alles versprochen, was in seinen Kräften stehe. Hippel habe ich mehreremale vergebens aufgesucht. Von diesem hängt

mein Unterkommen zunächst noch mehr ab. Ich werde Dir noch hinzusetzen, was er mir gesagt. Meine ganze Zukunft ist mir auf diesem Wege ganz fremd, daß ich mich rein durch höhere Hand darin versetzt glauben muß, da ich weder was darin zu suchen wüßte, noch mir ein Glück selber bereiten könnte!

Die Reise war beschwerlich und nicht immer so schnell als sie hätte sein können. Der Weg hierher verkündete ganz das Hauptquartier einer so großen Macht. Alle Straßen waren mit Armee-Zufuhren bedeckt. Transporte von Gefangenen und Blessirten kamen daher. Pilat, von einem kaiserlichen Reitknecht begleitet, war mir eine Meile entgegengeritten. Wie unglaublich sticht aber mit dieser gespannten Erwartung das elende schmutzige Städtchen ab, welches all' dieses Große umfaßt. Mich rührte der Eintritt in Pilat's Zimmer beinahe zu Thränen. Er wohnt in einem elenden Stübchen bei einem armen Tischler. Für heute ist es das meinige, da er auf der Kanzlei zu thun hat. Wenn ich dieses kleine Loch betrachte und mir sein hiesiges Leben im Vergleich mit dem denke, was er in Wien führen könnte, so wird mir erst klar, daß man bei mehrerer Gewohnheit alles Annehmliche des Lebens vergessen kann, wenn es nur etwas Höheres an dessen Stelle gibt. Und das ist hier gewiß das

Bewußtsein des Sieges und des Mittelpunktes, von wo aus jetzt Alles geschieht. Seine Felddruckerei ist in einer Scheune. — Es heißt, das österreichische Hauptquartier werde morgen von hier abgehen. Wahrscheinlich nach Marienberg. Es wird nun schon in Wien bekannt sein, daß Napoleon am 7. Dresden verlassen hat, und dadurch, daß Baiern sich mit uns alliirte, seinen Rückzug nach Wesel zu machen muß. —

Eben komme ich von Hippel und habe ganz den alten herzlichen Bekannten in ihm gefunden. Soviel sehe ich nun wohl, daß im Hauptquartier keine Stelle für mich sein wird und daß ich entweder beim Minister v. Stein, welcher Sachsen administriren wird, angestellt werde oder bei einer auswärtigen Gesandtschaft. Auf jeden Fall ist meine jetzige Anstellung nur eine vorläufige, die mir Ansprüche auf andere im Preußischen gibt und da wird Hippel mehr meinen Wünschen nach thun können als jetzt."

2. Aus Marienberg in Sachsen. — Erwartung wichtiger Nachrichten. — Kosacken über den Rhein. — Beziehungsreiche Aufschrift einer Gedenktafel.

Marienberg in Sachsen, 13. October 1813. Abends 10 Uhr. „Wir erwarten täglich wichtige Nachrichten. Neues kann ich Dir heute nicht viel schreiben von der Armee; wahrscheinlich wird bald bei Leipzig

ein großer Schlag geschehen. Sechs- bis achttausend Kosacken sollen über den Rhein gehen und Schrecken in Frankreich bereiten. Der Graf *) ist nicht hier. Ich habe ihm also nicht vorgestellt werden können.

Das Erste was mir in unserem reinlichen Zimmer in die Augen fiel, ist eine Tafel, die über dem Tisch hängt, auf dem ich jetzt schreibe. Es steht darauf: „Befiehl dem Herrn Deine Wege, ihm vertrau', er wird's machen.“ Psalm 57. 5. V. Es ist gewiß von großer Beziehung auf mich und wir verstehen uns wohl völlig darüber.“**)

---

*) Unter Graf ist in den Briefen immer Graf Metternich zu verstehen.

**) Eine der denkwürdigsten Beziehungen, von welcher der Briefsteller, den der Marienberger Denkspruch von nun an durch's Leben begleitet, keine Ahnung haben konnte, ist die folgende. Klinkowström war im Besitze eines sogenannten Memorabilienbuches (Memorabilien der Zeit von Geßner, Wien und Triest 1807), welches bekanntlich zur Einschreibung der Gedächtnißtage der Angehörigen und Freunde dient, worin zu diesem Behufe für jeden Monatstag des ganzen Jahres eine eigene Blattseite gewidmet ist. Auf jeder Blattseite ist der Text eines besonderen Denk- oder Sinnspruches abgedruckt. Dieses Memorabilienbuch, in welches Klinkowström eigenhändig den Geburts- und Todestag seiner Gattin, dann die Geburtstage seiner Kinder u. s. w. eingetragen hatte, ist später in fremde Hände gelangt und erst in jüngster Zeit von der geehrten Besitzerin desselben mir als Erinnerungszeichen an meinen sel. Vater freundlichst zugesendet worden. Ich war nicht wenig überrascht, als ich, in dem Buche herumblätternd, für den

3. Aus Altenburg. — Humboldt und Stein. — König von Preußen. — Hauptquartier des Fürsten von Schwarzenberg. — Napoleon in Taucha. — Kaiser Franz auf's Schlachtfeld. — Kaiser Alexander. — Kronprinz von Schweden und Blücher. — Umzinglung der französischen Armee bei Leipzig. — Nachrichten von Klinkowström's Brüdern Carl und Georg.

Altenburg, 15. October 1813. Abends 11 ½ Uhr. „Humboldt sagte mir gestern, er habe mit dem Minister Stein meinetwegen gesprochen und dieser wolle mich unfehlbar anstellen, nur könne es noch etwa 14 Tage dauern. Dieser Aufschub scheint mir darin zu liegen, daß der Minister Stein als Präsident des Verwaltungs-Rathes nicht bloß nach der Räumung Sachsens in Thätigkeit tritt, sondern wenn Westphalen und andere deutsche Länder, deren jetzige Herren nicht bleiben, frei sein werden. Deshalb ist es auch nicht zu bestimmen, ob ich nach Dresden komme, wo das Centrum der Verwaltung Sachsens sein würde, oder beim Minister bleibe. Er wird wahrscheinlich im Hauptquartier sein, wo das Centrum aller Verwaltungsgeschäfte bleibt . . .

Ich schreibe mit Bleistift weiter, weil Pilat die einzige Feder in Händen hat. —

Es ist heute ein sehr wichtiger Abend. Morgen wird gewiß eine sehr große Schlacht sein. Der König

---

4. April, also den Todestag meines sel. Vaters, folgenden Sinnspruch Geßner's angeführt finde: „Sicher führen zum Ziele, dem besten, die Pfade, die Gott führt." — Gleich beziehungsvoll und ebenso ahnungslos ist seinerzeit die Grabschrift entstanden.

von Preußen ist auch hier. Das Hauptquartier für den Fürsten Schwarzenberg ist in Pegau. Napoleon schläft heute in Taucha (6—7 Meilen von hier). Unser Kaiser wird sich morgen auf das Schlachtfeld begeben. Graf M. begleitet ihn. Der Kaiser Alexander war gestern hier und ist heute in Pegau. Der Kronprinz von Schweden und Blücher umgeben die französische Armee, die bei Leipzig gesammelt ist, von den anderen Seiten ... Uebermorgen geht es vielleicht nach Gera, wo ich Baron Humboldt treffe und mich dann, wenn Pilat und ich es besser finden, dem preußischen Hauptquartier anschließe. Von meinen Brüdern (beide in der preußischen Armee dienend) habe ich nichts weiter gehört, Gott behüte sie morgen — wie immer! und lasse es gnädig für uns ausfallen. Wir haben viel Hoffnung, und mit Einer Schlacht wäre nicht viel verloren, dagegen Napoleon durch die erste verlorene Schlacht vernichtet ist."

4. Aus Zeitz. — Hoffnung guten Ausganges des Krieges. — Humboldt's Dinereinladung versäumt. — Sachsen schöner als Böhmen. — Details über das Logis eines Stiftsherrn. — Weiber- und Männertrachten. — Großes Feuer in der Richtung Leipzigs. — Nachricht vom günstigen Anfang der Schlacht.

Zeitz, 16. October 1813. Abends 6 Uhr. ... „Du bist gewiß sehr gespannt auf diesen Brief, nachdem ich Dir gestern Abends schrieb, daß heute etwas

Bedeutendes vorfallen werde. Wir haben bis diesen Augenblick noch keine Nachrichten vom Schlachtfelde und können also schließen, daß es gut gehe. Der Kaiser und der Graf sind nicht hier und Alles ist so still, daß man sich kaum überzeugen kann, so nahe einer Begebenheit zu sein, die für ganz Europa entscheidend ist. Wir dürfen gewiß den besten Ausgang hoffen! Ehe wir heute Früh von Altenburg abfuhren erhielt Pilat einen Brief von Humboldt worin er ihm schrieb, er habe mich gestern in Marienberg mit dem Minister Stein zusammen bei sich essen lassen wollen. Es würde mir sehr fatal sein dies versäumt zu haben, allein als ich Marienberg verließ, war keine Rede davon, daß der Minister Stein da wäre, geschweige daß ich beim Baron Humboldt mit ihm speisen sollte. Ich erwarte nun die erste gewiße Nachricht, wo Baron Humboldt oder das preußische Hauptquartier ist, um mich dahin zu begeben und mich dort anzuschließen, indem der Minister Stein vielleicht schon Etwas für mich zu thun haben könnte...

Hier sind wir sehr gut logirt, wie denn Sachsen überhaupt ein schöneres und menschlicheres Land als Böhmen ist, so darf man darin immer reinliche Wohnung und recht freundliche Bedienung erwarten. Der Graf und die Herren von der Staatskanzlei logiren alle bei einem jungen Stiftsherrn, der ein sehr wohlhabender

Mann zu sein scheint. Pilat hat vermuthlich Madame ihr Zimmer, denn Alles darin ist so wohnlich und heimlich, wie in stattlichen Häusern kleiner Städte. Nebenan höre ich Kinder spielen, vor mir steht ein Nähtischchen im Fenster, — eine niedliche Pendule tickt ganz manierlich fort und das Zimmer riecht nach hübschen Pflanzen, die in den Fenstern stehen. Eine bunte Tapete mit vielen englischen Kupfern, Malereien von blöder weiblicher Hand — ein recht weiches Canapée nebst anderen recht artigen Möbeln gehören noch dazu — kurz Du siehst, mein Engel, daß wenn ich Dir auch größentheils diese Beschreibung mache, weil ich den langen Abend hindurch nichts besseres zu thun habe, so hat doch das Ganze etwas von dem Stuben-Ideal, welches wir oft, als in kleinen Städten einheimisch, besprochen haben, und das macht es mir so gefällig. —

Gestern hatten wir ein ganz treffliches Bette, was so breit war, daß Pilat und ich darin schliefen. Ueberdem hatte es einen Himmel und das Zimmer war mit altem sehr geblümten Zitz ausgeschlagen, — es war ganz dem alten Schloßstyl anpassend. Es ist ein sehr schöner Saal in dem Schloß zu Altenburg. Auch hier ist ein Schloß, dessen Einfahrt einer alten Ritterburg zugehören könnte. Die Weibertrachten dieser Provinz sind drollig. Sie haben Röcke, die nicht über

die Kniekehle reichen und hinten an den Mützen hängen unzählige Enden vom breitesten schwarzen Band. Dabei haben sie steife Brustlatze, die breit und hoch bis an den Hals reichen. Die Männer sind dagegen oben knapp als Knaben und unten weit als Weiber gekleidet mit ganz weiten Pumphosen.

Fortsetzung am 17. Morgens um 7 Uhr. Noch ist nichts zu hören. Auf jeden Fall ein gutes Zeichen. Die Schlacht muß sich abwärts gewendet und Napoleon seinen Rückzug nach Magdeburg zu genommen haben, was man auch schon früher glaubte. Es sind nicht einmal Verwundete hier eingebracht worden. Der Graf ist auch noch nicht zurück. Gestern Abends sahen wir ein großes Feuer in der Richtung von Leipzig. $^1/_2$ 10 Uhr. Ich war mit Pilat auf dem Schloßthurm. Man sieht Rauch in der Gegend von Leipzig, aber der Sturm verhindert zu unterscheiden, ob es Brand oder Geschütz ist. Eben habe ich mein Mittag bestellt, was in diesen ausgefreßenen Städten nicht leicht zu finden ist, wenn man bei seinen Wirthsleuten es nicht prätendiren kann. Um 11 Uhr. Diesen Augenblick kommt ein Brief vom Grafen an B., woraus wir die frohe Nachricht sehen, daß die Schlacht gestern schon einen günstigen Anfang genommen und heute ganz allgemein wird, indem 80.000 frische Truppen

zum Schlagen kommen. Die Schlacht war gestern von Leipzig bis Wurzen ausgedehnt. Es ist also die größte Hoffnung, weil der Kronprinz von Schweden und General Blücher auch schon heran und die Franzosen also ganz umgeben sind. Adieu bis Morgen Pilat schickt diesen Brief mit einer Staffette an Gentz, weil der Courier erst nach der Rückkunft des Kaisers expedirt wird."

5. Brief an Humboldt. — Fortdauer der Schlacht. — Conversation mit dem Kutscher des schwedischen Gesandten.

Zeitz, 18. October 1813, um 7 Uhr Morgens. „Noch sind wir hier und wissen nichts Neues, indessen darf man aus der Stille schließen, daß die Schlacht sich von uns entferne und Alles sehr gut gehe, auch sah man gestern von den Thürmen den Rauch schwächer. Gegen Abend war wieder ein starkes Feuer in der Leipziger Gegend zu sehen. — — Ich habe gestern an Baron Humboldt geschrieben und ihn gebeten, mir wissen zu lassen, wo ich ihn treffen kann, um zu ihm zu gehen; theils weil das schnelle Vorgehen des österreichischen Hauptquartiers mich immer weiter von ihm abführt, und wie ich aus seinem vorgestrigen Briefe ersehe, der Minister Stein bei ihm ist, wo sich also gleich meine Hoffnungen bestimmter bezeichnen ließen oder auch schon irgend eine Thätigkeit für mich sein

könnte. Wie dem Allem sei: „Befiehl dem Herrn Deine Wege, ihm vertrau', er wirds machen!" Das soll meine stete Beruhigung bleiben.

Um 2 Uhr. Von der Schlacht wissen wir noch immer nichts Genaueres. Der Courier hat den Kaiser in Borna gesprochen, wo er auch vernommen hat, daß man sich noch immer schlug, daß wir 10 Kanonen, Blücher hingegen 30 genommen habe. Ich bin mehrmals auf dem Thurm gewesen. Man sieht mehrere Feuer aus Leipzig, jedoch der Entfernung (von 5 Meilen) und des regnichten Wetters wegen, undeutlich. Eben erfahren wir, daß Baron Humboldt in Altenburg ist, und ich werde wohl gewiß morgen dahin gehen. ... So angenehm es ist bei Pilat zu sein, so gênire ich ihn doch, weil ich immer sein Quartier theile; bei Humboldt kriege ich, als zur Gesandtschaft gehörig, mein Quartier, und wenn dieß bei ordentlichen Leuten ist, habe ich wohl das Essen umsonst, was ich jetzt bezahlen muß und oft auf die drolligste Weise in dem kleinen ausgehungerten Städtchen zusammentreibe. So habe ich z. B. heute in dem einzigen Gasthofe hier, wo es noch was zu eßen gibt (wenn man es nämlich vorausbestellt) mit dem Herrn Kutscher des schwedischen Gesandten gespeist, der mir viel von Petersburg erzählte und am Ende gar von unserm Freunde Mutzen-

becher zu sagen wußte, daß er in Reichenbach gewesen sei u. s. w. Um die Wahrheit seiner Aussagen zu bekräftigen, blinzelte er aufs lieblichste, wie es unser kurzsichtiger Freund thut.

Um $1/_2$ 3 Uhr. Eben höre ich, daß wir in Einer Stunde nach Altenburg gehen, wo wir also Humboldt treffen werden. Die Bewegung des österreichischen Hauptquartiers geschieht nur um dem kaiserlichen Hauptquartier, welches heute in Borna ist, näher zu kommen; um morgen wahrscheinlich nach Leipzig zu gehen."

6. Aus Altenburg. — Arbeiten bei Humboldt. — Viele Blessirte. — Besorgnisse für die Brüder. — Zusammenfinden Aller auf einem Wege. — Heldenmuth der Preußen. — Anschaffung einer Pfeife. — Trennungsgedanken.

Altenburg, 19. October 1813. — — „Du wirst die näheren Nachrichten über unsern Sieg wohl aus Pilats Brief erfahren, sowie ebenfalls daß ich hier zurückgeblieben bin. Dieses ist gewiß besser für mich, indem auf diese Weise der Baron Humboldt für's erste schon den besondersten Antheil an mir nimmt. Ich besorge seine zurückbleibenden Angelegenheiten und bin vor der Hand bei der preußischen Gesandtschaft attachirt. So habe ich heute gleich nach seiner Abreise sein eigenes Zimmer beziehen müssen, werde, wenn es weiter geht, mit einem Feldjäger, die im

preußischen Hauptquartier Kabinetskouriere sind, in einer Chaise fahren und darf also jetzt weder um ein gutes Fortkommen noch um ein gutes Quartier weiter sorgen. Wegen meiner Anstellung hat er mir heute persönlich noch die allerbesten und bestimmtesten Versicherungen gegeben. Es hängt nur davon ab, daß der Minister Stein in Thätigkeit tritt. Baron H. hat mir auch einen Brief an den Minister Stein gegeben; es ist aber, als ob ich ihn noch nicht treffen sollte. So ging es mir letzt, als ich mit ihm in Marienberg bei Baron Humboldt speisen sollte, und heute, wo ich ihn hier treffen sollte, war er unvermuthet schnell abgereiset. — —

Diese Stadt wimmelt von Blessirten; besonders scheinen die guten Preußen wieder sehr hart angekommen zu sein. Indessen überrede ich mich, daß Carl (der jüngere Bruder) doch nicht so exponirt gewesen ist, und Georg (der jüngste) mag wohl seiner leichten Blessuren wegen gar nicht mit dabei gewesen sein. Sie stehen in Gottes Hand. Carl hat in demselben Hause logirt, worin ich mich befinde. Gewiß stoße ich bald auf ihn. Ich habe schon mehrere Bekannte erblickt, und es ist gewiß ein wunderbares Zeichen unserer Zeit, daß sich Alles wieder zusammenfindet. Wie könnte es im Grunde auch anders sein, da Alle einen Weg

gehen und nicht jeder mehr eine aparte Lebensweise sucht. Ueber das Liebenswürdige und doch heldenmüthig Männliche der Preußen kann ich Dir nicht genug sagen. Es ist wirklich eine wahre Freude mit dazu zu gehören; und ich habe mir auch schon eine Mütze hier bestellt, mit preußischer Cocarde, dergleichen Alles trägt. Ein runder Hut fällt wirklich lächerlich auf. Der Graf, alle Herren der Staatskanzlei tragen solche — eigentlich rußische — kleine Mützen. Hüte sieht man gar nicht. Ich will Dir nicht verhehlen, daß ich mir heute eine Pfeife angeschafft habe. Sie kostet nur 2 fl. 24 kr. Eigentlich ist es aber, so lange ich mich dagegen gesperrt habe, jetzt wirklich nöthig; weil die vielen Blessirten und das wüste schmutzige Leben so schlechte Luft in den Städten machen, daß es gut ist einen kräftigen Geruch um sich zu haben.

Ich denke mir Dich und den geliebten Pepi so oft, daß ich keinen Eurer Züge vergesse. Es macht meine Freude und meinen Trost aus, wenn ich allein bin, und in diesem Augenblick fühle ich am Stärksten, daß Gott mich auf einen Weg geführt haben muß, den ich aus Willkür gewiß nicht betreten haben würde, da er mich von meinen Liebsten auf der Welt trennt. Gott sei aber gedankt, daß er mich nur darum von Dir getrennt hat, um uns dann niemals mehr zu

entfernen; daß er mich nur darum von Dir getrennt hat, um mich das Glück noch mehr erkennen zu lassen, was er mit Dir und dem Segen unserer Ehe, dem geliebten Kind, mir geschenkt hat! Der Frieden, der nicht lange ausbleiben kann, weil die Welt ihn so begehrt, wird uns wieder zusammenbringen, und wir werden Gott noch mehr danken und preisen, daß unser Glück so in dem Glück der ganzen Welt begriffen ist!"

7. Nachricht von dem ewig denkwürdigen Siege. — In der alten Schloßkirche. — Ein curioser Wirth. — Kein Unterkommen in Leipzig. — Ohne Nachricht von den Brüdern. — Gefangene Franzosen. — Herbstnebel. — Noch keine Zeit für das Portrait.

— den 20. October 1813. Abends. . . „Durch eine Estaffette, die ein hiesiger Kaufmann erhalten hat, habe ich die Bestätigung unseres ewig denkwürdigen Sieges erfahren. Pilat, der wohl schon in Leipzig ist, wird Euch das Nähere schreiben. — Morgen erwarte ich die Ordre auch nach Leipzig zu gehen. Vermuthlich läßt man aus Mangel an Fourage nicht gleich alle Equipagen nachkommen, da auch noch eine Abtheilung der Staatskanzlei hier ist. Die Zeit wird mir nicht lang. Es gibt soviel zu sehen, da heute eine ungeheure Menge Verwundeter hier angekommen ist. Auch habe ich in dem Hause meines Freundes Besser eine gute Ressource. —

Ich habe heute einige schöne Augenblicke in der alten Schloßkirche verlebt, wo die Orgel gespielt wurde und die ganze Feierlichkeit dieses Friedensortes mitten in dem Gewühl von Sieg und Jammer mir vor die Seele trat. Die Sonne schien so warm und lieblich durch die hohen Fenster herein; es war ein Friedens-Zustand drin. —

Man trifft doch auf recht curiose Menschen. Mein Wirth — Hempel im Gasthof zum Hirsch — der mir Anfangs ganz die Beredsamkeit und Gelenkigkeit eines ordinären Wirthes zu haben schien, ist so ein Original, daß er seit 10 Jahren keine Zeitungen las und heute immer mit Freudethränen in den Augen herumgeht. Zufällig brachte ich ihm heute Früh die erste Sieges-Nachricht, — dieses Haus scheint der Mittelpunkt der Altenburger Politiker zu seyn — kurz, es war ein Leben, mehrere umarmten mich und die Freude nimmt gar kein Ende. Er hat 11 Stuben voll blessirte Offiziere, außerdem noch 9 Offiziere Einquartierung, mit denen ich an der table d'hôte speise, und er bewirthet uns auf's beste, wofür er allem Anschein nach nichts nimmt. Es kostet ihm was, er spricht aber immer: „wenn wir nur gesiegt haben!" Ueberhaupt ist dieses kleine Ländchen sehr brav und sehr verschieden von dem eigentlichen Sachsen. Das Altenburgische gehört zum Sachsen-Gothaischen.

Fortsetzung 21. October Abends. Wir werden wohl noch ein paar Tage hier bleiben, nach dem, was ich heute über den Zustand von Leipzig hörte, mag kein Unterkommen sein. . . Von meinen Brüdern habe ich keine Nachrichten einholen können, da wir hier fast ohne Communication sind. Indessen hoffe ich, daß Carl in der Umgebung seines Generals sicherer gewesen, und Georg vielleicht gar nicht mit dabei war, weil er in der vorigen Schlacht blessirt wurde. Carl hat in meinem Gasthof logirt. — Heute wurden viele französische Gefangene hier durchgebracht; ich habe die Offiziere gesprochen, die sehr getäuscht über den wahren Zustand der Dinge zu sein schienen.

Fortsetzung Freitag 22. Abends. . . . Zwar bin ich nicht ungeduldig und habe heute besonders, wo ein recht stiller dichter Herbstnebel war, gedacht, wie doch mein Schicksal so ganz gleich damit geht — verhüllt. Es trifft auch zu, wie die Blätter abfallen, streift sich mein bisheriges Leben ab, und wie die jungen Keime heimlich an den Bäumen entstehen, so bereitet sich auch gewiß mein neues Leben. — — Ich schriebe Dir gern viel hübsches, allein ich finde mich wirklich damit in Verlegenheit. Theils bin ich so leer, so ganz entfremdet meinen bisherigen inneren Gegenständen, weil ich mich auf etwas Neues und Anderes vorbereiten muß, das

mir auch noch unbekannt ist, — theils ist Alles, was mich umgiebt, so ganz anders als alles Bisherige, daß ich genug mit Sehen und Staunen zu thun habe. Und so äußerst bedeutend auch die Erfahrungen dieses Kriegswesens sind, so möchten sie zur Mittheilung an Frauen doch nicht angenehm genug sein .... Sei nicht böse, daß ich Dir noch nicht mein Portrait gemacht habe, ich habe wirklich noch nicht die Ruhe gefunden. Wenn wir aber noch hier bleiben, so fange ich nächstens an."

8. Anstellung bei Stein. — Pepi's Vaccination. — Brief an Runge.

— den 23. October Abends. „Mit unaussprechlicher Freude habe ich heute Deine beiden Briefe vom 14. u. 15. erhalten. Es ist ein glücklicher Tag für mich, denn zugleich schreibt mir Baron Humboldt, daß ich beim Minister Stein angestellt bin. Morgen Früh um 5 Uhr gehe ich nach Leipzig ab, und überlasse Alles mit freudigem Herzen Gott, dem ich um so blinder folgen muß, als der Weg neu ist, den Er mich gehen heißt..... Heute schlägt mir das Herz recht froh, — Nachrichten von Dir und meine Anstellung — sind ja vor der Hand die nächsten Wünsche! Wie glücklich macht mich Dein Wohlsein und das des allerliebsten Josephs!! Laß ihn nur in Gottes Namen vacciniren. Es ist ja einmal nicht anders in der Welt, und wir hoffen ja ein größeres Uebel

damit zu verhindern. Nur bitte ich Dich, wenn er jemals etwas von einem Ausschlag kriegte, nie zuzugeben, daß der Doctor ihm das Calomel-Pulver giebt. Ich glaube von einer anderen Kur gehört zu haben, die in Baden u. s. w. besteht. . . .

Mein Harren hier in Altenburg ist also zu Ende; ich war auf länger gefaßt. Ich habe heute auch an meinen lieben Freund Runge nach Hamburg durch Gelegenheit geschrieben.*) Wenn ich nach Leipzig komme, hoffe ich, daß die Posten schon überall wieder hingehen, dann schreibe ich gleich nach Göttingen (an Louisens Eltern). Auch von meinen lieben Eltern werde ich nun in viel kürzerer Zeit Antwort erhalten.

Diese werden sich besonders über meine veränderte Bestimmung freuen."

II. Organisation des „Banners der freiwilligen Sachsen" in Leipzig.

9. Ankunft in Leipzig. — Verwendung im Militärdepartement unter Oberst Carlowitz. — Hauptmannscharge. — Meine Uniform. — Dienstgeschäfte.

Leipzig, 25. October 1813. Nachmittags. „Hier bin ich seit gestern Nachmittag glücklich angekommen.

*) Runge erwähnt dieses Briefes vom 23. October 1813 in den „Hinterlassenen Schriften" rc. II. Theil, pag. 494.

. . . Meine Angelegenheit ist schon ziemlich abgemacht. Es scheint, daß Baron Humboldt es bei dem Minister Stein so eingeleitet hat, daß ich bei dem Obristen Carlowitz (Müller's Freund) bleibe. Dieser ist Chef des Militär-Departements in Sachsen und bleibt auch hier, wo die Armee ganz neu organisirt wird. Humboldt meint mit Recht, daß diese Geschäfte für mich zum Anfang die leichtesten wären, und ich kann hernach immer in ein anderes Fach versetzt werden, wenn ich wollte auch nach Preußen kommen, wie mir gestern noch Staatsrath Hippel versicherte. Im äußersten Fall könnten wir aber dadurch in Sachsen bleiben, wenn ich, was auf diesem Wege wahrscheinlich ist, beim Kriegs-Departement angestellt bleibe. Natürlich ist es immer ein Civilposten, indem von Kriegsdiensten keine Rede ist. Ich muß mir aber auf Carlowitz' Verlangen Uniform machen lassen, und er hat mir den Charakter von Capitain gegeben. Den Spaß hast du also wenigstens davon, mich in Uniform zu sehen. Es ist die preußische Armee-Uniform, dunkelgrau mit rothem Kragen und Aufschlägen.

Heute habe ich schon viele Dienstgeschäfte gehabt; so mehrere Briefe geschrieben, und Gänge gemacht, daß ich es schon fühle, nicht mein eigener Herr zu sein. . . . Du willst wohl auch gar wissen, was

unsere Geschäfte jetzt besonders sind. Dieß ist hauptsächlich eine Vermehrung der regulären sächsischen Armee und dabei die Organisirung einer Landwehr wie im Preußischen. Wenn ich späterhin sehe, daß ich durch Carlowitz die Aussicht hätte beim Kriegs-Departement eine ruhige Stelle zu kriegen, so würde ich wohl einen höheren militärischen Rang z. B. Major jetzt erlangen können, um hernach beim Frieden schon dieserwegen eine bessere Stelle erwarten zu dürfen. . . . Es ist sehr möglich, daß wir bald nach Dresden gehen, wenn es sich bestätiget, daß die Franzosen es geräumt haben. . . .

Ich mag Dir von der Abscheulichkeit dessen, was man hier noch sieht, gar nichts sagen. Wohl dem, der die Gräuel des Krieges nicht zu kennen braucht. Und doch übersieht man Alles, weil Gott uns den Sieg gegeben. Wie viel schrecklicher wäre es nicht gewesen, wenn wir verloren!

Wenn ich nach Dresden komme, will ich mich recht hübsch für Dich malen laßen; ich hätte Dein Portrait wohl auch gern, so wie mir aber nicht bloß Dein Bild, sondern Dein ganzes Wesen in der Seele lebt, so genügt mir kein Bild von Dir. . . . Könnte ich den lieben Kleinen nur Ein Mal sehen — und doch wenn ich wieder bei Dir wäre, ginge ich wohl nicht mehr weg!"

10. Poniatowski's Begräbniß. — Plattner's Bekanntschaft. — Kein Heimweh zur Malerei. — Silhouetten. — Gespräch mit Stein. — Meine Stellung. — Einrichtung der Geschäfte.

— den 28. October 1813 . . . „Vorgestern wurde der Fürst Poniatowski feierlich begraben. Bis zur Kirche trugen gefangene Obristen — mir deucht es waren 12 und meist polnische — den Sarg. Vor dem Zuge ging ein Detachement russischer Infanterie und preußischer Landwehr. Dann unser General-Gouverneur Fürst Repnin alle hohen anwesenden Militairs. Hinter dem Sarg ein Zug der sächsischen Garde. — Gestern habe ich zufällig den Vater meines Freundes Plattner in Rom kennen gelernt und bei ihm ein Gemälde von diesem gesehen, wovon wir oft in Rom gesprochen hatten. Es ist recht hübsch, stellt die verstoßene Hagar vor, und zu meiner größeren Rührung fand ich auch sein Portrait da, welches er zu meiner Zeit in Rom malte. Allein ein eigentliches Heimweh zur Malerei hat es mir nicht erregt, weil ich in meiner übrigens glücklichen Lage meine Kunstliebe schon befriedigen wollte. „Befiehl dem Herrn Deine Wege, Ihm vertrau, er wird's machen," — das denke ich jetzt gewiß mit mehr Veranlassung als sonst. . . . Seit gestern trage ich Uniform. In der kriegerischen Umgebung kommt es mir nicht so besonders vor, als wenn ich sie bei Dir

trüge. Hiebei schicke ich Dir zwei Silhouetten von mir, die ein Silhouetteur gestern Abends im Speisehause für 4 Groschen ausschnitt. Sie sind wohl beide nicht ähnlich. Der Kerl ist berühmt, weil er den Napoleon aus dem Kopf so ähnlich schneidet. Ich leg ihn bei.

Fortsetzung am 30. October 1813. Heute habe ich den Minister Stein gesprochen; und hoffe auch zuverlässig, da er ein offenes gerades Wesen hat, daß ich Alles, was ich wünsche, durch ihn erhalten werde. . . . Geschäfte giebt es jetzt immer schon mehr. Von 8 Uhr Früh bis 2 und Nachmittag von 4½ bis 8 muß ich auf dem Bureau sein. Obgleich noch ein Offizier vom sächsichen Generalstabe mit beim Obristen Carlowitz ist, habe ich doch die mehrsten Geschäfte und rangire auch über ihn. Ich werde auch suchen, soviel als möglich thätig zu sein, um dereinst auf meine Dienste mehr Ansprüche gründen zu können. . . . Du wirst mich gewiß viel munterer und gehobener wieder finden, da überhaupt meine militärische Rolle einen festeren, freieren Ton erfordert. Glaube aber nur nicht, daß ich irgend active Militärdienste habe. Unser Geschäft geht bloß auf die innere Organisirung einer Landwehr und überhaupt der Bewaffnung.

Damit Du doch auch weißt, wie unsere Geschäfte eingerichtet sind, muß ich Dir sagen, daß der Fürst

Repnin General-Gouverneur von Sachsen ist. Die Verwaltung des Landes ist in 4 Sektionen getheilt. Die 1. hat die Polizei, die 2. die Finanzen, die 3. die Verpflegung der sächsischen Armee, und die 4. hat die Landesbewaffnung (Organisirung der Freiwilligen, der Landwehr und des Landsturms). Der Obrist Carlowitz ist Chef dieser Sachen, und dabei bin ich angestellt (ohne activer Militair zu sein)."

11. Wiener Briefe. — Nachrichten von den Brüdern. — Dankfest in Leipzig. — Spaziergang vor's Thor. — Im Theater. — Veränderung von jetzt und vor neun Jahren. — Bearbeitung des Landwehrreglements.

— Den 31. October 1813, Sonntag Abend. „Heute ist ein froher und glücklicher Tag für mich, sowie ein sehr feierlicher für Leipzig. Ich erhielt nämlich heute Nachmitags fünf liebe Briefe von Dir — vom 18. bis 22. October — und es ahnete mir so bestimmt, als ich vom Spaziergang zu Hause kam, daß ich mich kaum wunderte, als die Magd mir sagte, es sei ein Brief an mich da. Pilat schickte sie mir aus Dornheim. Dazu erhielt ich auch von Bruder Carl einen Brief aus Weimar, woraus ich das Beste ersehe, daß er gesund ist und sich über mein Hiersein freute. Von Georg schreibt er mir, daß er ihn wohl in der Leipziger Schlacht gesehen hat. Indessen weiß ich doch nicht, an welchem Tage er ihn gesehen hat. Offiziere von

seinem Regiment habe ich gesprochen, die sagten mir, das Bataillon, wobei er steht, sei schon weiter. Sollte er unglücklicher Weise blessirt worden sein, so muß er hier sein. Ich werde Alles anwenden, es auszufragen, hoffe aber zu Gott, daß er wohl ist.

Für Leipzig war heute der feierliche Tag eines großen Dankfestes, wovon ich Dir eine kurze Beschreibung geben muß. Das Haus in welchem der Gouverneur Fürst Repnin wohnt, und jetzt noch unser Bureau ist, liegt am Markt. Seit 8½ Uhr war ich wie gewöhnlich dort. Die russische Infanterie, sächsische Garde und die sehr zahlreiche Bürgergarde formirten sich da und bildeten dann eine haye vom Hause des Gouverneurs bis an die Kirche. Um 10 Uhr ging der Zug, angeführt von allen städtischen Collegien, Universität, Geistlichkeit, dann der Gouverneur, ein junger, sehr edler Mann, begleitet vom Minister Stein und General Thieleman, gefolgt von einer großen Zahl von Adjutanten und Offiziers, Alles mit entblößtem Kopfe, nach der Kirche. In der Kirche waren die Sitze im Chor um den Altar leer gelassen. Ich fand auch eine Stelle da. Du kannst denken, wie sonderbar es mir vorkam, die angenehmen Gefühle der Sieger zu theilen; zu erndten, wo ich nicht gesäet habe. Doch Gott weiß, warum es so sein soll. Es

war eine große Musik, die Truppen gaben Salven. Ein junger Geistlicher hielt eine Predigt, die zwar mit etwas zuviel poëtischer Prätension geschmückt, doch sehr schöne Stellen hatte, und durchaus so herzlich war, daß er viel Lob verdient. Wenn sie gedruckt sein wird, schicke ich sie Dir. Ich habe mich sehr gefreut, eine sehr herzliche Rührung und wirklich Thränen in den Augen des Ministers Stein gesehen zu haben, der auch gewiß ein sehr großes schönes Herz für Deutschland hat. Nach der Predigt ging der Zug wieder zurück.

Nachmittag hatte ich frei, ging also vor das Thor, wohinaus der Rückzug der Franzosen geschah. Es ist doch heute schon der zwölfte Tag seitdem, und wie sieht die Gegend, die Straße noch aus. Merkwürdig ist die Stelle, wo Napoleon über eine schmale Brücke flüchtete, weil die Straße ganz mit Geschütz und Wagen verfahren war. Hinter ihm war Fürst Poniatowski, der dort in's Wasser stürzte und ertrank. Wahrscheinlich drängte sich sein Gefolge über die schmale Brücke. Der Weg dahin ging durch einen sonst schönen Garten, welcher aber nun total zertreten, verwüstet und mit Waffen und Kleidungsstücken noch besäet ist. Noch sollen hier über 20.000 blessirte Franzosen sein, und mit denen der Alliirten gewiß über 30.000. Doch ist

schon völlige Ordnung und kein Mangel an Lebensmitteln. Nur etwas theuer, wie es aber wohl immer als Handelsstadt gewesen ist.

Heute Abend war ich denn zum ersten Mal im Theater. Man gab: „Schein und Wirklichkeit" von Stegmeyer nach einem Stück von Shakespeare bearbeitet. Ich habe mich ziemlich amüsirt, manche Schauspieler wieder erkannt, da es die Dresdner Hofschauspieler sind. Besonders merkwürdig war mir aber die Erinnerung, wie ich vor neun Jahren (1804) durch Leipzig nach Dresden ging, und auch den Abend im Theater war. Welche Kluft von Veränderung seitdem — und wie muß ich Gott danken, auf so ungeahnten Wegen mein Glück gefunden zu haben. Wie manches von den Leiden, die ich seitdem miterlebt habe, würde ich mir nicht gewünscht haben, wenn man mir die Wahl gelassen hätte. Eine liebe Frau und Kind hätte ich wohl erbeten, aber wie gehörte alles Schlimme vorher dazu, um dieses Glück zu erringen! Wie wenig wissen wir, was uns dient und wie sehr müssen wir es also Gott überlassen. Sei nur gewiß, daß ich recht froh und heiter bin. Eigentlich etwas ordinair oder leer ist mir zu Muthe, wie das in der neuen Lage liegt, der ich mich hingeben muß, ohne eigentlich viel davon zu wissen; — das wird aber Alles kommen

mit mehreren Geschäften, die jetzt noch nicht sein können, weil die Sache erst eingerichtet wird.

Fortsetzung den 2. November, Mittags. ... Mit mir geht es noch beim alten, das heißt, ein so kleiner Ort als Leipzig wird Einem bald gewohnt. Die Geschäfte sind noch nicht sehr zahlreich, da der Aufruf an die Freiwilligen und die Verordnung der Landwehr noch nicht publizirt sind. Indessen haben sich zu ersteren schon einige gemeldet. Alles vornehme, junge, schöne Menschen. Heute habe ich das Preußische Landwehr-Reglement zu bearbeiten, insofern manches nicht auf die hiesigen Umstände paßt.

12. Baldiger Friede in Aussicht. — Niebuhr und Perthes.

— Den 6. November Mittags ... „Pilat ist heute schon in Saalmünster, nicht weit von Frankfurt a/M. Er schreibt mir, wir könnten in 6—8 Wochen Frieden haben. Das gebe Gott! Wie glücklich wird mich der Tag machen .... Heute Früh war ich 2 Stunden bei Staatsrath Niebuhr. Wir haben viel von unseren Hamburger Freunden gesprochen. Perthes soll Chef des Generalstabes der Hanseatischen Legion sein ... Bis heute war hübsches trockenes Wetter. Nun scheint das schlechte kommen zu sollen. Wie viel schönes wird uns der Frühling bringen! Ich erwärme

mein Herz, wenn es draußen so häßlich ist, mit den liebsten Bildern der Zukunft. Du und das liebe Kind seid natürlich die Hauptfiguren in allen diesen Compositionen."

13. Benennung des Corps als „Banner der freiwilligen Sachsen". — Dresdens Capitulation. — Schein und Siegel für die Freiwilligen. — Klinkowström dirigirt eine Abendmusik zu Ehren Stein's. — Durchreise des Königs von Preußen. — Diätenfrage. — Civilbedienstung in Preußen

— Den 8. November 1813. „Ich habe jetzt schon viel mehr zu thun. Heute ist der Aufruf an die Nation bekannt gemacht worden, und schon haben sich heute 20 Freiwillige gemeldet; mehrst sehr vornehme junge Leute. Unser Bureau ist neu eingetheilt und ich habe das Einschreiben der Freiwilligen zu besorgen. Das Corps derselben wird: „Banner der Freiwilligen Sachsen" heißen, ganz für sich bleiben und gewiß ein sehr ausgezeichnetes werden.

Fortsetzung am 9. November. ... Du wirst die sehr frohe Nachricht, daß Dresden capitulirt, wohl schon wissen. Wir werden in 8—14 Tagen hingehen. Hauptsächlich ist es aber eine Erleichterung für das arme Land, das doch nun nicht mehr die beiden Armeen zu füttern braucht. Besonders die darin war, brauchte gewiß am mehrsten. Auch unsere Geschäfte werden dort viel leichter sein und die Bewaffnung zahlreicher werden.

... Nächstens wenn ich Hartmann schreibe, werde ich ihm einen Schein mitschicken, den jeder Freiwillige erhält; auch das Siegel des Banners (so heißt das Corps). Beides habe ich angegeben. Heute haben wir schon 70. Unter meinen heutigen so spät abendlichen Geschäften wird Dich das letzte sehr belustigen. Ich mußte nämlich eine Abendmusik der Bürgergarde und Vivat dirigiren, was dem Minister Stein, welcher morgen Früh abreiset, gebracht wurde. Indem er besonders lang beim Gouverneur Fürst Repnin blieb und die Musici zum Zeichen hatten, wenn Licht in seinen Fenstern sein würde, ich ebenfalls von 8³/₄ bis 10¹/₄ herumpatrouillirte, um seine Ankunft zu wissen, hatte ich Zeit genug zu denken, daß ich meiner lieben Braut wegen nie so lange gewartet und nach den Fenstern geschaut habe. Unser König — das heißt der König von Preußen — reisete heute durch und wurde mit unendlichem Jubel begrüßt. Er sieht sehr wohl und kriegerisch braun aus. Wegen meiner Diäten wird jetzt ehestens etwas zu Stande kommen, und es wird gewiß was Ordentliches sein. Ich sprach heute Abend noch mit dem Kammergerichtsrath Eichhorn, der beim Minister Stein ist, darüber; und er versicherte mich, daß wenn ich eine Versetzung oder sonstige Anstellung wünschte, ich sie gewiß vom Minister erhielte, auch

nur deshalb an ihn schreiben sollte. Mir ist auch gar nicht bang, und der Obrist v. C. ist ein so gütiger, liebenswürdiger Chef, daß ich an keine Versetzung denke. Unser Geschäft wird übrigens nicht so bald abgemacht sein, und wenn wirklich die Freiwilligen organisirt sein werden, bleiben gewiß so viel Geschäfte ihrer Equipirung, der Beiträge und Privat-Correspondenzen mit ihren Angehörigen, daß ich immer damit zu thun behalte."

14. Guter Geschäftsfortgang. — Uniformirung der Freiwilligen. — Das Kreuz auf der Kopfbedeckung. — Vorsitzer der ersten Branche. — Spaß bei den Einschreibungen. — Dresden ist über. — Nochmals die Einschreibungen. — Auftritt mit einem Mann. — Amtssiegel.

— Den 11. November 1813 . . . . „Unser Geschäft geht recht gut. Es sind schon an 200 Freiwillige eingeschrieben, und doch nur von hier und den nächsten Orten. Es wird gewiß ein sehr schönes Corps. Ich habe die Uniformen dazu entworfen, die mit wenigen Veränderungen angenommen sind; es ließe sich mehr damit machen, wenn man es nicht wirthschaftlich einrichten müßte. Das Corps wird aus Husaren, Jägern zu Pferde und Schützen zu Fuß bestehen. Alle haben dunkelgrün. Die Husaren sind nach ungarischer Art. Sie haben hellblaue Tschakos und eben solche Pantalons; dunkelgrüne Pelze mit Roth aufgeschlagen und eben solche hochrothe Schärpen. Vor der Stirn das Kreuz

und einen dunkelgrünen Federbusch. Du wirst wohl meine Liebe zum Bunten darin sehen; es macht sich aber hübsch. Die Jäger zu Pferd und zu Fuß kriegen hohe runde Hüte mit sehr schmalen Krämpen, an der linken Seite aufgeschlagen, doch nur kleine, nicht so als die österreichische Landwehr, schwarz und grüne Federbüsche, grüne Collets mit hochrothen Aufschlägen und grauen Pantalons. Alle, wie auch die Landwehr, haben ein Kreuz vorn am Hut. Es ist sehr bedeutungsvoll, daß man mit der Zierde auch die Kraft dieses heiligen Zeichens kennen lernt! Bis jetzt habe ich die Organisation unseres Bureaus ausarbeiten müssen, da so viel zu thun kommt, daß die Geschäfte mehr geschieden werden müssen. Ich bin Vorsitzender der ersten Branche und damit gleichsam der Erste nach unserm Obristen im Bureau. Du kannst wohl denken, daß mir an der Ehre dabei nicht so viel liegt, als an der Gelegenheit recht thätig sein zu können. Ich kann mich nicht glücklich genug preisen, daß ich mich mit den übrigen Officieren, die im Bureau sind, so gut stehe. Der Eine ist zwar jetzt noch ruhiger, obwol er immer sanft war. Der arme Teufel ist krank und liegt. Aber noch Einer, der hinzu gekommen ist, ein Baron Gutschmidt, Rittmeister in der sächsischen Armee, ist ein sehr gebildeter lieber Mensch; wir spielen, wenn es ruhige Minuten

giebt, Schach, und ich rauche meine Cigarre und lasse mir durch die Ordonanzen, die sich nach meinen Befehlen die Beine ablaufen, Kaffee holen, und so führen wir ein rechtes fideles Bureau-Leben. Was soll man machen? — Gott in der Seele, ein liebes Weib und Kind im Herzen, da kann man schon zufrieden sein. Du siehst, die Arbeit bekommt mir, Gott sei Dank, gut, und ich werde bald ganz aus der Duckmauserei heraus sein, die Du so oft an mir tadeltest. Manchmal giebt es wohl Verdruß, allein meist ist es ein fliegender Zorn. Heute Abend aber habe ich schlimm sein müssen gegen einen Mann, dessen arme Frau, vielleicht vor Hunger blaß, dabei saß, und zwei Kinder schliefen ruhig in einer Wiege beisammen — das hat mir hernach leid gethan.

Bei dem Aufschreiben der Freiwilligen giebt es manchen Spaß. Schon die verschiedenen Menschen, die sich dazu einfinden — obwohl nur Menschen von guter Aufführung dazu genommen werden — geberden sich manche ganz komisch. Viele treten mit Pathos herein: „Auch ich bin entschlossen, mich für die heilige Sache des Vaterlandes zu stellen"; andere forschen doch sehr vorsichtig nach den Gefahren; die meisten sind aber recht schöne, hochherzige Jünglinge, so daß in der Schönheit gewiß kaum ein zweites Corps dieser Art entsteht.

In unseren Listen ist eine Rubrik, worin verzeichnet wird, ob der sich Stellende verheiratet ist; da lachen nun die mehrsten, wenn man sie darnach fragt. Mir ist das ein Zeichen, wie wenig Menschen doch ahnen, was dahinter liegt, und wie natürlich sich eine Heirat macht, weil sie es Alle als etwas Undenkbares aufnehmen.

Fortsetzung am 12. November Abends. . . Heute Früh um 7 Uhr, wo ich gewöhnlich auf bin, werde ich geweckt von einem schönen Glockengeläute aller Kirchen. Das Mädchen, die den Kaffee brachte, sagte, es sei heute Bußtag. Nun fiel mir es wohl auf's Herz, daß ich meine Geschäfte gar nicht darnach einrichten konnte; indessen wenn man den Morgen einen recht starken Eindruck gehabt hat, stimmt sich der ganze Tag darnach, und die wenigen Minuten, die ich in unserem Bureau aus dem Fenster sehen konnte, haben mich immer daran erinnert; so leer und feierlich der Markt in diesem Zustande beständiger Truppenzüge und gelagerter Baschkiren sein konnte, war er heute. Abends kam die freudige Nachricht, daß Dresden über ist; ich erfuhr es freilich nur so nebenbei, und es war Niemand da, der meine Freude hätte theilen können; aber hernach wurde mit Posaunen vom Rathhause „Herr Gott wir loben dich" geblasen, die Bürgergardisten musicirten auf dem Markt bis in die dunkle Nacht und mehrere

Häuser wurden illuminirt. Wenn man die Schreckensscenen des Krieges mehr in der Nähe gesehen hat, dankt man Gott noch mehr für das ersparte Blut und das arme Land gewinnt doch sehr bei der Verminderung der Armeen, die es nähren mußte.

Unser Geschäft wird auch viel schneller in Dresden gehen. Wann wir dahin reisen, habe ich noch nicht gehört. Das Einschreiben der Freiwilligen geht rasch fort. Es sind heute wieder 60 eingetragen worden. Dabei giebt es nun viel zu sprechen: bei welcher Truppenart sie wollen oder wo sie hinpassen, ob sie sich kleiden u. s. w. Manchmal kommen auch wüste Vögel, die sehr auf die Zähne gefühlt werden müssen. Viele schienen heute dem Bußtag zu Ehren eines über den Durst getrunken zu haben. Dazu kommt, die desperaten Verhältnisse, in welche mancher junge Mensch mit seinen Eltern oder Herren durch diesen Schritt gelangt, so daß es ganz natürlich mit so einem Schlückchen zugehen mag. Einen Marqueur, der auch die Waffen ergreift, muß ich aber morgen noch ins Gebet nehmen, weil er dumme Streiche in seiner neuen Würde gemacht hat. Die mehrsten laufen gleich ihren bisherigen Herren weg; da muß ich sie einquartieren, und so habe ich schon Parteien in der Stadt, die bis zur militärischen Formirung meiner väterlichen Obhut zur Last liegen.

Viel Spaß giebt es noch dabei — heroische Müllerknechte, ungeduldige Schneider und Ladendiener, bis die Uniformen gemacht werden. Die Meisten wollen nur für's Vaterland reiten, wenn sie sich auch kein Pferd schaffen können. Gewöhnlich kriege ich sie aber herum, so daß sie als Fußgänger zur Thür hinausgehen. Ich würde es mir zum Vorwurf machen, Jemand dazu zu bereden, aber wenn man sie bei dem Bischen Patriotismus anfaßt, der doch im Hintergrunde liegt, findet sich die bescheidene Wahl der Infanterie von selbst. Scharmante Buben habe ich aber kennen gelernt, die rein entschlossen und lustig mit Allem zufrieden sind. Diese habe ich für die Musik der Jäger eingeschrieben, und glaube ihnen wenigstens die sicherste Stelle zugewendet zu haben. So geht's von 8—1 und von 2—5. Die Zeit vergeht schnell. Bis 7 mache ich dann meine Listen fertig, und wenn ich keine Ausarbeitungen für den Obristen habe, gehe ich zu Hause.

Du bist gewiß böse auf mich gewesen, daß ich den Mann schalt, wobei die hübschen Kinder schliefen. Ich sah diese wirklich erst später, und dann hatte er mich aller Wahrscheinlichkeit nach angeführt. Indessen scheint er sich bezahlt gemacht zu haben, denn für ein einfaches messingenes Siegel muß ich ihm 7 Thlr. zahlen (für's Bureau). Ich schicke Dir einen Abdruck

mit *). Es ist nach meiner Zeichnung gemacht; ich wollte nur etwas Ernstes und Deutsches darin haben. Es gefällt hier."

15. Meine Uniform und Hauptmannstitel. — Geschäfte. — Approbirung der Uniform nach meinen Entwürfen. — Publication des Namensverzeichnisses der Freiwilligen. — Litterarische Thätigkeit. — Adam Müller's Schweigen. — Friederich Schlegel. — Meine Hauptmannscharge.

— Den 14. November 1813, Abends $^3/_4$11. . . . „Das wußte ich wohl, daß Dir meine Uniform Spaß machen würde, und der Hauptmannstitel daneben; aber denke nur meine Figur nicht zum schönsten; der ganze Campagne-Styl ist nicht sehr elegant. Ich gehe immer im Ueberrock, der Bequemlichkeit wegen, und weil ich zu geizig bin, mir eine Uniform machen zu lassen. Einen Hut trage ich gar nicht, sondern wie alle, eine russische Tuchmütze und preußische Cocarde . . .

Meine Geschäfte sind gar nicht unangenehm. Obgleich ich eigentlich von Früh 8 bis Abends 8 kaum $^3/_4$ Stunden Zeit zum zu Hause gehen und Essen habe, so bin ich doch gar nicht ermüdet und Gott sei Dank recht gesund und heiter. Ich komme mit so viel Menschen in Berührung und mache darunter wirklich herzerhebende und rührende Erfahrungen. Jeder, der ins

*) Die Vignette auf dem Titelblatte dieses Abschnittes ist ein Abdruck dieses Siegels.

Zimmer tritt, bringt eine ungewöhnliche Stimmung, ein volles Herz mit, so daß meine Arbeit gar nicht mit der mühseligen, herzlosen, gewöhnlichen Taglöhnerei zu vergleichen ist. Dabei beruhen jetzt fast alle Geschäfte auf mir; die Beantwortung aller Briefe, die Aufnahme der Freiwilligen, ihre Einquartierung, Entwurf ihrer Uniform, was so das Erste, Allgemeinste und Leichteste ist, habe ich allein.

Fortsetzung am 15. November. Heute ist der wichtige Tag erschienen für so viele junge Freiwillige, wo die Uniform vom Fürsten approbirt wurde. Sie ist ganz so, wie ich sie entworfen. Ich habe freilich die Grundfarben beibehalten müssen, die schon bestimmt waren. Allein das Bunte, was dabei ist, rührt doch von mir her. Nun ist eine Noth mit Schneidern, Hutmachern 2c. Nie in meinem Leben habe ich soviel Toiletten-Sorgen erlebt, als ich jetzt mitmachen muß. Die Officiere tragen das Kreuz am Hut, bei den Husaren am Tschako, sowie auf den Cartouschen und Säbeltaschen. Das bewirkt zu haben freut mich am meisten. Um es ihnen schmackhafter zu machen, habe ich für die Officiere das Kreuz mit einem Lorbeerzweig von der einen Seite, und von der anderen mit einem Eichenzweig umkränzt, was sich recht gut machen wird, wenn es hübsch in Bronze ausgeführt wird.

Morgen erscheint ein Namens-Verzeichniß der sich Gemeldeten in den Zeitungen, was ich Dir mitschicken werde. Es wird immer fortgesetzt. Jetzt haben wir schon 409, was für Leipzig und die nächsten Umgebungen viel ist. Sage Hartmann *), jetzt komme ich sogar in sein Handwerk, indem ich Aufrufe und dergleichen in den Zeitungen machen muß. In der heutigen ist Einer von mir. Morgen die Anzeige der Namen und nächstens kommt wieder etwas. Die Sache würde mir noch leichter, wenn nicht soviel Gehilfen kämen; aber oft ist die ganze Stube voll Officieren, wovon jeder helfen will, und dann übersehe ich nicht mehr, was geschieht oder versäumt wird. Das wird sich aber bald geben, wenn sie erst die neuen Uniformen tragen, werden sie sich mehr dem erstaunten Volke zeigen.

Daß Müller (Adam) gar nichts von mir schreibt, ist ein Zeichen, daß er entweder böse ist, oder nicht weiß, wie er es stellen soll. Daß ihm meine hiesige Sphäre ganz entgegen ist, kann ich mir wohl denken. Schlegel grüße nur herzlich und sage ihm, daß ich sehr oft Veranlassung hätte, mich seiner sehr wichtigen Ansichten zu erinnern, und er würde gewiß noch an die Reihe kommen, etwas zu thun oder zu nützen.

*) Hartmann substituirte Pilat während dessen Abwesenheit in der Redaction des „Oesterreichischen Beobachter".

Die Herzen schlagen so hoch, daß bald das Beste zur Sprache kommen, und von Allen verstanden werden wird.

Fortsetzung am 16. November. Heute hat mir der Obrist gesagt, daß er mich nun förmlich beim Fürsten als Hauptmann in Vorschlag gebracht, worüber mir das Patent ausgefertigt wird. Das heißt beim Banner, wovon ich vielleicht späterhin pro forma die Uniform tragen muß, obwohl ich deshalb nicht mitgehe, wenn das Corps in einigen Wochen oder zwei Monaten ausrückt, sondern in diesem Fall mit dem Bureau, wobei immer viele Geschäfte sein werden, zurückbleibe. Ich lasse es gehen, obwohl mir die Ausgabe für die Uniform nicht sehr behagt. Mein Obrist ist so gütig gegen mich, wie ich es nicht erwarten durfte, nachdem sich jetzt immer mehr sächsische Officiere um ihn einfinden, die doch viel mehr Ansprüche auf seine Vorsorge haben als ich. Er hat mir das heute aus freien Stücken gesagt, mich auch gelobt und mich bei dem Staatskanzler empfehlen wollen."

16. Verdruß mit Studenten. — Dienstcorrespondenz. — Die Figuren zu den Uniformen in Kupfer gestochen. — Meine Ernennung zum Chef de bureau. — Zahl der eingeschriebenen Freiwilligen und Summe der Beiträge.

— Den 17. November 1813, Abends. ... „Heute gab es viel Verdruß mit Studenten, die sich wieder

ausstreichen ließen, weil sie eigentlich nur aus Furcht vor der Landwehr-Aushebung zu den Freiwilligen gegangen waren. Der Eine dauerte mich eigentlich, weil er seine Eltern sehr zu fürchten oder zu berücksichtigen schien. Aber die sächsischen Officiere, die im Bureau sind, mehrere recht schöne, edle, vornehme, junge Leute, die zugegen waren und auch zu den Freiwilligen gehören, waren sehr aufgebracht und sahen die Feigheit jener für einen Schimpf des Landes an — kurz sie kamen übel weg. Wir waren aber schon sehr gereizt durch die Benachrichtigung, daß der Rector den Studenten überhaupt Befreiung vom Militärdienste in den Kopf gesetzt hatte — nun traten die vier Unglücklichen herein. Zwei entschlossen sich gleich herzhaft und wir drückten ihnen die Hände; aber einer der beiden Anderen kriegte eine derbe Ohrfeige. Mir brennt es auf der Seele, nicht herzhafter mit ihnen gesprochen zu haben; sie wären dadurch gewiß eher eines Besseren belehrt worden, als durch diese Betäubung. Sie wurden ausgestrichen aus der Liste. Der Obrist ist wirklich ein Engel von Sanftmuth; wir erinnerten uns hinterdrein alle daran, daß er viel mehr ausrichtet als wir mit der hochfahrenden Eile; und ich bin auch mit den vielen Geschäften und der Nothwendigkeit, jeden Bescheid kurz zu fassen, viel

kürzer und barscher als mir eigentlich ums Herz ist. (Daß Du nur nicht glaubest, ich hätte dem armen Studenten die Ohrfeige gegeben.) Ich habe die ganze Correspondenz neben der beständigen Aufsicht über die Annahme der Leute, kurz die ganze Responsabilität des Geschäftes, das Uebersehen eines Tisches, woran oft 6—8 Personen arbeiten. Dazu ist der Secretair meist abwesend, gar nicht auf ihn zu zählen, meine Kanzellisten haben nach Dresden müssen, ich behelfe mich mit ganz jungen Menschen, die mehr verderben. Im Zimmer oft 30—40 Menschen, von denen jeder etwas Anderes will. Bescheide aller Art zu geben, dabei Zeitungs-Artikel zu machen und so viele Arbeiten, die Ruhe und Sammlung erfordern. Und doch, Gott sei Dank, geht es besser als ich je gedacht haben würde, wenn man mir eine einzige Stunde diese Getümmels vorgestellt hätte, als wir ruhig im Carolischen Garten saßen . . . Du kannst Dir wohl denken, daß ich mich ziemlich in die militärische Rolle finde, aber zugleich so weiche Momente habe, wenn mein Herz zur Sprache kommt, daß zweierlei Leben herauskommen müssen.

. . . Die Figuren, die ich zur Uniform der Freiwilligen gezeichnet, werden nun in Kupfer gestochen und illuminirt verkauft. Ich werde Dir welche schicken. Wenn ich gewußt hätte, daß sie dazu gebraucht würden,

hätte ich mehr Mühe darauf verwendet; sie sind sehr flüchtig gezeichnet.

Fortsetzung am 19. November, Abends, spät. ... Heute ist bei uns das Wichtige vorgefallen, daß der Obrist General-Major geworden, und meine Wenigkeit ist von ihm zum Chef de bureau ernannt. Das Alles ist nun sehr schön. Der General wird seine Stelle ganz vortrefflich behaupten, wie es aber mit mir gehen wird, ist dermalen noch nicht zu bestimmen.

... Die Zahl unserer Freiwilligen ist heute schon 881 und die Beiträge wovon ich übermorgen eine Anzeige in die Zeitung gebe, sind schon an 4000 Thlr.

17. Zunahme der Freiwilligen. — Fahne für den Banner nach meiner Zeichnung.

— Den 23. November 1813 ... „Mein Geschäft geht immer gleichartig fort, indessen in manchem Betracht besser, da ich mehrere erfahrene Schreiber angenommen habe. Wir haben heute 1138 Freiwillige, und die Stellung der Freiwilligen geht so eifrig wie die Aushebung der Landwehr; und das Land hat doch fürchterlich gelitten. Sachsen verdient gewiß in Betracht seiner großen Erschöpfung das meiste Lob über die Anstrengungen, die es jetzt zur Rüstung macht.

... Für unsern Banner wird eine Fahne gemacht, die auch zum Theil nach meinem Entwurfe ist. Der

Grund soll weiß sein; in der Mitte das Bannerzeichen, ein Kreuz von einem Eichen- und Lorbeerzweig umkränzt. In den vier Ecken Flammen, in welchen auf himmelblauen Schilden die Sinnbilder der Tapferkeit, Macht, Gerechtigkeit und des Friedens sind. Die Umschrift hat ein gewisser Doctor Küster entworfen: „Mir nach zum Kampf und Sieg im heiligen Bundeskrieg.“ Es kann sich recht gut machen.“

18. Meine Banneruniform. — Bureauleben.

— Den 27. November . . . „Ich werde vielleicht gar die Uniform des Banners tragen müssen, da ich zum Hauptmann bei demselben ernannt bin. Indessen will ich erst Baron Humboldt's Bestimmung abwarten. Sie würde Dir vielleicht noch besser gefallen, als meine jetzige schlichte. Denk' nur nicht, daß ich ein Thor wäre, es fällt mir oft auf's Herz, daß ich wieder den bunten Rock anhabe, aber ich denke es ist für Frau und Kind.

. . . Ich mache mir die Sache ganz commode, habe mein eigenes Bureau, worin ich arbeite. (Alles wird vom Rathhause requirirt.) Nachmittags trinke ich meinen Kaffee, rauche Tabak, und später wird ein Bier geholt — kurz es geht ganz fidel her. Dieses kostet mich aber mein Geld, damit Du nur nicht denkest, ich requirirte auf gut französisch.“

19. Journalistisches. — Leben in Leipzig.

— Den 29. November 1813, $^1/_4$11 Abends. „Eben komme ich zu Hause, nachdem ich eine lange Correctur gemacht habe. Ich habe viel Verdruß mit den Druckerjungen, morgen lassen sie mir gewiß Druckfehler stehen. Es ist mir ordentlich lächerlich, daß ich in dieselben Scenen gerathe, die Pilat mit Strauß seinen Kerlen hatte. Aber denke nur nicht, daß ich ununterbrochen im Bureau gewesen. Vor 9 Uhr gieng ich ins Speisehaus und um 10 Uhr zum Corrigiren wieder hin. Hier ist auch Alles so nah bei der Kleinheit der Stadt, daß kein Weg der Rede werth ist. Was in Leipzig sehr fatal ist, das sind die großen kasernartigen Häuser ohne Hausmeister, wo man keinen Menschen findet und des Abends auf den unerleuchteten Treppen Hals und Bein brechen kann. Hier ist Alles auf die Meßzeiten und alsdann zuströmenden Fremden eingerichtet. Darum haben alle Häuser etwas Magazin- oder Speicherartiges, und die Wohnungen sind nieder, wie Kasernstuben aneinander. Die Leute leben nicht bloß einfach sondern eigentlich schlecht; denn im Durchschnitt sind die Einwohner alle wohlhabend, wenigstens sind sie es gewesen. Jeder hat in den Meßzeiten sein Schäfchen auf's Grüne zu bringen gewußt, besonders mit Miethen, daher haben sie, bei aller sächsischen Gutmüthigkeit,

etwas Marqueurartiges, Dienstfertiges. Du wirst Dich wundern, daß man hier nur immer Suppe und noch Eine Schüssel ißt. Erstere ist nicht immer Bouillon, dagegen helfen sie mit Fett und Gewürze nach. Das andere ist Fleisch mit einer Sauce oder mit Reis, Nudeln und Gräupchen, auch Gemüse. Im Ganzen ist es eine fade, unkräftige Küche; eigentlich aber eine bloße Sparsamkeit, die sie nicht nöthig hätten ... Was das Leben anlangt, freue ich mich auf Dresden. Obgleich die Leute dort viel ärmer sind, leben sie weit besser."

20. Mein militärisches Aussehen. — Steigende Zahl der Freiwilligen. — Arndt.

— Den 30. November 1813. ... „Das Neueste was ich Dir heute melden muß, ist, daß ich nun ganz militärisch aussehen muß. Der General wünscht nämlich, daß ich die Uniform des Banners trage und — den Bart stehen lasse. Was sagst Du dazu?!!! Ich habe mich anfangs immer dagegen gesträubt, weil man sich hernach, wenn er wieder abgeschnitten wird, curios vorkommt, aber aus Artigkeit gegen den General, der es gern hat, muß ich es schon thun. Das erstere wird aber noch sauerer, denn obwohl die Uniform nicht reich ist, kostet sie doch des Achselbandes wegen gewiß 50—60 Thlr. Wenn ich nicht gleich Anfangs Equipirungsgelder gekriegt hätte,

würde ich mich dagegen sträuben, aber nun wäre es indiscret. So viel ist wahr, daß ich als Chef de bureau mit so viel vornehmen Leuten zusammenkomme, daß ich doch nicht lang mehr mit meinem alten Ueberrock hätte gehen können, und eine Uniform hätte machen lassen müssen, um so mehr, wenn wir nach Dresden gehen. Du bist doch gewiß neugierig, wie sie ist. Der Frack ist dunkelgrün mit ponceau Kragen und Aufschlägen und gelben Knöpfen, vorn herunter zugeknöpft. Auf der rechten Schulter ein goldenes Achselband, links ein Contre-Epaulet. Zum Staat dunkelgrüne Hosen mit Goldbesetzung (auf ungarische Art). Diese werde ich mir aber nicht gleich machen lassen, weil es das theuerste Stück ist, auch keinen runden Hut werde ich tragen, da ich nicht in der Linie stehe, sondern (als Adjoint beim General und als Chef de bureau) einen dreieckigen Hut mit dunkelgrünem Federstutz (wie alle Officiere außer Dienst). Wenn ich doch einen Schnurbart tragen soll, mache ich mir auch den Spaß und komme damit nach Wien, wenn Du Dich nicht so davor grauest, oder der liebste Pepi über seinen Papa erschrickt, daß Du ihn Dir verbittest. Dann schneide ich ihn mit Freuden weg.

... Wenn der Banner das wird, was er werden kann, so ist es eine Freude dabei gewesen zu sein, es

wird mir gewiß Satisfaction und Nutzen gewähren. Ob es so stark wird, als die Anlage ist — zu 3000 Mann — möchte in kurzer Zeit vielleicht nicht der Fall sein. Heute ist die Zahl der Freiwilligen 1547 Mann; die Beiträge gehen bis 5600 Thlr.

... Heute habe ich meinen Landsmann Arndt gesprochen, da mich der General zu ihm schickte. Er ist ein feuriger, sehr herzlicher Mann. Ich will nächstens an Humboldt Arndt's neueste Schrift einlegen."

21. Meine Dresdner Adresse. — Jetzt und früher.

— Den 3. December 1813. ... „In 3—4 Tagen werde ich wohl nach Dresden gehen und bitte ich Dich hiemit schon meine Briefe von jetzt an: Dresden, abzugeben auf dem Organisations-Bureau des Banners der freiwilligen Sachsen — zu adressiren. Wie mein Verhältniß in Dresden sein wird, ist insofern noch unbestimmt, da dort schon ein kleines Bureau ist, wovon Guttschmidt Chef war. Meine Reise dahin wird aber ganz fameuse, da ich 2 Kosacken als Jäger mitnehme, der Cassa wegen. Uebrigens einen Theil des Bureau-Personales, 3 Officiere und 3 Kanzellisten.

Du hast wohl recht zu sagen, wie viel anders es in diesem Jahre mit uns aussieht als im vorigen. Doch das beweiset gerade wie wir innerlich dieselben

sind, weil uns das Aeußerliche so anders vorkommt, und uns also nicht mit ändern konnte. Ich habe freilich Stunden, wo ich vor der Menge von Geschäften, die mich so ganz einnehmen, an nichts anderes denke, aber dann fällst Du und Pepi und die ganze Heimath meines Herzens, wie ein Lichtstrahl in dieses Gedränge, daß ich darüber betroffen werde, aber auch zugleich so unendlich froh im Innern darüber, daß ich in diesem Wesen nur für Dich und für unsere einstige Ruhe bin. Die wird Gott uns auch geben, wenn wir auch noch nicht wissen, wie."

22. Wirthsleute. — Uniformspossen.

— Den 7. December Abends . . . „Um 1½ Uhr gehe ich jetzt Mittags zu Hause und esse mit meinen Wirthsleuten. Es ist ein recht hübscher gesunder Mann und sie eine ganz natürliche Frau. Beide sind zu unserer Zeit in Wien gewesen und haben in der Plankengasse gewohnt, wo er sich mit seinem Töchterchen in der Maler-Boutique, die Du gewiß bemerkt hast, hat abconterfeien lassen. Ich erkannte gleich diese Malerei an den dicken Augenbraunen und dem Raitzengesicht. Weil jener Maler lauter Raitzen und Ungarn malt, macht er aus jedem andern Kopf einen Raitzen.

. . . Nein, daß ich in meinen alten Tagen noch in die Uniform hineinkriechen soll, alle die Possen mitmachen, den Hut nach der Quere tragen, einen Schnurbart; es ist zum toll werden. Gott weiß, wozu das Alles sein soll."

23. Dresdener Reminiscenz. — Marschbereitschaft.

— Den 9. December 1813. „Ich gehe übermorgen nach Dresden und zwar sehr angenehm und bequem, da mich der Obrist v. Miltitz mit ihm zu fahren aufgefordert hat . . . Es wird mir ganz sonderbar sein, in demselben Dresden, wo ich zuerst, als ich außer Dienst ging, meine Freiheit so lebhaft fühlte, nun wieder in Militär-Verhältnissen zu sein. Doch sind die jetzigen so leicht und bequem, daß ich sie mit den vorigen nicht vergleichen kann. . . . Heute Abend sind meine Geschäfte eigentlich vorbei, morgen habe ich nur noch Privat-Angelegenheiten zu besorgen. Ich bin recht froh die Casse abzuliefern, weil ich damit eines schweren und mißlichen Geschäftes überhoben bin.

Bis zum 16. Februar, heißt es, soll der Banner marschfertig sein. Bis solang habe ich also gewiß im Organisations-Bureau zu thun, auch werden die Geschäfte, selbst wenn er marschirt, nie aufhören, so daß ein Bureau zurückbleiben muß. In jedem Falle

werde ich aber von Dresden aus sogleich an Baron Humboldt schreiben, ihm meine ganze bisherige Thätigkeit vortragen und seine Verwendung wird mir gewiß bald eine gute Stelle verschaffen, und auch der General wird, wenn er bald mit dem Bureau marschiren sollte, mir gewiß vorher eine so gute Existenz machen, als ihm möglich sein wird."

III. Stimmungsbilder aus Dresden.

(Fortsetzung der Organisation des Banners.)

24. Ankunft in Dresden. — Das neue Amt. — Alte Bekannte.

Dresden, 12. December 1813. „Ich habe hier ein ganz vortreffliches Quartier gekriegt, welches mir der General im Lokale, wo das Bureau ist, hat anweisen lassen. Es wurde sonst von dem General Langenau bewohnt.

... Es geht mir recht gut hier, nur komme ich etwas neu in diese Welt hinein und übernehme das hiesige Bureau mit manchen Schwierigkeiten, da das Geschäft hier nicht ganz so wie in Leipzig getrieben wird, auch mehrere dabei helfen, also nicht ganz so in meinen Händen liegt, wie dort. Indessen werde ich das schon einrichten; heute bin ich bei dem Tagsbefehl zum Chef de bureau erklärt worden. Noch sind

beim Bureau mehrere Officiere angestellt, die zum Theil Kammerherren, Particuliers u. s. w. sind. Du kannst Dir denken, wie sonderbar mir der Oberbefehl über solche Leute vorkommt, und wie wunderlich es Einem überhaupt erscheint, Grafen, Amtshauptleute, Oberforstmeister und die vornehmsten Menschen bisher in gemeiner Jäger-Uniform zu sehen. Doch das findet sich Alles so natürlich und leicht bei dem guten und gemeinsamen Geist, der Alle beseelt.

Heute habe ich mehrere meiner alten Freunde besucht, den Maler Hartmann, Demiani, meinen Landsmann Fridrich, Näckle, einen vortrefflichen Künstler, der mich für Dich malen soll. Alle hatten große Freude mich so verändert wieder zu sehen. Dresden finde ich aber sehr verändert. Es ist jetzt schon wieder etwas gereinigt, aber sehr öde und todt, und viele seiner Schönheiten verwüstet."

25. Auf der Galerie. — Eidesleistung einer Compagnie. — Reiten. — Zacharias Werner's Gedicht. — Pilat's Schrift. — Concert. — Türkischer Säbel. — Besuch bei Runge's.

— Den 15. December 1813. „Heute habe ich die wunderliche Freude gehabt, das erste Mal auf die hiesige Bildergalerie zu gehen, die mich von Anfang meiner Kunststudien an so beschäftigte. Ich habe die herrliche Madonna von Rafael und die göttlichen

Bilder von Correggio wieder gesehen. Der alte 83jährige Inspector Riedel, der mir immer so wohl wollte, lebt noch, und hatte eine kindische Freude mich wiederzusehen. Es hat mir recht wohl gethan, diese heiligen Werke wiederzuschauen, obgleich ich so viel Herrliches seitdem anderswo kennen gelernt, weßhalb sie nicht so gewaltig auf mich wirken als ehedem.

Unser Corps gewinnt immer mehr an Schönheit, nachdem es sich formirt. Es freut mich, den General dahin bewegt zu haben, daß Eine Compagnie unserer Jäger den 1. oder 2. Weihnachtstag ihren Eid leisten wird, welches in der Kirche geschehen soll, und was ich recht feierlich einzurichten suchen werde. Im Reiten werde ich mich durch einen glücklichen Zufall recht üben können. Einer unserer Offiziere, der morgen abgeht, hat mir seine Pferde bis zu seiner Rückkunft angeboten.

. . . Das Gedicht, was Du mir von Werner schicktest, ist ein anderes, als das ich von Pilat erhielt. Es ist so etwas Naives in seinem Gedicht, was ich sehr gern habe. Pilat hat mir eine kleine Schrift geschickt, die er verfaßt hat; ich werde eine Anzeige davon in die Zeitung machen. Nur ist es schlimm, daß hier keine sehr gelesene Zeitung erscheint, und auch in der „Leipziger Zeitung" die litterarischen

Artikel etwas unbemerkt behandelt werden. Indessen werde ich es doch einrichten, daß es hier so vortheilhaft bekannt wird, als es der diplomatischen Genauigkeit wegen verdient.

Das große Concert zum Besten der unvermögenden Freiwilligen des Banners war sehr schön. Die berühmte Hofcapelle spielte, und ein treffliches Singinstitut von 76 Männern und Frauen führte die „Schöpfung“ im Schauspielhause auf. Der Fürst war zugegen und das Haus voll. Meye seine Frau sang die Hauptstimme und wirklich sehr schön. Im Gesang hat sie etwas von der Buchwieser. Sie ist sonst nicht hübsch.

... Der türkische Säbel, den ich geschenkt bekommen, wie ich Dir schon schrieb, ist ganz mit Silber beschlagen; er macht mir eine kindische Freude, weil ich ihn von der Rüstkammer gekriegt, wovon ich Dir so oft erzählte, daß so schöne Sachen da wären; ich hätte ihn aber auch nicht gekriegt, wenn es nicht schon dunkel gewesen wäre, als er ausgesucht wurde und der Obrist nicht geglaubt hätte, daß die vergoldeten Beschläge nur Messing wären, da er so edel war, alle reich beschlagenen Säbel zurückzugeben.

Endlich habe ich mich entschlossen, zu den Schwiegereltern meines theueren verewigten Runge zu gehen,

was ich wirklich bisher unterlassen, weil ich durch den Anblick seiner hinterbliebenen Kinder sehr erschüttert werden mußte. Ich begegnete seiner Frau mit dem Kleinsten, der 3 Jahre alt ist. Es sind sehr hübsche liebe Kinder. Das Mädchen habe ich heute nicht gesehen, und der Aelteste, welcher 9 Jahre alt ist, befindet sich in Pension in Holstein."

26. Runge's nochmals. — Weihnachtsmarkt. — Spaziergang. — Nichts Geheimes mehr.

— Den 23. December 1813. „Gestern Abends war ich wieder bei den Schwiegereltern meines liebsten verstorbenen Freundes Runge. Es war Geburtstag des Alten. Sie heißen Bassenge, haben eine Handschuhfabrik hier, und sind einfache alte Leute. Die Runge ist bei ihnen und hat drei Kinder hier, wovon ich das älteste Mädchen, etwa 1 $1/2$ Jahre alt, kannte. Der jüngste ist 3 Jahre und das leibhaftige Ebenbild des Seligen. Ein wunderschönes Kind, was auch ganz den tiefen schönen Ausdruck hat, den ich am Vater so liebte. Es sind auch noch mehrere Arbeiten hier von ihm, die mich unsäglich interessiren, da sie mir ihn so ganz vergegenwärtigen. Ein sehr rührender Zug für mich ist auch noch, daß er kurz vor seinem Sterben meine Copie der heiligen Nacht, welche die Geburt des Heilands in der Nacht vorstellt, und die

bei ihm stand, sehr hell mit Lichtern erleuchten ließ und sie lange betrachtete.

Jetzt ist hier Weihnachtsmarkt, der hier Stritzelmarkt heißt. Du kannst nicht denken, wie rührend es ist, die Leute mit den Bäumchen und Spielsachen, die sie für die Kinder einkaufen, gehen zu sehen. Es erinnert mich so herzlich an Euch, an das Glück, eine Familie in der Welt zu haben; aber hier kommt noch das dazu, daß fast alle Menschen in Trauer sind, und daß sie also gleichsam nur für die übriggebliebenen Kinderchen diese Freude veranstalten, und dann sind sie auch so verarmt, daß dieser Einkauf auch so geringe gegen sonst ist. Unser Eins, der in lebendigen Geschäften und in einer fröhlichen Stimmung ist, kann das Elend hier nicht so fühlen, als die armen Einwohner. Selten sieht man Jemand, der nicht Trauer hätte.

Heute war ich zum ersten Mal vor den Thoren, nach der Seite des großen Gartens. Ich erschrack, als die große Mauer und ein sehr schönes großes steinernes Portal nicht mehr da waren, sondern ein ungeheurer Schutthaufen; die Franzosen haben es muthwillig gesprengt und einen großen Theil des schönen walddichten Gartens umgehauen. Ein Bauer, der mich das so betrachten sah, sagte: „Es ist ein Gott, der Alles weiß, was sie gemacht haben, und der es ihnen vergelten wird.“

Nun habe ich Dir Alles erzählt, was mir in diesen Tagen begegnet ist. Jetzt bin ich wieder frei, da Du Alles weißt, was ich erlebt habe, und nun sind wir wieder gleich. Ich habe und weiß nichts mehr als Du. Es muß doch darin liegen, daß Eheleute alles mit einander theilen sollen, weil man es so übel nimmt, wenn Einer vor dem Andern etwas geheim hält."

27. Mein Portrait von Näckle. — Ausmarsch.

— Den 27. December 1813. „Ein alter Kunstfreund Näckle wird mein Portrait klein in Oel malen. Ich werde es aber auch in Miniatur machen lassen, um es Dir recht bald zu schicken.

Daß ich nicht mit marschire, ist nun so gut als entschieden, da der General mir erklärt hat, daß, sogern er mich in seinem Generalstab mitnähme, dieser so verkleinert werden müsse, daß er mir eine Compagnie als Entschädigung dafür antrüge. Die Compagnie kann und mag ich nicht annehmen; 1. weil mir zum Dienst in der Linie meine Stimme immer hinderlich ist; und 2. wenn ich nicht im Generalstab die Campagne mitmachen kann, sie mir gar nicht die Vortheile bietet, die ich für die Zukunft suchen muß. Ich werde also vors erste die Geschäfte des Bureaus fortführen, und dann wahrscheinlich in die 4. Section des

Gouvernements, wobei ich anfänglich angestellt war, zurücktreten.

Du mußt nur nicht denken, daß ich die hübsche Uniform abgebe — ich nenne sie hübsch, weil sie Dir gefällt, mich genirt sie sehr — und mußt auch nicht denken, daß das Bisherige umsonst gewesen; Gott weiß wohl, wie er es machen will. Er hat mich bisher so gnädig geführt, daß ich auch ferner auf Ihn traue."

28. Ball. — Ueble Gewohnheiten. — Expeditions-Modalitäten. — Landwehrblatt.

— Den 28. December 1813. „Gestern Abend war ich — auf einem Ball. Ob ich getanzt habe, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Es wäre Dir wohl nicht unlieb gewesen, so wenig ich Dir ein solches Vergnügen mißgönnte, allein ich hatte gar keine Lust dazu. Nach Jahren einmal wieder das gemeinschaftliche Bewegen nach einer hübschen Musik, — und zu einer Zeit wo in manches junge Herz wieder Freude zurückgekehrt ist — anzusehen, hat mich ein paar Stunden amüsirt. Dann habe ich mit meinen Kameraden geplaudert, Tabak geraucht, ein paar Gläser Punsch getrunken, in Gedanken an Euch und auf Eure Gesundheit, und um 12 Uhr lag ich im Bette.

. . . Das hat Dich gewiß gequält zu wissen, ob ich das bewußte Abwischen der Hände noch habe. Etwas

noch, doch kommt es seltener vor. Aber das Spucken im Zimmer geht regelmäßig vor sich; indessen braucht Dir nicht bang zu sein, daß es mir je bei Dir widerfahren wird, weil der Fußboden nirgends so dazu einladet, als mein jetziger. Uebrigens ist es sehr ordentlich bei mir, was die Kleider und Wäsche anlangt, weil die mein alter Schulze jetzt unter sich hat, der Dir gewiß gefallen würde. Schriften liegen freilich bei mir herum, aber das kann nicht anders sein.

Schnupfen thue ich allerdings noch, aber nicht so viel. Es bekommt mir wirklich so gut, daß wenn ich es Tagelang lasse, ich es gleich merke. Indessen sei darüber ruhig, ich werde soviel liebenswürdiger zurückkommen, daß Du es gar nicht merken wirst. . . .

— In diesen Tagen müssen 6 Personen an einer Expedition arbeiten, weil 2700 Ordres an alle Freiwilligen ausgefertigt werden. Ich mache nun immer die Ronde, um die Arbeiten zu dirigiren. Morgen kriege ich noch 4 Abschreiber mehr, so daß ich dann 19 Personen habe, weil ich bis morgen Abend auch die Formirung aller 10 Compagnien und 5 Escadrons fertig haben muß. Ich schicke Dir für Hartmann eine solche Ordre mit, damit er doch Alles beisammen hat. Diesen Expeditions-Modus zu sehen, würde Dir viel

Spaß machen. Einer schreibt die Aufschrift, der zweite legt zusammen, der dritte klebt es mit Mundlack zu, ein vierter stempelt, ein fünfter sucht die Ordres nach den verschiedenen Kreisen und Städten auseinander, der sechste hilft, wo es eben fehlt. In einer Stunde müssen 100 fertig sein, an einem Tage 1000. Es ist eine ordentliche Fabriksanstalt. Morgen Abend bin ich damit fertig.

Wenn erst alles in Neustadt versammelt sein wird, habe ich es viel ruhiger hier. Der General geht wohl noch nicht sobald hin, indem die Leute dort erst eingekleidet und exercirt werden müssen. Bis dahin wird sich auch ein neuer Geschäftskreis ausmitteln, und ich schreibe an Minister Stein, wie er mir gesagt hat, wenn das Organisationsgeschäft sich seinem Ende naht, es zu thun.

Ich werde Hartmann mit künftiger Post ein neues, obwohl für ihn nicht interessantes, Blatt schicken, was hier erscheint, mein Secretair Thilo redigirt und „Landwehrblatt" heißt."

29. Neujahr. — Gratulation. — Händeküssen.

— Den 1. Jänner 1814. . . . „Gott gebe uns ein glückliches neues Jahr! was alle die heimlichen Wünsche unserer Seele erfüllt. Gratuliren kann man

sich wirklich das alte Jahr überstanden zu haben, wenn man bedenkt, mit welchen Plagen doch dieses Jahr geschlagen war. Wir wollen denn mit recht freudigem Vertrauen auf Gott sehen und den Spruch, der mir in Marienbad so sonderbar vortrat, behalten: „Befiehl dem Herrn deine Wege, Ihm vertrau', Er wird's machen!" . . .

Wir machten heute Früh en corps Neujahrsgratulationen beim Fürsten, dann bei General Thielmann, dann bei unserem General. Und um 12 Uhr mit dem Fürsten bei der sächsischen Prinzessin Elisabeth. Es ist ein altes Persönchen. Als das Händeküssen anging, machte ich mich aus dem Staube."

30. Der lange Baranoff. — Russische Decoration. — Gruß an Schlegel. — Zacharias Werner.

— Den 3. Jänner 1814. . . . „Der lange Baranoff ist oft des Abends bei mir. Es ist ein sehr edler aber bizarrer Mensch. Er witzelt auf die ungezwungenste Weise in einem fort, hat in der Schlacht bei Leipzig Gräuel der Tapferkeit gethan, ist bis Frankfurt mitgegangen, aber dort, weil er keine Decorationen kriegte, um die zu bitten er zu stolz ist, umgekehrt. Er will sie nur haben, ohne sie zu tragen.

Ich muß Dir doch eine sehr schöne Decoration beschreiben, die die russische Armee, seitdem die Franzosen

ihr Land räumen mußten, trägt. Es ist eine simple Medaille, auf welcher steht: „Nicht wir, nicht wir, sondern Gott that es." Dieser Gedanke macht ihnen so viele Ehre, daß ich ihnen sogar deshalb den Beruf zum Siegen zugestehen möchte. Jeder, der damals dabei war, trägt dies Zeichen. So eines könnten und müßten die Deutschen nach errungenem Frieden tragen, und das wünschte ich mir auch.

Grüße Schlegel wieder herzlich. Was er Dir gesagt, hat seine volle Richtigkeit; sag ihm nur, es wäre nichts so, wie es wohl sein könnte und sollte, und überhaupt wenig Freude daran zu haben, auch nicht mal so, wie es sich Anfangs angelassen habe. In Leipzig nach der Schlacht war ein ganz anderes Leben.

Werner's Gedicht, was in Wien allgemein für etwas verrückt zu gelten scheint, hat allerdings so etwas davon. Indessen hat der alte Kauz es doch gut gemeint. Nur ist sein Humor für andere nicht recht genießbar."

31. Verdunkelte Zukunft. — Napoleon's Rede.

— Den 11. Jänner 1814. ... „Meine Zukunft ist so dunkel oder vielmehr, es kann sich soviel darin begeben, daß ich mit allem Denken und Calculiren nichts herausbringe. In dem Stande, worin ich nun wieder durch eine so natürliche Folge der Umstände

gekommen bin, ist man so wenig sein Herr, daß sich auf die klügsten Entwürfe nicht bauen läßt. Gottes Wege sind wunderbar, ich muß ihm dafür danken, daß er mich in den Wirbel der Thätigkeit hineingezogen und gleich so bedeutend angewandt hat, weil jeder Mensch sich jetzt eine Existenz erarbeiten muß, und der am meisten, der Frau und Kind besitzt, weil er noch mehr von der Zukunft zu hoffen hat. Ich will mich auch zu keiner Unzufriedenheit bethören lassen. Gott hat mich hierher gesetzt, und wenn ich nicht bleiben soll, wird es sich ganz natürlich machen und mir was anders entgegen kommen. Ich glaube selbst, daß der Friede nicht ferne ist!

. . . Napoleon's Rede ist sehr merkwürdig. Bei aller Kunst zu lügen, gibt er doch etwas klein bei. Hartmann soll mir schreiben, was an dem Friedens-Congreß in Manheim Wahres gewesen ist."

32. Hofton und Livréegesinnung auf der Ressource. — Mein Rauchen. — Ball. — Brief von Humboldt. — Ressource. — Meine Geltung in Dresden. — Karoli'sches Haus in Wien. — Der Kammerherr B. — Nichtstellung von Freiwilligen.

— Den 15. Jänner 1813. „Ich wollte heute Mittag wo anders essen, weil ich glaubte, es wohlfeiler zu haben, aber es kommt auf Eins hinaus und so werde ich auf der Ressource bleiben. Es würde Dir viel Spaß machen, das Philisterhafte und

Vornehme dieser alten Knaben dort zu sehen. Es ist entsetzlich, wie der Hofton oder eigentlich die Livrée-Gesinnung eines so kleinen und steifen Hofes bis in alle Gesellschaften heruntergeht. Man setzt sich nicht, ohne rechts und links Verbeugung zu machen. Das beste ist, daß man bald fertig ist, da man nach der Karte wählt und dann im Lesezimmer alle Zeitungen noch durchlesen kann, wo ich stets nach dem „Beobachter" zuerst greife. In der Abendgesellschaft geht es aber ungênirter zu; da wird geraucht, daß das ganze Zimmer in Dampf gehüllt ist. Die Bequemlichkeit geht bei einigen Gästen soweit, daß sie in der Garderobe vorher die Epaulets ablegen; ja in einem anderen kleinen Kaffeehause, wo ich der Seltenheit wegen einmal war, hängt das ganze Vorzimmer voll von alten Spenzern und abgetragenen Ueberröcken, die von den Grafen und Herren angezogen werden, um in dem kleinen Zimmer, was ganz schwarz von Tabakrauch ist, ihre Kleider doch nicht gar zu sehr zu verderben. Denke nur nicht, daß ich auch so viel rauche. Es werden selten mehr als 2—3 Pfeifen den ganzen Tag über. Schnupfen thue ich — da Du noch immer darnach fragst — nicht mehr so viel wie sonst, aber im lebhaften Gespräch geht es doch noch manchmal auf die alte Weise. Ich hatte es wirklich sehr

unterlassen, fühlte aber in der That den Nachtheil davon. Wenn ich wieder bei Dir sein werde, wird gewiß nicht daran gedacht, und kommt es mal ein wenig wieder, so denkst Du, ei nun, ist doch nichts vollkommen in der Welt!

Fortsetzung am 16. Jänner. ... Nach dem Essen war wieder ein Ball arrangirt, dem ich länger zugesehen, als ich glaubte. Besonders höre ich die Tanzmusik so gern; das immer Wiederkehrende darin ist mir von jeher lieb zu hören gewesen.

Heute habe ich einen sehr gütigen Brief von Humboldt erhalten, und werde ihm einige Worte erwidern. Er räth mir, daß ich hier beim Gouvernement bleiben soll. Wir wollen nun sehen, wie es sich macht, oder vielmehr, wie Gott es fügen wird.

Ich habe heute Mittag wieder auf der steifen Ressource gespeiset, mein Compliment gemacht und französische Gespräche anhören müssen. Du würdest lächeln, wenn Du sähest, in welchem Respect ich sonst hier im Allgemeinen stehe; der Chef de bureau hat hier mehr zu bedeuten, als in Leipzig. Die Leute scheinen mich für einen ganzen Kerl zu halten, da sie nicht wissen, daß es mir Gott im Schlaf gegeben. Manchmal wird mir bange dabei; es ist so manches Aehnliche darin mit der Anfangs glänzenden Situation im

Caroli'schen Hause. Indessen hier ist es doch in aller Art natürlicher, und ich habe doch anderen Rückhalt in dieser Lage als dort.

Am meisten gênirt mich ein Kammerherr B., der als Capitain im Banner auch beim Bureau angestellt ist und nun beschäftigt sein will. Ich werde ihm die langweiligsten Briefe an Majestäten und Behörden zu schreiben geben. Hier sind zu viel Menschen beim Bureau angestellt, die alle zu thun haben wollen, und ich kann nicht viel aus den Händen geben, um genaue Kenntniß von dem, was vorgeht, zu haben.

Viele von unseren Freiwilligen stellen sich nicht ein; sie haben sich nur, um der Landwehr zu entgehen, einschreiben lassen. Der Banner wird deshalb nicht so stark als man hoffen konnte, da über 2800 eingeschrieben sind. Beiträge haben wir 22.600 Thlr."

33. Trübe Stimmung. — Pepi.

— Den 19. Jänner 1814. „Heute thaut es wieder, aber die Luft ist doch angenehm. Wenn wir nur erst Frühling hätten, dann muß sich doch schon viel entschieden haben, und ich habe so einen Glauben an den Frühling, daß ich meine, so wie das Leben und die Liebe in der Natur erwacht, muß auch eine Freudigkeit unter den Menschen sein. Wie danke ich

Gott, daß ich bei der leeren Lebendigkeit so vieler Menschen um mich her, erst recht einsehen lerne, wie Alles nichts ist, ohne die Erkenntniß, daß Er der Sinn aller Kraft, Hoffnung und Freude ist. Wie thöricht und wie vermessen wird aller Wahn ohne Erkenntniß Gottes. Was für Recht haben die Menschen, eine bessere Zeit zu hoffen, wenn sie sie nicht von Gott, sondern von der Eitelkeit ihrer elenden, scheinbaren Kräftigkeit erwarten? Wenn man noch immer sieht, daß so viele nur der Uniform wegen Soldaten werden, gar nicht ahnen, für was man sich jetzt stellt, was erkämpft werden soll; da kann man recht entrüstet werden über die Eitelkeit, bedauern, wie elend die Menschen erzogen worden, und erst recht erkennen, wie die Rettung allein aus dem Erbarmen Gottes kommen kann! Ich danke Ihm, daß er mich seine Allgegenwart so fühlen läßt, und wenn er uns auch heimsucht, drückt und prüft; Er macht es doch gnädig, und es führt am Ende zu unserem Besten und zum Triumph, daß wir Ihm Alles anheimstellten!

Du wirst hierin vielleicht sehen, daß ich ein wenig verdrießlich bin; und es geht in der That nicht so, wie es könnte und sollte, aber es wird — wenn auch auf wunderlichen Wegen — doch zu unserem Besten führen. Die Menschen bilden sich ein, sie wären es,

die es könnten, und stehen dann in ihrer Blöße da. Das soll so kommen. Der Herr soll die Ehre haben, daß Er der Helfer war — und die das immer glaubten, kommen gewiß nicht zu kurz.

Was hat denn mein Herzensmütterchen mit dem allerliebsten Pepi heute gemacht? Im Zimmer umhergeschlendert, in die Luft hinaus gestaunt hat das Engelchen; er hat gewiß einen lieben Blick. Die Liebe nährt ihn — die Liebe trägt ihn — aus Liebe kam er auf die Welt, — er wird, so Gott will, auch ein liebenswürdiger Sohn."

34. Trübe Aussichten über den Bestand des Banners. — Langsamkeit der Marschbereitschaft. — Bedenken.

— Den 23. Jänner 1814. „Ich bin froh, das frühere Anerbieten einer Compagnie im Banner nicht angenommen und mich überhaupt gar nicht fest dabei gemacht zu haben; denn nach Allem was sich absehen läßt, wird er nicht bestehen, theils wegen der sehr entgegengesetzten Geister, die noch in der Welt hausiren, theils auch wegen der Jalousie, Ambition und aller der kleineren Uebel, mit denen die Sache wird zu kämpfen haben, und wo der gute General kein Rückhalt ist. Er ist eigentlich nicht für seinen Posten, was sich erst hier in dem größeren Wirkungskreise, im Gegensatz mit allen Behörden und in dem

etwas abgekühlten Zustande zeigt; in Leipzig, nach der Schlacht, galt die Idee und die augenblickliche Thätigkeit weit mehr, und da gab es keine Nebenbuhlerei.

... Nach den heutigen Zeitungen sind die Alliirten schon in Nancy und bei Besançon. Mich soll wundern, was daraus wird. Es kann leicht Friede werden, ehe unsere Leute hinauskommen, denn es geht gar zu langsam, und das wird uns nicht sehr vortheilhaft bei den Alliirten sein. Von den 2800 Freiwilligen, die sich einschreiben ließen, kommen nicht viel über die Hälfte, und unter diesen sind viele unvermögend sich auszurüsten, weit mehr als Anfangs angegeben wurde, daher langen die Beiträge, die doch sonst schon 24.700 Thlr. betragen, bei weitem nicht hin, sie beritten zu machen und auszurüsten. Dazu sind die mehrsten Offiziere entweder gediente, die freilich auch nöthig sind, daneben aber viele Adelige, die Hofchargen hatten, weßhalb das Vornehme mehr unter ihnen zu gelten anfängt als gut ist. Das thut gewiß der Sache Schaden, da sie nicht so national wird, wie es sein sollte."

35. Portrait in Miniatur. — Spontini's „Vestalin".

— Den 24. Jänner 1814. „Du erhältst hiebei das Portrait (in Miniatur). Es ist im Ganzen zu mild, da ich auch brunette bin, sonst finden es Alle,

die es sahen, sehr ähnlich.*) Für Dich, fürchte ich, hat es etwas Fremdes wegen der Uniform. Wenn es das nur nicht ist! Indessen findest Du Dich wol später in die ungewohnte Kleidung. Die Miene ist etwas eitel, denk nur ja nicht, daß ich so aussähe.

Heute Abend war ich in der „Vestalin", da man mir so viel Aufhebens davon gemacht hatte, und ich hier noch keine Oper gesehen. Die Vorstellung war aber für ein Theater eines so prachtliebenden Hofes als der hiesige war, sehr schlecht. Die Costumes lumpig und geschmacklos-häßliche Decorationen; das Orchester, aus der königlichen Capelle bestehend, aber ganz trefflich. Diese Oper, sowie Spontini seine überhaupt mag ich nicht leiden, es ist so wenig gesangreiches, harmonisches darin; und die italienischen Opern haben überhaupt so lange Scenen voll gezwungener Singerei, daß ich sie mit „Don Juan" oder der „Zauberflöte" und jeder Mozart'schen gar nicht vergleiche. Im 2. Akt lief ich schon hinaus."

36. Hoffnungslosigkeit meiner hiesigen Stellung. — Graf Loeben. — Einrückung eines Landwehrbataillons aus der Lausitz. — Picknick. — Landwehrfahne. — Uniform-Kupferstiche.

— Den 25. Jänner 1814. ... „Ich mache mir keine Hoffnungen mehr, daß es hier mit mir was

*) Dieses Portrait ist in unserem Familienbesitz.

wird, und täglich zeigt sich klarer, daß die Sache selbst zu nichts kommt. Nach dem heutigen Anschlage würden zur Ausrüstung der Cavallerie des Banners noch an 30.000 Thlr. nöthig seyn; unsere Casse besteht nach so vielen Anschaffungen nur aus 5—6000 Thlr. Auch werden wol nur Ein Bataillon Infanterie und ein Paar Escadrons Cavallerie in Kurzem marschfertig werden können, so daß ich nicht einsehe, ob der General wird damit marschiren wollen; da ihm, obwol er die Reserve der Armee comandiren soll, doch besonders daran liegt, den Banner zu führen.

Meine Sache hat sich sonst sehr zu meinem Vortheil entwickelt. Der General muß nun einsehen, wie gegründet meine vielfältigen Vorschläge gewesen, daß man über den Bedarf schon längst Rapporte der auswärtigen Escadrons-Chefs hätte einholen und überhaupt das Corps schon viel früher zusammenziehen sollen. Nun ist der Geist verraucht, die Zeit versäumt!

Ich habe unter unsern Offizieren einen sehr lieben Freund gefunden, der auch von meiner Großmutter her mein Anverwandter ist. Es ist der Graf Loeben, von dem uns Eichendorf oft sprach, der so süße Gedichte macht, freilich etwas viel Empfindung hat, aber dabei doch natürlich und ein trefflicher Mensch ist. Er hat mich auch recht gerne und es thut mir wohl, mit

Jemand über das Tiefere von dem, was wir hier erfahren, zu sprechen. Es giebt noch mehrere solche, aber mit denen komme ich seltener zusammen. Im Allgemeinen kannst Du wohl denken, daß wenige darunter sind, deren Interesse über Dienstsachen, Pferde, Uniformen rc. rc. hinausgeht.

Fortsetzung am 28. Jänner. Heute rückte ein Landwehr Bataillon aus der Lausitz ein, daß sehr gut, beinahe zu gut aussah. Morgen wird ein großes Freß-Piknick sein, wozu ich aber, wenn ich die Einladung nicht Ehrenhalber annehmen muß, nicht aufgelegt bin. Es werden die Generale, Damen rc. rc. dabei sein. — Bei den edlen Frauen sah ich heute Abend eine Fahne, die sie für die Landwehr sticken lassen. Sie gefiel mir ihrer Sentimentalität wegen nicht. Keine recht bunten Farben oder lebendige Muster. Auf der einen Seite hatte sie eine Eichenbordure von Sammtblättern, die verdorrte und dunkle Blätter abwechselnd enthielten, angebracht. Das wird sich im Sonnenschein und gesunder blauer Luft sehr krankhaft ausnehmen. Auf der andern Seite ein dunkelgrünes Kreuz auf weißem Grund mit schwarzen Buchstaben herum: „Gott mit uns." Wozu ist Gold in der Welt, wenn man es dazu nicht anwendet. Die Estandarte, die in Leipzig nach meiner Angabe gemacht wird, soll

gewiß schöner ausfallen. Hier wird auch von Damen für unsern Banner eine Fahne gestickt, wovon ich aber nichts Näheres weiß. Sie schrieben mir auch, aber ganz geheimnißvoll als: „ein kleiner Kreis deutscher Frauen."

Heute (29. Jänner) habe ich die große Fresserei mitmachen müssen, die aber in aller Art sehr langweilig und frostig war. Es mochten 60—80 Couverts sein. Zum Glück hatte ich einen witzigen Nachbarn, so daß es mitunter etwas zum Lachen gab. Einige von den guten Landwehr-Officieren sollen etwas zu viel getrunken haben. Es kamen entsetzlich viel Gesundheiten in Poesien vor, die abgelesen wurden. Auch drei Lieder wurden gesungen. — Hierbei schicke ich Dir die Abbildung der Banner-Uniformen, sie sind aber schlecht in Kupfer gestochen und gar nicht genau nach meinen Zeichnungen. Die Köpfe sind in dem Kupferstich ganz unbedeutend und sehen sich nicht einander an."

37. Weitere Stellung hier. — Sehnsucht nach der Kunst. — Mond.

— Den 2. Februar 1814. ... „Heute hat der General recht gutmüthig mit mir gesprochen. Ich soll hier bleiben, bis sich eine Gelegenheit findet, mich für die Zukunft gleich wo anzustellen. Ich behalte das Bureau, um Gehalt fortzubeziehen und in Thätigkeit

zu bleiben; er räth mir aber, nicht im Generalstab mitzugehen, weil ich als Volontair ohne Sold und auch auf die Gefahr mitginge, beim Frieden außer alle Thätigkeit gesetzt zu sein, da ich doch in meiner jetzigen militärischen Anstellung gleich die Anwartschaft auf eine künftige im Civil behalten muß.

Meine Kunst wünsche ich mir oft zurück und freue mich darauf, sie als Liebhaberei immer fortsetzen zu können, da ich zum eigentlichen Künstler doch wohl nie genug geleistet hätte, auch mit Familie kein Verlaß auf Kunsterwerb ist.

Fortsetzung am 5. Februar. Heute Nachmittag ist es sehr kalt geworden und jetzt eben bei hellem Mondschein eine schöne Winternacht. Der Mond hat doch das Liebe, daß er, weil er selbst den Blick der Sonne abspiegelt, immer daran erinnert, daß vielleicht eben der Blick der Geliebten ihn traf, den er weiter bestellt. Er scheint Dir auch ins Fenster."

38. Marsch oder nicht. — Die alten Garçons in der Ressource. — Revue. — Nichtmarsch des Banners. — Philister. — Tabakschnupfen. — Pepi's Aehnlichkeit.

— Den 6. Februar 1814. ... „Heute ist der Fürst, unser Gouverneur, wieder gekommen. Er ist in Weimar mit der russischen Kaiserin gewesen. Jetzt wird es sich in wenig Tagen zeigen, ob General Carlowitz

Gouvernementsrath bleibt oder mit dem Banner marschirt. Mir ist oft so, als ob plötzlich die Friedens-Nachricht den Geschichten und Anstalten ein Ende macht; denn so langsam wie unsere Sache gegangen, scheint es nicht, als ob wir sehr nöthig wären oder viel zu thun bekommen sollten. Und niemand weiß auch, was zu denken ist. Die Menschen müssen in Ergebung Alles erwarten, nur wird es noch nicht Glaube, daß Gott es thun wird, sondern eine Art Stumpfsinn, wo man sich oft mit dem schrecklichen Bonmot hilft: enfin nous verrons! Meine alten Garçons sind mir schon schrecklich ennuyant, und ich werde diese edle Ressource nicht mehr besuchen können, da ich mich jetzt zum Mitgliede müßte aufnehmen lassen, was 9 Thlr. kostet, die ich daran nicht wenden mag. Ohne Mitglied zu sein, darf man nicht länger als 4—6 Wochen diesen hochadeligen Kreis besuchen.

Fortsetzung am 8. Februar. ... Die Revue ist sehr gut von Statten gegangen. Vom Banner paradirten eine Escadron reitender Jäger, eine Compagnie Scharfschützen und eine Compagnie Schanzgräber vor dem Fürsten. Es nahm sich wirklich sehr schön aus, und dazu war freundlicher Sonnenschein. Du hast wohl gedacht, daß ich gar nicht Theil an der heutigen Fête genommen, indessen ging es nicht wohl an, sich auszuschließen.

Warum der Theil des Banners, der hier ist, und schon weg sein könnte, nicht marschirt, ist mir unbegreiflich. Es ist sehr möglich, daß sie keinen Schuß thun.

Heute Mittag habe ich wieder an einem Ort gegessen, wo ich in früheren Jahren immer hingegangen war. Der Maler Hartmann, der Schriftsteller Fried. Laun und andere Dresdner Philister essen da. Es ist mir unglaublich wunderlich, dieselben Gesichter mit den nämlichen Frisuren, Locken, Haarbeuteln zu sehen, als damals; als ob es keine Kriege gegeben, ja als ob sie nicht zu Bette gegangen wären.

Wann werden denn die Lobsprüche kommen, daß ich nicht mehr schnupfe! Mit Stillschweigen kann so etwas doch nicht übergangen werden. Ich bitte nur, daß dem lieben Pepi immer vorgesprochen wird, was sein Papa für ein lieber Papa ist, damit er mich recht lieb habe, wenn ich komme.

Du mußt doch die Schlegel fragen, welchem Kinde auf dem hiesigen Bilde von Raphael unser lieber Pepi ähnlich sieht? Wahrscheinlich dem kleinen pausbackigen Engel, der sich unten auf der Schwelle auf beide Arme lehnt und hinaussieht. Ich kann leider sehr selten auf die Galerie gehen."

39. Fahnenweihe. — Siegesnachricht. — Ausmarsch.

— Den 11. Februar 1814. „Heute war die Fahnenweihe. Das regnerische Wetter verdarb viel dabei. Die Fahne und Standarte waren beide von weißem Atlas mit goldenen Franzen umher. Auf der Fahne ist in der Mitte ein Kranz von Rautenblättern, worin ein goldenes Kreuz. Auf der andern Seite ist im Kranz eine schwarze Schrift, die ich nicht gelesen. In den Ecken Rautenblätter. Die Standarte hat auf einer Seite mit goldenen Buchstaben: „Für Recht und Vaterland," auf der andern Seite ein rothes Kreuz in einem Kranz. Mir gefallen beide nicht besonders, wegen der einfachen und etwas sentimentalen Ideen. Die dritte Abtheilung des Banners: Cavallerie, Fußjäger und Sappeurs waren auf dem Platze vor der katholischen Kirche aufgestellt. Der Fürst, unser General, der Obrist und mehrere Officiere schlugen im Palais erst Nägel in die Fahne; dann begleiteten den Fürsten alle Officiere zu den Truppen, welchen die Kriegsgesetze vorgelesen wurden; ein Prediger hielt eine kurze kräftige Rede, worauf dann die Eidleistung folgte. Abends haben die Jäger den Damen, welche die Fahne gestickt, ein Vivat gebracht, mit Fackeln und Musik. Nachher kamen alle Officiere auf den Place de repos, wo Jäger-

lieder gesungen wurden, von denen das erste, obgleich besonders feierlich behandelt, nicht recht gehen wollte. Es schloß dumm genug (auf Einen Gefallenen): „und wünschen Ruhe hinab in unseres Bruders kühles Grab, kühles Grab, ja kühles Grab.“

Fortsetzung am 12. Februar. Ich bin in großer Erwartung, ob sich die Nachrichten einer Schlacht bestätigen. Es hieß heute, daß wir sie brillant gewonnen hätten, und Napoleon sich seitwärts Paris bei Orleans aufgestellt habe. Sehr bald muß sich viel entscheiden, das ist gewiß und das Beste.

Morgen marschiren unsere Freiwilligen aus. Einer meiner Bureau-Officiere, Lieutenant Walther, borgt mir ein Pferd, und da werde ich in der Suite mitreiten; der Fürst gibt 1/2 Stunde von hier den Abgehenden ein Dejeuner. Der General geht vor 12 Tagen nicht ab. Bis dahin wird sich viel entschieden haben. Dieß benimmt mir auch die unangenehme Empfindung, hier bleiben zu müssen, wenn der Krieg noch währen sollte. In diesem Falle würde ich auch nicht länger hier bleiben, als es meine Geschäfte erforderten. Indessen in 14 Tagen weiß man gewiß, ob Friede oder längerer Krieg wird. Sollte das letztere wider Vermuthen eintreten, würde ich auf jeden Fall suchen, im preußischen Hauptquartier anzukommen. Und das würde sich gewiß

machen lassen; denn hier während des Krieges in Civildienst überzutreten, ist zu sehr gegen die Ehre, wenn man so lange eine militärische Rolle gespielt."

40. Siegesbestätigung. — Freude über Oesterreichs entscheidende Mitwirkung. — Verdrießlichkeit meiner Lage. — Niedergang des Banners.

— Den 14. Februar 1814. ... „Heute ist die fernere Bestätigung vom Siege über Napoleon eingegangen; und ich habe mich herzlich darüber gefreut, daß Schwarzenberg entschieden hat und Oesterreich überhaupt wieder die Rettung im Großen machte. Mit wenigen hier, die höhere Ansichten haben, verstehe ich mich über Oesterreich, und es verdrießt mich sehr, daß es im Allgemeinen nicht so hoch geachtet und geliebt wird, als ihm gebührt; denn ohne Oesterreich kann aus Deutschland nichts werden.

Ueber das Verdrießliche meiner Lage ist nun nichts mehr zu sagen. Es liegt jetzt mehr in der Sache als in persönlicher Stimmung, daß ich nicht mehr so viel thun kann, weil es jetzt darauf ankommt, durch eine Art nothwendige Intrigue Geld herbeizuschaffen, wo also die mehr Lokalkenntnisse und Connexionen habenden Leute nützlicher sein können, als ich. Auch möchte ich es nicht, weil die ganze Sache dadurch in den Augen des Volkes ein ungünstiges Licht kriegt. Es hat sich erst hinterdrein zeigen können, ob

man hier auf den Geist so viel rechnen konnte, ein ausgezeichnet großes Corps Freiwilliger zusammen zu bringen. Da es aber nicht ganz so ausgefallen ist, so helfen alle Efforts nichts, und täuschen nur über die wahre Lage der Dinge. Ich habe den Triumph, daß die Sache so lange vortrefflich ging, als Alles vom Bureau, als von seinem Mittelpunkte ausging. Als aber Lieblingen verstattet wurde, ihr Trüppchen auf Kosten des Ganzen zu Stande zu bringen, und so lauter Egoisterei entstand, ich für das mir Unbekannte nicht respondiren konnte und nun dafür angesehen werden sollte — da bin ich gleichgültig geworden und werde es wohl noch erleben, daß die Gesinnung, die das Ganze befördern wollte, Recht kriegen wird."

41. Katholische Kirche. — Dankfest. — Griechischer Gottesdienst. — Ausbleiben eingeschriebener Freiwilliger. — Philisterhaftigkeit der Gesinnung.

— Den 16. Februar 1814. „Ich war in der katholischen Kirche, die mir seither recht zuwider geworden, weil es kein Bethaus sondern ein Gaffhaus ist, wo man meist nur, um sich sehen zu lassen und zu gaffen, hingeht. Und wirklich merkt man dabei, wie störend es ist, Uniform zu tragen, weil man mehr bemerkt wird, als es an solchen Orten paßt. Mir war aber recht tröstlich in der Seele, ich seufzte, mit

Dir in einem freieren und einfältigeren Stande zu leben, und hoffte es auch zu Gott, der uns bisher so gnädig geführt hat. Es war heute ein Dankfest wegen der Siege in Frankreich. Früher, um 10 Uhr machten wir dem Fürsten unsere Aufwartung, d. h. stehend in der Entfernung an der Thür; denke ja nicht, daß an unsereins das Wort gerichtet wird, — dann gingen wir mit in den Saal, wo der griechische Gottesdienst gehalten wird. Es ist eine sonderbare Feierlichkeit, die fast in lauter Gesang besteht. Der Priester hat nur ein kleines Kreuz, womit er segnet, und was Alle zuletzt küssen. Die Russen sind aber sehr andächtig; einmal kniete Alles, was ich bei früheren Andachten noch nicht gesehen.

Von unseren Freiwilligen, deren sich über 3000 gemeldet, sind jetzt 800 ausgeblieben. Ueberhaupt ist der Geist eigentlich gar nicht allgemein gut. Wenn solche Anregungen wie die Schlacht von Leipzig nicht da sind, versinkt Alles in die unglaublichste Philisterei wieder. Freilich sind die hiesigen öffentlichen Orte nicht die Sammelplätze von Geistern, aber es ist unglaublich, unter wie vielen man auch nicht Einen findet, der sich nur etwas für den Zeitpunkt mehr interessirte, als eben die gemächlichste Bequemlichkeit verstattet. Wenn einer einen Robber Whist verliert, schreit Alles durch-

einander, aber über Napoleon's verlorene Schlacht wird nur gezischelt und gemurmelt."

42. Kirchenbesuch. — Irreligiösität. — Pommern. — Die Verbündeten nach Wien.

— Den 17. Februar 1814. „Du fragst mich auch, ob ich bloß der schönen Musik wegen in die Kirche gehe? Aus dem, was ich Dir gestern zufällig geschrieben, siehst Du, daß leider die Musik die Hauptsache in jener Kirche ist. Zwar kann eine fromme Seele überall fromm sein, und ich kränke mich sehr darüber, daß ich es hier nicht innerlich so bin, wie ich es sein möchte; allein das wüste Leben, die ewigen Geschäfte, Sorgen und Verdruß, worüber man oft nicht weiß ob Sonntag ist; der Anblick einer größtentheils thörichten Menge, die nicht weiß, daß sie in einer Kirche ist, verbittert den Ort auch noch so, daß ich selten innerlich so beten konnte, wie sonst und in Wien. Aber gestern war mir recht zuversichtlich um's Herz und ich hoffe zu Gottes Gnade, daß er mich bald aus dieser herzlosen Lage versetzen wird. Wie lieb ist mir die Erinnerung an die Kirchen in Wien, die durch andächtige Gemeinden so feierlich werden; wie glücklich ist Euer Leben, wo die Geschäfte mehr Besinnung lassen. Und doch ist noch etwas Gutes dabei, daß ich jetzt nicht so ganz fühle, sonst hielte ich es gar nicht aus.

Sollte sich wider Vermuthen der Krieg in die Länge ziehen, so suche ich auf jeden Fall ins Hoflager zu gehen, denn in diesem Lande wird es wohl nichts mit mir, ehe nicht alles anders wird. Unter der leersten Behaglichkeit und einer unangenehmen Gescheidtheit wuchern alle Uebel der Irreligiösität.

Von meinen liebsten Eltern erwarte ich wegen der Abtretung von Pommern an Dänemark keine heiteren Briefe, und es ist auch recht häßlich und unangenehm, obgleich es leider wahr ist, daß man in Pommern immer sehr französisch gesinnt war, und da kommt immer auf irgend eine Art die Büßung nach.

Von einer guten Quelle habe ich gehört, daß in Wien viele Anstalten zur Aufnahme der hohen Verbündeten gemacht werden. Ich hoffe gewiß, alsdann auch nach Wien kommen zu können, weil das Organisations-Geschäft bis dahin geendet oder so gering ist, daß jeder Andere es übernehmen kann, und ich bin froh keine bestimmte Anstellung zu haben, die meine Abwesenheit nicht verstatten würde."

43. Ausbleiben der Freiwilligen. — Der Friede in Wien und die Weisheit Oesterreichs.

— Den 22. Februar 1814. „Von unsern Freiwilligen sind an 800 ausgeblieben. Ist das nicht rühmlich und angenehm? Ueberdem ist es nicht so bei

uns zugegangen, um den Credit des Volkes in dem Maße zu gewinnen, als diese Unternehmung erforderte, und ist also für Jemand, der nicht kleinlichen Ehrgeiz in ein Titelchen oder Compagniechen setzt, nicht viel Freude dabei.

Man hatte hier sonderbare Nachrichten von einem nahen Frieden; auch von einem diplomatischen Diner, was Vicenza in Chatillon gegeben haben sollte. Die Sache ist so groß, wenn man sich nur ein wenig auf Alles das besinnt, was die Welt von diesem Frieden erwartet, daß man nur auf die Gnade Gottes, die bisher führte, hoffen kann! Und ich freue mich von Herzen, daß in Wien der Friede weiter gemacht wird; denn bei allem Heldenthum der preußischen Nation sieht man doch keine größere Bürgschaft für die Zukunft Deutschlands als in der Macht und Weisheit Oesterreichs."

44. Eigentliche Bestimmung der Väter. — Shakespeare-Lectüre.

— Den 27. Februar 1814. „Wie wenig weiß man doch, welch' ein Schatz eine gute Frau ist, und wie überglücklich machst Du mich damit, daß Du so ein Mutterherz hast. Jetzt können wir erst das Herzlose davon verstehen: „Madame votre enfant crie!" Und die armen Menschen können doch eigentlich nichts

dafür, da es ihnen so angelernt wird. Ich würde, statt Frau und Kind zur Nebensache zu machen, geradezu behaupten, daß die mehrsten Väter zu nichts anderem auf der Welt sind, sich nichts höheres rühmen können, als — gute Kinder zu erziehen! Selbst der Priester, der Einzige, der zum ehelosen Stande bestimmt ist, muß doch auch suchen, Kinder des Glaubens zu erziehen, und ganz zu Werke gehen, wie Vater und Mutter . . .

Ich lese jetzt den Shakespeare, da ich doch viel allein bin und nicht immer meinen Phantasien nachhängen mag; so angenehm und hoffnungsreich diese auch jetzt sind, will ich mir doch das Phantasiren und Träumen abgewöhnen und jeden Augenblick mit etwas Bestimmtem ausfüllen, weil ich damit einem alten Fehler abzuhelfen glaube."

45. Blücher's Sieg. — Unser Banner gehört zu Kaiser Alexander's Garde. — Freude über Oesterreichs Stellung. — Irreligiösität. — Verbündete in Paris.

— Den 9. März 1814. . . . „Eben verlassen mich ($^1/_2$ 8 Uhr Abends) meine besuchenden Freunde und haben mir die große Freude der Sieges-Nachricht Blücher's, die heute mit einem Courier gekommen, mitgebracht. Gott sei Dank!! Und abermals Ihm allein Dank und Ehre! Ich möchte sagen wie

Agnes Sorell: „Wir haben gesiegt, o himmlische Musik des Wortes.“

Unser Banner hat heute auch eine fröhliche Botschaft erhalten; der Kaiser Alexander hat ihn nämlich bestimmt, zu seiner Garde zu gehören. Versteht sich nur für die Dauer des Krieges. Im Ganzen hat es das Gute, daß die Sache wieder mehr Werth kriegt, da sie bisher durch Saumseligkeit sehr in den Hintergrund zu gerathen schien.

... Es freut mich immer, wenn Du mir von den großen Vorbereitungen erzählest, die in Wien gemacht werden, nicht bloß des Friedens wegen, auf den sie hindeuten, sondern wegen des Glanzes und der Würde, die Oesterreich bei diesem Frieden hoffentlich zu den anderen Mächten einnehmen wird, die ihm gebühren; und bei Bestimmungen der inneren Verhältnisse Deutschlands hoffe ich Alles von der Weisheit Oesterreichs, die es in diesem Kriege so schön bewiesen hat.

Heute ist hier Bußtag und bei Polizeistrafe verboten zu arbeiten. Das ist auch nöthig, denn so viel Anlaß die hiesigen Leutchen auch zur Buße oder wenigstens zur Besinnung hätten, gehen sie doch nicht ungezwungen daran. Was die Religiösität betrifft, da sieht es hier schlecht aus. Sie bilden sich ein, sehr aufgeklärt und gescheidt zu sein, und sind eben

deßhalb noch mehr Napoleon-Anhänger, als man anderswo findet.

Wenn die Hauptarmee den Vortheilen, die Blücher errungen, von dieser Seite folgt, so können die Verbündeten heute in Paris sein. Welches Ende wird die Sache Frankreichs, und welches wird Napoleon nehmen?"

46. Mein Verbleiben in Dresden als Chef de bureau. — Mademoiselle Winkel. — Besetzung von Paris. — Auszeichnung des Banners.

— Den 13. März 1814. „Heute hat mir der General die schriftliche Ordre zugeschickt, daß ich auf Befehl des Fürsten hier als Chef de bureau zurückbleiben soll. Er geht übermorgen schon ab, und wie es heißt, gerade ins russische Hauptquartier. Für mich hat die erhaltene Bestimmung das Gute, das es auf Befehl des Fürsten geschieht, und es also nicht scheinen kann, als wollte ich nicht mit. Uebrigens habe ich für den jetzigen Augenblick keine andere Aussicht oder Existenz zu suchen, denn die wird sich wol erst sicher beim Frieden ergeben. Alles ist bis dahin veränderlich, und deßhalb mache ich mir auch nichts daraus, daß der General nicht Gouvernementsrath bleibt (was er natürlich aufgibt, indem er marschirt). Wer weiß auch, ob ich hier bleiben soll, und beim Frieden werde ich doch Alles bei meinen eigentlichen Gönnern

suchen und finden, oder richtiger, Gott wird es machen!!

Der General hat denn auch gestern wegen der sicheren fortwährenden Auszahlung meines Gehaltes einen Vortrag beim Fürsten gemacht. Diese Sorgfalt ist recht edel und schön von ihm, und ich weiß auch, daß ich gewiß bei ihm etwas gelte. Du siehst also, daß meine Bestimmung vor der Hand ist: ruhig hier zu bleiben. Lange kann der Friede nicht zögern, und dann geht's zu Dir!

... Sag' doch Hartmann, daß die bekannte oder berühmte Fräulein Winkel, wie ich dieser Tage mit Verwunderung hörte, hier ist und Stunden giebt im Harfenspiel, Declamation, Tambourin, Attituden und dergleichen. So hat diese unglückliche talentvolle Muse geendet. Sie läßt sich in den Concerten, die Sonnabend Abends beim Fürsten sind, hören und tritt womöglich sieben Mal an Einem Abend auf. Diese Concerte und Soupers sind Alles, was hier von geselligen Vereinigungen statt hat. Sonst existirt kein geselliges Leben, höchstens ganz enge bekannte Zirkel. Ob bloß Geldmangel oder andere Gründe dies verursachen, ist eine Frage.

Fortsetzung am 15. März. Der Fürst hat heute gesagt, die Sachsen hätten die erste Barrière von Paris besetzt. Der heutigen „Nürnberger Zeitung" nach scheint viel von Frieden und Waffenstillstand die Rede zu sein.

Nun der Allmächtige, Allgnädige und Allweise Gott macht es!!

Der Fürst ist General-Lieutenant geworden und hat den Officieren, die ihn dazu gratulirten, gesagt, er habe es dem Banner zuzuschreiben, welches dem russischen Kaiser so sehr gefallen. Ein sonderbares großes Glück liegt immer dabei, da der Kaiser außer einem Officier und einem Oberjäger noch Niemand vom Banner gesehen."

47. Einschränkung meines Bureaupersonales. — Meine Muße. — Akademie der bildenden Künste. — Neues Quartier. — Fußpartie.

— Den 18. März 1814. „Mein Bureau-Personal wird etwas beschränkt, weil es nicht mehr so viel zu thun giebt, ich behalte aber meinen Stock, der den Titel von Secretär gekriegt hat und einen Registrator. Auch habe ich mir Berlepsch als Beistand ausgemacht, der, wenn ich bei der Friedens-Nachricht zu Dir reise, dann gleich meine Stelle vertreten kann.

Ich werde jetzt meine Muße regelmäßiger ausfüllen und nur die festgesetzten Stunden auf dem Bureau sein; außerdem zu Hause Zeichnungen machen, Latein treiben, Ausgehen und Reiten, und Alles wird mit der guten Jahreszeit hier angenehmer werden, bis dann endlich der ersehnte segensreiche Friede da sein wird.

Mit der Akademie der Künste sollen jetzt viele Veränderungen geschehen. Sage Hartmann, daß das Blockhaus in Neustadt jetzt als Lokale dazu eingerichtet werden soll. In acht Tagen wird die Ausstellung eröffnet, welche Hartmann, als Secretär der Akademie, anordnet. Ich freue mich recht darauf, mal die Früchte der hiesigen Künstler beisammen zu sehen.

... Mein neues Quartier, was ich beziehen werde, soll sehr hübsch freundlich und reinlich sein. Es ist nach dem Markte hinaus, ganz nahe beim Bureau im 1. Stock, und ich habe auch einen Stall für das Pferd.

Nachmittags habe ich meinen alten Freund Fridrich besucht und mit ihm für die schönen Tage des Frühlings eine Fußpartie verabredet, worauf wir die hübschen sächsischen Gegenden besuchen wollen, welche an der böhmischen Grenze liegen, und von da den Rückweg über Töplitz nehmen."

48. Meine Lage und Stein. — Vergeltungszug kein Kampf. — Innere Fröhlichkeit.

— Den 22. März 1814. „Du weißt, daß ich jetzt nicht soviel um eine Aenderung meiner Lage gebe, besonders weil die Sache sich doch sehr bald im Großen entscheiden mag und Alles bis dorthin vorläufig und ziemlich gleichgültig ist. Indessen wollen

wir sehen, was der Herr schickt — nur glaube ich kaum, daß sich was anders jetzt ergeben soll. Stein's Thätigkeit scheint eben nicht gesegnet zu sein, so daß ich nach seiner Umgebung nicht verlange. Auch möchte mir auf einem andern Posten die Reise zu Dir beim Frieden nicht so leicht sein, als von hier. Bei einem preußischen Gouvernement in den französischen Provinzen ist es nun wol ganz prekär.

Ich bin unsäglich gespannt, ob wir nach Paris kommen. Es mag zwar nicht der Weg zum Frieden sein, wohl aber eine erklärtere Züchtigung der Franzosen. Mir scheint es immer mehr, als ob dieser ganze Krieg weniger ein Kampf als ein Vergeltungszug ist, der über die Franzosen kommt, und daß aus diesem Grunde die Verbündeten weiter vordringen, als es ihre so oft ausgesprochene Absicht erheischt. Der Herr spricht: „Ich will vergelten, mein ist die Rache!"

... Einen guten und so schönen Morgen als den, wünsche ich Dir, an welchem ich Dir dieses schreibe. Könnte ich Dir die Wonne meiner Seele sagen, die aus so viel Freuden gewebt ist. Gottes Gnade, die mir so viel Glück mit Dir gegeben, die sich in der Zeit so errettend verherrlichet, mir meinen heiteren Sinn wiedergab, und sich in diesen sonnigen Tagen so liebreich auf die Erde niederläßt; — das Leben ist wieder eine

große Freude geworden. Mir ist heute Früh eingefallen, daß man wohl die Natur mit ihren Schönheiten deßhalb so liebt, weil sie immer ein getreuer Spiegel des Herrn ist, und daß diese Aehnlichkeit jedem menschlichen Gemüthe heimlich wohlthue. Ist der Himmel freundlich, so sonnt sich die Flur, die Wasser spiegeln, und der Mensch ruht gerne in der feiernden Natur. Stürmt es, so beugt sich gehorsam der Halm und der Baum, das Meer treibt seine Wogen, und Alles gehorcht getreulich. Die Natur begegnet nie unfreundlich ihrem Herrn, wenn Er freundlich ist — wie es leider unter Menschen oft geschieht, die ihren Herrn so wenig als die Liebe zu einander erkennen. Aus dieser Andacht der Natur, glaube ich, entsteht ihre rührende Wirkung auf uns.

Ich wollte, ich könnte Dir von der reichen Aussicht meiner Fenster eine Beschreibung machen. Die Morgensonne scheint immer recht lustig in das Gewimmel der Landleute, die mit frischen Gemüsen den Platz beleben. Eine Lerche im Nachbarhause schlägt so frohlockend, daß ich mich in die grünen thauigen Saaten des Frühlings hinaus denke, und gerade wo die Morgensonne jetzt so freundlich her scheint, liegt Prag und weiter Wien."

49. Stimmung für Napoleon. — Aachen. — Ueble Stimmung gegen den Banner. — Geist der Dresdener. — Die Juden am Markt.

— Den 24. März 1814. . . . „Es ist unglaublich, wie viel Anhänger Napoleon hier hat, und die Stille, welche bisher stattfand, legten diese mit jedem Tag lauter zu seinen Gunsten aus. Natürlich thut die Anhänglichkeit des Königs an Napoleon sehr viel dazu; indessen ist ein deutscher Sinn weniger allgemein hier als in anderen Städten. Die unglückliche Höflichkeit hat soviel Falschheit und Gescheidtthun hineingebracht, daß das schlichte Deutsche schwer hineinkommt.

Was Du mir über meine Bestimmung nach Aachen schreibst, ist mir freilich etwas fremd vorgekommen. Laß Dich, was ich letzthin über mein Hierbleiben Resignirtes schrieb, nicht anfechten; Du weißt, daß ich Alles mit Ergebung aufnehme, und es ist wahr, wenn der Krieg länger dauern sollte, hätte ich hier in Abwesenheit des Generals weder eine angenehme Existenz noch viel zu hoffen. Meine ganze Hoffnung war auch dahin gerichtet, beim Frieden in Wien, durch Humboldt oder Hippel meine Bestimmung zu erhalten.

Denn hier nimmt jetzt eine Partei überhand, die Allem, was zum Banner gehört, sehr ungünstig ist. Schon regnet es Orden auf alle, die in Landwehr-Angelegenheiten arbeiteten. Aber es ist mir lieb, daß

unser General Carlowitz nicht (wie General Vieth) seine Partei auf diese Weise begünstigt, denn wer möchte mit gutem Gewissen einen Orden tragen, der so wenig erworben ist. Ueberdem ist es kein segensreiches Zeichen, wenn diese Auszeichnungen ihren Werth so verlieren.

... Beim Lichte besehen, ist hier kein eigentlich angenehmes Leben zu erwarten, so sehr man es sich durch die einzigen Kunstschätze und die liebliche Gegend sonst machen könnte. Der Geist der Leute ist im Ganzen zu widrig, — eigentliche Lohnlakaienseelen — und merkwürdig ist, daß Freund wie Feind die Sachsen weder lieben noch achten. Selbst die gemeinen Russen, die weder vom Charakter der Leute noch von der politischen Rolle des Landes was wissen, haben innig erklärten Unwillen gegen die Sachsen, woraus viele Excesse entstehen, die man anderen Zufälligkeiten zuschreibt. Jetzt kommt nun noch die thörichte Jagd nach Auszeichnungen dazu — (die bei wenig Patriotismus, der jetzt nichts mehr als Pflicht ist, gar widrig ist), so daß der deutsche schlichte Sinn, den die tragische Zeit doch gewiß überall hervorbringt, hier am wenigsten gefunden wird.

... Alle Morgen macht mir das Getümmel des Marktes vor meinen Fenstern neuen Spaß. Der mittlere Theil ist mit Landleuten angefüllt, die frische Gemüse

u. dgl. m. bringen. Die Weiber haben alle weiße oder bunte Tücher um den Kopf, so daß die stete Bewegung dieser vielen bunten Punkte etwas Angenehmes hat. ... Am meisten belustigen mich die Juden, die unter meinem Fenster einen Sammelplatz haben. Immer, wenn auch nur zwei miteinander sprechen, ist es, als ob sie wen verriethen."

50. Entscheidung über meine Bestimmung. — Ueber Göttingen.

— Den 27. März 1814. „Noch ehe ich Deinen Brief erhalten, ist meine Sache schon entschieden, da der Minister Stein deßhalb gerade an den Fürsten hier geschrieben hat. Heute erhielt ich ein Schreiben von General Vieth, als Chef des Militär-Departements, daß der Minister Stein den Gouverveur ersucht habe, mir zu eröffnen, daß ich mich nach Aachen zum preußischen Staatsrath v. Sack begeben möge, um bei dem dortigen Gouvernement in ähnlichen Civil- oder Militär-Angelegenheiten, wie bisher in Sachsen, verwendet zu werden.

Diese officielle Art, welche ebenso sehr eine Ordre als eine Bekanntmachung ist, setzt nun alles Erwägen bei Seite, und so geschehe es denn in Gottes Namen! Seine Wege und Seine Gnade seien gepriesen! Es ist wieder ganz anders gekommen, wie ich dachte, und also rechne ich es keiner menschlichen Fügung zu. Ich

erwartete mir eine Art Antrag durch Pilat oder Carl, so daß sich die Sache überlegen ließe, indessen wenn es sein soll, so ist es am Besten, wie es mir zugekommen. Und so wie ich nun ganz damit zufrieden bin, hoffe ich es auch von Dir. Ich werde aber erst in 8 Tagen abziehen, da ich noch viel zu besorgen habe. ... Eine sehr versprechende Hoffnung ist mir, daß der Staatsrath Sack ein Preuße ist, wobei sich für die Folge mehr gewinnen läßt. ... Es ist nicht vergebens, daß ich hier war. Das habe ich jetzt oft gefühlt, neben dem Bewußtsein, daß ich hier nicht bleiben würde; aber die Erfahrungen von hier werden mir überall viel nützen, und für meine innere Erhebung darf ich gewiß etwas davon hoffen, in eine der hochgewürdigten Provinzen zu kommen, die noch viel vom altdeutschen Geist haben müssen, d. h. Aachen in seinen Gebäuden und Erinnerungen; dagegen ich hier die allerkleinlichste Philisterei hinterlasse, die wenig Theil an der Größe und Herrlichkeit der neuen Gesinnung haben wird."

51. Gehaltsvorschuß. — Mein Diener. — Staatsrath Sack. — Der Königstein. — Gratulation zum Avancement. — Durchmarsch von Kosaken.

— Den 28. März 1814. „Ich glaube gewiß, daß meine Anstellung beim Staatsrath Sack nicht

bloß auf sein jetziges Gouvernement in Aachen berechnet ist, — doch was theile ich Dir all' diese Vermuthungen mit, da Du nun schon das Gewissere wissen wirst. Der General will mir einen Gehaltsvorschuß von einigen Monaten beim Fürsten auswirken, so daß ich gut versehen die Reise antrete. Ob ich über Göttingen werde gehen können, so gern ich es möchte, weiß ich deßhalb noch nicht, weil die Marschrouten der Vorspann fuhren von den Etappen-Bureaux bestimmt werden.

Ich werde statt meines Schulze, der immer noch nicht gesund ist, einen anderen sehr treuen alten Soldaten, Namens Kienlang, mitnehmen, der mich auch schon bisher bediente. Ich werde ihn kleiden müssen, indessen ist ein Mensch mir doch nöthig, und ein recht treuer viel werth.

Fortsetzung am 29. März. Was ich vom Staatsrath Sack höre, freut mich sehr. Er soll ein geistvoller Mann sein, der dabei nicht vornehm ist, wo man sich also heran arbeiten kann.

Unter die unglaublichen Erbärmlichkeiten gehört auch die, daß die Neutralität des Königsteins bis auf den heutigen Tag nicht eigentlich aufgehoben ist. Obgleich der General Warnsdorf, der Commandant desselben, alle Vorräthe verabfolgen läßt, auch von hier Geld zur Löhnung der Leute empfängt, thut er doch noch so, als ob

er das Gouvernement nicht anerkenne. So ist nun hier in jeder Classe eine Rücksicht und Vorsicht, die nichts als Falschheit und Augendienerei hervorbringt und dem Charakter, der sich jetzt befestigen soll, ganz entgegenwirkt. Weil der König nicht Deutscher ist, so verhindert die zum Theil rechtliche Anhänglichkeit seiner bisherigen Diener das Erheben zu einer deutschen Denkungsart. Erzähle doch das wegen des Königsteins auch Schlegel. Er wird lachen.

... Es zeigt recht die thörichte Seite so vieler Menschen, die mir alle dazu als zu einem bloßen Avancement gratuliren, worauf ich dann erwidere: Das wisse ich nicht, indessen sei es mir lieb und meiner anfänglichen Bestimmung gemäß, wieder bei einer preußischen Behörde angestellt zu werden.

Ich bin jetzt wieder in eine völlige Leere der Erwartung versetzt und wie ein Reisender. Dieser Ort interessirt mich wenig mehr, und das Neue ist noch fremd.

Eben gingen vier Regimenter Kosaken hier durch, die sehr hübsche phantastische Fahnen hatten, wie ich sie immer schon im Gegensatz mit den sentimentalen dachte, die hier gemacht wurden. Auch preußische Uhlanen und Landwehr zog heute durch. Ich tröste mich immer damit, daß der Krieg weniger blutig für uns als drückend für die Franzosen wird."

52. Preußische Landwehr und Pracht des Banners. — Eifersucht. — Sentenz. — Brief an Sack. — Stille in den Zeitungen.

— Den 31. März 1814. „Eben ist ein Bataillon preußischer Landwehr vor meinen Fenstern aufgestellt, welches heute weggeht. Es kam mit einer armseligen Dorfmusik und die ganze Kleidung ist so schlicht und anspruchslos, daß man nicht ohne Rührung an die großen Heldenthaten dieses äußerlich so bescheidenen Heeres denken kann. Dagegen macht die Pracht unseres Banners einen unwilligen Eindruck. Leider hat man die Schönheit der Uniform vielleicht als Reizmittel angewendet, mehr Freiwillige zu kriegen. Die Thorheit der jungen Leute übertreibt es noch mehr. Einer unserer Husarenofficiere hat sich hier gekleidet und 800 Thaler daran gewendet. Was werden die soliden Oesterreicher und Preußen dazu sagen, daß so viel Mittel zu so entbehrlichem Prunk verthan sind. Sachsen hat ungeheure Kosten daran gewendet, seine Landesvertheidigung unnöthig gut zu kleiden. — Wie empfindlich ist es im Grunde, daß der Banner, welcher noch nichts that, bloß wegen des Kaisers Alexander Wohlgefallen an der Uniform zur Garde erhoben wird, während die Helden bescheiden zurückstehen. Es liegt in der ganzen Begebenheit etwas innerlich so Unbilliges und Eitles, daß ich um deswillen froh bin wegzukommen.

Was macht denn der hoppentatschige B.? Du hast mir in dem letzten Brief soviel von Eifersucht vorgesprochen, daß ich am Ende mich nach Jemand umsehe, auf welchen ich wohl entfernt ein bischen eifersüchteln könnte. Allein bei meinem jetzigen Schnauzbart und türkischen Säbel ist nicht mit mir zu spaßen.

... Es geht den Reichen oder allen solchen, die sich auf ein „Haben" steifen, schwer an, sich durch die kleine Pforte der Demuth und Bescheidenheit zu bücken, hinter welcher sich das Himmelreich aufthut. Sie stolziren und blähen sich wie die Puter, die Abends in einen schmutzigen Stall müssen!

... Ich hatte heute Gelegenheit gehabt, mit einem Courier an meinen Chef, den Staatsrath v. Sack, zu schreiben und ihm von der Ursache meiner langsamen Reise Nachricht zu geben, damit er es nicht als Mangel an Eifer annimmt; im Gegentheil suchte ich anzudeuten, wie glücklich mich diese Versetzung mache, und er wird auch wohl schon soviel von hier gehört haben, um es ganz zu verstehen.

Der Geist, der hier nach des Generals Abgang auftreten wird, ist gar nicht der Zeit angemessen und hilft diesem armen Lande auch von dieser Seite nicht aus der moralischen Misère. Gott ändere es!

Es ist jetzt wieder recht still in den Zeitungen, und wird also gewiß etwas recht Starkes kund werden. Wie die Zeit doch so ganz aus der gleichmäßigen Gemächlichkeit heraus ist, entweder Leere oder Fülle. So wird das Große vorbereitet, was der Friede bringt, das weder leer noch schreckhaft sein wird, sondern ein bleibendes Wohl."

53. Beendigung meines Geschäftes im Bureau. — Religiöser Chef. — Donische Kosaken. — Unglauben. — Anekdote. — Galerie.

— Den 5. April 1814. „Nun bin ich insofern frei, daß mein Bureaugeschäft abgegeben ist. Ich habe heute schriftlich um die Ernennung meines Nachfolgers ersucht. Nun bin ich einen großen Stein los.

Ich kann Dir meine Freude über Alles, was ich aus Aachen lese, nicht sagen. So war in der gestrigen „Berliner Zeitung" eine Nachricht von den Andachten, welche dort für den Frieden geschähen. Schon die Andeutung eines religiösen Interesses meines künftigen Chefs nimmt mich so für ihn ein, als ich sein Schicksal zuverlässig und meine Aussichten bei ihm hoffnungsreich halte. Wer dem Herrn die Ehre gibt, den verläßt der Herr gewiß nicht!!

Gestern gingen an 3000 Mann russischer Cavallerie, nebst vielen seltsamen Baschkiren hier durch. Ich möchte, daß Du einmal einen recht ordentlichen

donischen Kosaken sähest. Ich finde, es ist ein sehr hübsches, zweckmäßiges Costüm, was mit dem französischen auch nichts gemein hat.

... Gott sei Dank, daß es mich manchmal trifft, mit den sogenannten gescheidten Leuten über das Christenthum zu sprechen, und wenn ich auch nicht die Gabe oder die Ehre habe, sie zu überzeugen, so merken sie doch, daß eines Menschen Seele noch etwas Anderes lebendig erfüllt, als ihre freudlosen Zweifel. Es liegt gar viel an der Erziehung. Gottesfurcht und Ehrfurcht vor Landesherrn und Eltern müssen den Kindern eingepflanzt werden. Es ist wirklich auffallend, wie in katholischen Staaten, wo die Erziehung doch noch religiöser ist, der Verstand viel bescheidener bleibt. Hier z. B. kommen die Menschen nun beinahe dahin, daß sie aus Gefälligkeit zugeben, es ist ein Gott (wie die französische National-Versammlung auch durch ein Decret bekannt machte, es sei ein Gott). Aber in der eigentlich ungläubigen, unwilligen Art liegt gerade so viel, als wenn sie sagten, Landesherr und Gott sind nothwendige, unbequeme Dinge. Und sie müssen dies in der Steifheit des störrischen Verstandes thun, weil es ihrer demüthigen, kindlichen Seele nicht eingepflanzt ist. Die Kinder sind hier auch unangenehm unbescheiden und altklug, obgleich es bei der gutmüthig scheinenden

Sentimentalität nicht offen am Tage liegt. Wie unsere guten Voreltern sagten: Lesen, Schreiben und Katechismus müssen die Kinder zuerst wissen, ehe ihre Seelen mit den Spielereien des Verstandes angefüllt werden. In unseren kleineren Städten und auf dem Lande, wo noch nicht die aufgeklärten Prediger sind, ist es auch besser. Daher fassen die Landleute und kleinen Bürger den Sinn dieser Zeit viel richtiger als die gescheidten Großstädter.

Eine allerliebste Anekdote ist diese: Vor ein paar Tagen kam ein Baschkirenregiment hier durch und bestand aus den seltsamsten chinesischen Caricaturen, so daß die gebildete Dresdener Welt sie für Affen und dergleichen Vieh erklärte. Ich weiß nicht, welches die Veranlassung war, daß einer dieser Baschkiren erklärt hat, die Einwohner hier wären dumm. Nun kannst Du Dir denken, welchen Spaß man darin findet, und Niemand ahnt, daß der Tartar auf seine Weise doch Recht haben kann.

Auf der Ausstellung habe ich erst ein Paar Minuten sein können, und ebenso nur eine Viertelstunde auf der herrlichen Galerie. Ich werde wieder gleichsam aus Dresden entrückt. Es gehe wie Gott will, ich denke mit dem Apostel: „Laß das, was hinter Dir liegen bleiben soll, und strebe dem vorstehenden Ziele nach.“

54. Karoli'sches Haus. — Meine Abreise. — Ueber Göttingen. — Einzug der Verbündeten in Paris. — Indifferente Stimmung. — Meine Reise. — Respectable Gassenjungen.

— Den 9. April 1814. ... „Daß Ferdinand Ollivier in das Karoli'sche Haus zieht, ist wirklich eine so veränderte Scene, daß sie nur in der ungeheueren Veränderung dieser ganzen Anstalt verschwindet. Mir fällt oft ein, wozu doch diese große Unternehmung gedient habe? Wir können nur Gott dafür danken, denn er hat uns damit vereiniget; aber wie die Folgen davon in Müller's Schicksal fortgehen werden, bin ich sehr erwartungsvoll.

Mit meiner Reise wäre es nun entschieden. Der Fürst hat mir 100 Thlr. Reisegeld bewilligt, aber meine Versetzung nach Aachen vor der Hand nur als einen Auftrag angesehen, und mir dazu 6 Wochen Urlaub ertheilt, binnen welcher Zeit sich ergeben muß, ob ich dort wirklich angestellt und hier zu entlassen bin. Das mag nun so hingehen. Der General ist übrigens mit mir einig, daß jede Anstellung in Preußen vorzüglicher ist, und daß ich, sobald sich diese dort ausgemittelt, hier meinen Abschied fordere.

Ob ich über Göttingen gehen kann (zum Besuch der Schwieger-Eltern), weiß ich nun nicht eher, bis ich meine Marschroute kriege.

Fortsetzung am 10. April 1814. Ich gehe über Göttingen. Eben habe ich meine Marschroute dahin bekommen. Von da über Cassel weiter nach Cöln.

Fortsetzung am 11. April 1814, Oster-Montag ... Wir sind in Paris. Gestern Nachmittag kam der Courier. Die Kanonen wurden gelöset. Abends die Stadt illuminirt. Obwol ich nicht glaube, daß wir lange darin bleiben, um ihn wieder aufzusuchen, so ist es doch eine gewaltige Begebenheit, die wir erst in der Folge Gott recht verdanken können. Wenn es nicht gleich Friede wird, so ist doch viel damit geschehen. Glaubst Du aber wohl, daß hier gar kein rechter Jubel war. Wo der Fürst ging, riefen die Jungen Vivat. Auf der place de repos (freilich eine Philistergesellschaft) waren kaum 2 Menschen etwas lebhafter als sonst. Die Whisttische, alles ging seinen mechanischen Gang; ja ein junger Garde-Officier sagte, es sei ihm ganz gleichgültig, er bekümmere sich nicht um politische Dinge. So dumm er auch sein mag, so ist doch jeder preußische Tambour interessirter und interessanter. Du wirst darin schon einen Zug von der unglaublich nichtswürdigen Neutralität sehen.

Mit meiner Reise bin ich nun expedirt. Ich gehe von hier über Leipzig, Merseburg, Eisleben, Sangershausen, Roßla, Nordhausen, Duderstadt, Göttingen.

Es kommt nur auf die Bereitschaft der Wagen und schnelles Fahren an, wie bald ich hinkomme.

Zu meiner früheren Anekdote von der Gleichgültigkeit, muß ich Dir auch etwas von den Gassenjungen erzählen, die sich nach hiesiger Art respectabel auszeichneten. Nicht allein, daß sie diese Nacht bis 2 Uhr vor des Fürsten Hause Hurrah schrien, bis sie durch Kosaken vertrieben wurden, aber gestern Abends hätten sie auf der Elbebrücke bald Einen von den Altklugen, Rücksichtsvollen, in die kühlen Fluthen spedirt, weil er sich die unmaßgebliche Aeußerung erlaubte: „wenn nur Alles wirklich wahr wäre!"

55. Mein letzter Spaziergang. — Bewegliche Standpunkte. — Reisevorbereitungen.

— Den 13. April 1814. . . . „Ich machte gestern Abend noch einen Spaziergang nach dem Linkischen Bade, wo die Ansicht der Stadt über die spiegelnde Elbe, überall die bunten Züge und Gruppen von Spaziergängen, das sanft gelehnte Weingebirge mit zahllosen Winzerhäusern und Villen und zuletzt die pfeilerartigen Felsen in der Ferne, worauf der Königstein liegt, und ganz weit die großen lang gestreckten böhmischen Gebirge, reizend hervortreten. Größe und Milde mischen sich unendlich interessant. Wenn die Menschen nur erst mehr Leben kriegen, ist Dresden

wol der angenehmste Ort in Deutschland. Man sagt hie und da, daß es preußisch wird. Dann möchte ich schon her, und in meinem neuen Kreise würde sich das auch besser einleiten, als in meiner bisherigen Stelle, wo bald kein Hahn nach mir krähen würde.

Es ist mir ganz wunderlich, nach Göttingen zu kommen. Meine Abreise von hier, worüber meine Freunde viel Wesens machen, ist mir weiter gar nicht bedeutend. Bis jetzt sind alle Standpunkte noch so beweglich, daß ich mich nirgends als ruhend ansehen werde, wo ich nicht die Bestätigung für die Zukunft und die innere Solidität der Sache selbst sehen werde.

Fortsetzung am 14. April 1814. In zwei Stunden reise ich ab. Man fühlt recht, wie die Zuversicht zu Gott und die Liebe auf Erden sich in die weiteste Ferne mit gleicher Kraft dehnt, und daß daher die Gleichgültigkeit entsteht, ob man sich einige Meilen weiter entfernt oder nicht.

Wegen meiner Reise kannst Du ruhig sein. Mein alter treuer Kienland sorgt recht gut für Alles und packt eben, daß er schwitzt. Meine Börse besteht aus 70 Dukaten (in Deinem grünen Beutelchen, das Du mir in Paris machtest). Da ich wenig mit Post und meist mit Etappen zu reisen denke, werde ich ein gut Theil daran ersparen."

VI. In Aachen.

56. Auf der Reise.

Waldheim, 14. April, Abends 9 Uhr. ... „Du kannst nicht glauben, wie wohl und seltsam mir das Herauskommen in die weite Welt nach so langem regen Bureauleben vorkam, und um so wohler, da es ein himmlischer Tag war, auf den Aeckern zum Theil fröhlich gepflügt und gesäet wurde, von den grünenden Bäumen die Vögelchen hin und wieder flogen, und wenn der polternde Wagen einmal still stand, aus der Höhe die Chöre der kleinen Lerchen niederschallten. Freilich um Dresden ist die Gegend sehr verwüstet, keine Wintersaat zu sehen, und die armen Leute müssen ohne Vieh den Acker mühsam umgraben. Aber von Nossen bis hier ist die alte Anmuth und Wohlhabenheit Sachsens noch sichtbar und überdieß eine sehr hübsche und abwechselnde Gegend.

Nun bin ich auch ganz in die edle Classe der Einzuquartierenden und sich Speisenlassenden verfallen. Da giebt's allerlei Bemerkungen und Erfahrungen zu machen, mitunter auch schlecht und gut zu essen 2c. 2c."

57. Die erwachende Natur.

Leipzig, 16. April 1814. ... „Sind es meine erfrischten Sinne oder ist es das tiefer erkannte Leben

der Erde, ich habe das Erwachen und Aufblühen der Natur nie stärker empfunden. Welche immer erhöhtere Wonne hat Gott doch dem Menschenleben verliehen. Wie glücklich waren wir als Verlobte, wie viel mehr aber doch jetzt!

Du würdest Dich recht an der Reinlichkeit meines Zimmers erfreuen. Es ist auch gewiß, daß Reinlichkeit dem mittelmäßigsten Leben etwas Würdigeres gibt, das Schöne noch mehr erhöht, wogegen Schmutz und Unordnung herabwürdigt. Selbst in der Landschaft thun die regelmäßig gepflügten Felder und Beete dem Auge so wohl, wie in der Gesellschaft ein wohlgeordneter Haarschmuck den Blick anzieht."*)

58. Besuch in Göttingen. — Hummel's Abendgesellschaft.

Soest, den 24. April 1814. „Du wirst Dich recht gefreut haben, daß mein Besuch in Göttingen mir, wie den lieben Schwiegereltern, ein paar recht herzliche Tage gebracht hat. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie unendlich glücklich ich war, und natürlich mit darum, weil ich so viele Dinge, die Dein Dortsein betrafen,

*) Zwischen diesem und dem nächstfolgenden Brief tritt eine mehrtägige Pause ein, welche sich aus dem Aufenthalte in Göttingen erklärt. Die Briefe aus Göttingen finden sich nicht in der Sammlung vor.

nun alle so unmittelbar vor mir hatte. Bin ich nicht ein „Naaar"?

Mit meiner Reise geht es im Ganzen immer gut, und ich kriege besonders gute und reinliche Quartiere. Zudem haben die Leute hier herum nicht soviel gelitten Will's Gott, hoffe ich in 3 bis 4 Tagen am Ziel zu sein.

Vorgestern Abend (in Cassel) war ich denn also noch bei Hummels. Sie hatten ein gewöhnliches Lesekränzchen von etwa 20 Damen und 6 Herren. Es war für mich übrigens langweilig; doch fand ich dort einen Bekannten von Rom her, den Architekten Engelhart. Gestern fuhr ich von Cassel ab, war Mittags im Städtchen Warburg. Dort war keine Vorspann bereit, ich hätte müssen liegen bleiben, da entschloß ich mich, lieber Post zu nehmen, um die 6 Meilen bis Paderborn noch zu machen, wo ich diese Nacht war. Heute Abend soll ich noch mit meinem Wirth, Kaufmann Plange, in die Societät gehen. Ich thue es wohl. Es ist curios, so einen kleinen fremden Zirkel zu sehen und die Leutchen schwätzen zu hören, obwohl jetzt überall gleich raisonirt und philosophirt wird."

59. Schlechtes Wetter. -- Verschiedene Fahrgelegenheit.

Düsseldorf, den 26. April 1814, Abends. „Ich begrüße Dich hiemit von den Ufern des Rheins.

Indessen ist meine Ankunft an demselben nicht sehr feierlich, sondern klattrich gewesen. Es regnete recht verdrießlich und der Wind heult jetzt durch meine Fensterladen wie im tiefen Herbst. Vielleicht bin ich morgen Abend am Ziel. Gott gebe es, — ich habe das Kutschiren etwas satt, so sehr gut und günstig mir auch Alles gegangen. Am Ende wird man ganz dumm und gleichgiltig von dem Rumpeln, denn Wagen giebt es allerlei Arten; von der Chaise bis zum Mistwagen hatte ich sie alle probirt, bis sich hier die edlen himmelhohen Karren (die bekannten charettes) einfinden, welche vielleicht sehr gesund, aber höchst unbequem sind. Ueber Cöln führt mein Weg dieses Mal nicht, ich hoffe es auf dem Rückwege mit gehöriger Muße zu besehen."

60. Ankunft in Aachen.

Aachen, den 27. April, Abends 1/4 9 Uhr. „Du kannst wohl denken, daß ich im Taumel der ersten Augenblicke, in der Betäubung von der langen Reise selbst noch nichts von Aachen weiß. Auch bin ich erst seit einer Stunde hier, habe in dem wüsten Zustande noch nicht den Staatsrath aufsuchen mögen und weiß also nichts, als daß ich ein gutes reinliches Quartier habe, gut gespeiset bin und Alles ungefähr mit solchen Augen ansehe, als könnte ich länger hier wohnen und mich gut darein finden."

61. Klinkowström's Anstellung in Aachen. — Aussehen der Stadt.

— Den 28. April 1814. . . . „Noch kann ich Dir nichts Gewisses über meine Anstellung schreiben und es wäre auch wohl unbescheiden, Alles so in Bereitschaft zu glauben. Ich habe den Staatsrath nur wenige Augenblicke sprechen können, es warteten mehrere Personen, und er scheint überhaupt schnell zu sein. Indessen habe ich schon soviel erfahren, daß er mich blos zur Militair-Organisirung hergekommen glaubt, und auch in diesem Sinne eine Anzeige vom Minister Stein erhalten hat. Eine Militär-Organisirung findet hier aber nicht mehr statt, wenigstens nicht von Seite des Gouvernements, sondern von Oesterreich; also kann ich hier in der Art nicht beschäftigt werden; er hatte mir es auch schon geschrieben, den Brief habe ich aber nicht erhalten. Bin nun doch hier und gebe also den Glauben nicht auf, daß Gott wohl wisse, warum. Es kommt nun darauf an, dem Staatsrath zu sagen, daß gerade nicht blos Militär-Anstellung sondern andere mein Augenmerk sind, und dann werde ich doch gleich erfahren, wie es damit aussieht, und er wird auch ohne Zweifel alle Mittel haben, mich anzustellen. Im allerschlimmsten Falle, wenn der Staatsrath mir ohne Zustimmung des Ministers keine neue Carrière machen kann, kommt es auf 6—8 Tage an, daß ich nach Paris

schreibe, wo sie Alle sind, um es mir von dorther auszumachen, oder ich reise gar selbst hin, was in noch kürzerer Zeit gethan ist.

Von Aachen habe ich noch nicht viel gesehen. Die Stadt scheint ihre meisten Schönheiten durch Plünderung und Schleifung der Kirchen verloren zu haben. Ich finde weniger und unbedeutendere als ich vermuthete. Sonst ist aber die Reinlichkeit schon ganz holländisch hier.

Daß ich unsere liebsten Eltern und Geschwister (in Göttingen) habe kennen lernen, freut mich täglich neu, und ich sehe oft meine Göttinger Prospecte durch."

62. Hauptmann Hansen. — Mission nach Lüttich zur Untersuchung der Kanonengießerei. — Kirche Carl's des Großen. — Warme Quellen und Bäder. — Provisorium.

— Den 30. April 1814. ... „Nun scheint sich auch für mich etwas zu thun zu finden. Gestern war ich wieder beim Gouverneur, sprach ihn länger über meine ganzen Verhältnisse und Wünsche. Er kann mich aber jetzt noch nicht in eine Civilstelle setzen, da sein Departement im preußischen Staatsrath Anderen übertragen ist. Und hier in seinem Gouvernement ist Alles provisorisch. Indessen werde ich die vorhandenen militärischen Vorkommenheiten besorgen.

Ich habe einen Hauptmann v. Hansen kennen gelernt, der beim hiesigen Gouvernement die militärischen

Sachen hat, der mir in mancher Hinsicht nützen kann, und deßhalb ist mir lieb, daß wir ältere Bekanntschaften mit einander gemein haben. Er war oft in Ostpreußen bei meinen Verwandten und Freunden und kennt mich und meine Verhältnisse schon lange. Mit dem werde ich also wohl und gut stehen. Heute sagte er mir, der Gouverneur werde mich wol nach Lüttich schicken, um den Zustand einer dortigen Kanonengießerei zu untersuchen. Was man doch nicht Alles treiben muß!

Hier gehe ich die meiste Tageszeit spazieren. Aachen ist sehr merkwürdig seines Alterthums wegen, aber man merkt wenig davon. Die alte Kirche Carl's des Großen hat Weniges aus jener Zeit. Die Quellen und Bäder sind so heiß, daß in einem benachbarten Flecken, Burtscheid genannt, ein Brunnen auf freier Straße so kochendes Wasser enthält, daß man Eier darin siedet. Die Bäder sind sehr heilsam. Ich werde heute eines nehmen. Das Wasser ist schwefelig, aber nicht so häßlich und stinkend wie in Baden.

Welche Freude hatte ich gestern, als ich die Präliminar-Artikel des Friedens schon in den Händen hielt, da ich beim Frieden selbst die gewisse Hoffnung habe, zu Dir zu kommen. Denn alle meine Geschäfte bis dahin endigen ja mit demselben, da sie nur provisorisch waren, und

wenn ich auch gleich eine neue Stellung hätte, brauche ich mich doch wohl nicht lange dabei aufzuhalten, um das liebste Mütterchen heimzuholen. Und habe ich gleich eine Stelle, so verschmerzen wir wohl die wenigen Tage oder Wochen, die ich brauche, um mich darin festzusetzen und zu orientiren.

Meine jetzige Arbeit besteht in Geduld."*)

63. Ausarbeitung über Polizei. — Landwehrmission. — Dankfest für den Papst.

— Den 18. Mai 1814. „Ich habe Dir gestern nicht geschrieben und es wird auch heute wohl nicht viel werden, weil ich mit einer Arbeit beschäftiget bin. Hansen hat mich veranlaßt, etwas über Polizei aufzusetzen, da wir oft davon gesprochen, daß der Mangel oder die falsche Anwendung der Polizei Vieles an der öffentlichen Wohlfahrt verschuldet, und daß eine richtig verstandene jetzt um so nöthiger wird, wo die Erziehung mehr in Betracht kommen muß. Mir scheint ihre ganze Bestimmung: Disciplin oder innere Zucht und Ordnung zu sein. Fürchte Gott, ehre den König und liebe deinen Nächsten möchte Alles enthalten, was die Polizei zu behüten hat. Gewissenhaftigkeit, Bescheidenheit und Gemeinschaft bedeuten dasselbe.

*) Zwischen diesem und dem folgenden Briefe, welcher auch der letzte ist, scheinen einige Briefe zu fehlen.

Kein Fürst kann mehr wünschen, deucht mir, als ein „Gott wohlgefälliges, der Regierung ergebenes, gehorsames und ein liberales Volk" zu regieren. Alles dieß geht aus der Beobachtung jenes biblischen Spruches hervor.

Es heißt, daß ich bald wieder eine Sendung erhalte in Betreff einer Landwehr-Angelegenheit.

Fortsetzung am 19. Mai 1814. Von der Reise der hohen Alliirten ist noch nichts Näheres zu hören. Das Gerücht sagt, diese Gegenden würden preußisch. In diesem Fall ist es mir lieb, hier keine Aussichten zu haben, zum Leben ist es doch nicht deutsch genug. Der Aufsatz über Polizei macht mir viel zu schaffen, weil doch viel hineingehört und er für den Gouverneur bestimmt ist.

Heute wird in der hiesigen Hauptkirche ein großes Dankfest für die Befreiung des Papstes gehalten; ich soll mit dem Zuge des Gouverneurs hingehen.

Fortsetzung am 20. Mai 1814. Das Tedeum dem ich gestern in der Münsterkirche beiwohnte, war sehr reich und lärmend, aber gar nicht würdig. Als Alles vorbei war, glaubte ich, daß es noch kommen würde. Man hat nämlich die alte Melodie gar nicht angewendet, sondern alle Verse in sentimentaler Verschiedenheit vom ganzen Orchester aufführen lassen, so

daß kein Mensch daraus klug werden konnte. Der alte Prediger hat wieder recht gute Sachen gesagt. Der Gouverneur und alle hier anwesenden Militärs waren im Chor, was etwas unruhig Prächtiges hatte. Es ist noch die Zeit nicht da, wo die Würden und Stände bei solchen Gelegenheiten geordnet erscheinen. Abends war die Stadt erleuchtet, die Häuser der Geistlichen und einige Kirchen waren mit Transparenten verziert, die aber lateinische Inschriften hatten, so daß für mich nichts zu verstehen war. Die wallende Menge und der besonders schöne Abend machte es recht werth und zauberisch.

Von Pilat habe ich noch keine Antwort; es ist doch möglich, daß er meinen Brief nicht gekriegt hat. Es ist schlimm, daß man über die Abreise der hohen Herren aus Paris nichts Gewisses hört. Auch ist es sonderbar, daß Du mir nichts über Pilat's Reise nach England schreibst, ob er gewiß war, daß sie für ihn Statt hatte oder nicht.

Nun muß ich schließen, meine beste Seele, um die Post nicht zu versäumen. Küsse unser Schätzchen aus ganzer Seele für mich. Gottes Gnade seit mit uns durch Jesum Christum!!!

Hiemit schließen auch Klinkowström's Briefe an seine Gattin ab, oder richtiger, hören für uns auf, weil die wahrscheinlich noch vorhanden gewesene Fortsetzung fehlt, wenigstens nicht in unsere Hände gelangt ist. Auch bei den mitgetheilten Briefen dieses Capitels ist zwischen dem 30. April und 18. Mai eine Lücke wahrnehmbar, die um so empfindlicher ist, als gerade in jene Zeit eine Begebenheit fällt (wovon im nächsten Abschnitt die Rede sein wird), die ihrer besonderen Wichtigkeit wegen zu einem interessanten Meinungsaustausch der beiden Ehegatten geführt haben mag.

Ich kann es nur lebhaft bedauern, dem Leser die Kenntnißnahme der darauf bezüglichen Briefe aus keinem anderen Grunde, als weil ich dieselben nicht besitze und über deren etwaige Aufbewahrung oder allenfallsige Vernichtung ohne allen Aufschluß bin, vorenthalten zu müssen.

Was nun den weiteren Verlauf von Klinkowström's Verwendung in Aachen betrifft, wo wir ihn, nachdem er soeben den Zustand einer Kanonengießerei in Lüttich zu untersuchen hatte, bei der Ausarbeitung einer großen Denkschrift über die Aufgaben der Polizei verlassen, so habe ich allen Grund anzunehmen, daß deren Abschluß dadurch herbeigeführt wurde, daß Klinkowström nach Vollendung seiner provisorischen

Dienstleistung daselbst nach Wien eilte, um dort die Ergebnisse der Regelung der deutschen Verhältnisse auf Grund der Friedensschlüsse abzuwarten, da vor der Ordnung dieser internationalen Angelegenheit, womit der Wiener Congreß sich zu befassen hatte, an eine definitive Berufung in den preußischen Staatsdienst nicht zu denken war. In Wien erst scheint Klinkowström diese Idee gänzlich fallen gelassen zu haben.

Conversionen.

(1814—1818.)

Conversionen.

Die Begebnisse dieses Abschnittes stehen in so innigem Zusammenhange mit der Person des P. Clemens Hoffbauer, daß ich nicht umhin kann, diesen würdigen Priester und außerordentlichen Mann bei jenem Theil der Leser, die mit den bezüglichen Verhältnissen nicht näher vertraut sind, mit einigen Worten einzuführen. Sein Bild, von mündlicher Familientradition gestaltet, steht in deutlichen Umrissen mir vor Augen. Ich war ein noch nicht zum Selbstbewußtsein gelangtes Kind, als er im Jahre 1820 starb.

Es ist Thatsache, daß P. Hoffbauer zu jener Zeit, von der ich spreche, eine Schaar geistig bedeutender Männer um sich versammelt hatte, die gewissermaßen als Jünger ihm zur Seite standen und die katholische Gesellschaft Wiens bildeten, als deren Mittelpunkt Hoffbauer anzusehen war. Friederich v. Schlegel, Adam Müller, Zacharias Werner, die Professoren und späteren Bischöfe Roman Zängerle und Gregor Ziegler, Professor Ackermann, Domherr Schmidt, Staatsrath

Stift, Baron Penkler, Johann Emanuel Veith, Josef Anton Pilat nebst Anderen gehörten dazu. Das katholische Bewußtsein Wiens erwachte und nahm unter Hoffbauer's Einwirkung und Führung einen sichtbaren Aufschwung.

Um dies vollkommen zu würdigen, müßte man sich von dem damaligen Wien eine richtige Vorstellung machen. Es geht nun nicht an, eine Schilderung der damaligen Wiener Zustände in diese Privatgeschichte hineinzuweben, aber ganz ohne andeutende Winke kann daran doch nicht vorübergegangen werden. Die Wiener Bevölkerung zu jener Zeit war für den ersten Blick ganz anders als die heutige, aber die Keime der heutigen lagen doch schon in ihr. Das Volk war sehr gutmüthig und menschenfreundlich, machte daher auf norddeutsche Ausländer einen besonders wohlthätigen Eindruck. Es war dem kaiserlichen Hause von Herzen ergeben und war auch noch weit davon entfernt, mit seiner Religion — die ganz Aufgeklärten abgerechnet — völlig gebrochen zu haben. Aber es hatte schon gewissermaßen seine Religion, mehr Reminiscenzen als ein volles Bewußtsein der katholischen, am wenigsten die gehörige Praxis und deshalb auch nicht das Verständniß derselben. Ein großes sinnliches Behagen war auch damals schon des Oester-

reichers Lebensatmosphäre, und die Traditionen der Josephinischen Staats- und Weltweisheit schienen, in Verein mit jenem, der Stadt bereits einen ninivitischen Charakter aufgeprägt zu haben. Da traten mehrere Ereignisse zusammen, Wien nach langer Starrheit zu erwecken, zu erwärmen, zu beleben, unter ihnen das Wichtigste: das neue Ninive hatte seinen Jonas gefunden, und dieser war P. Hoffbauer.

Eine riesige Glaubensstärke mit unerschütterlichem Vertrauen in Gott und wahrhafter Demuth des Herzens; eine ungewöhnliche Energie der Willenskraft, getragen von echt evangelischem Lebenswandel; dazu begabt mit einem, ich möchte sagen, instinctiven Blick in die Geheimnisse der menschlichen Natur: diesen Eigenschaften verdankt P. Hoffbauer seine außerordentlichen Erfolge.

Der instinctive Blick in die Geheimnisse der menschlichen Natur war ihm angeboren, nicht geschärft durch Wissenschaft, aber in steter Thätigkeit erhalten und angeregt durch die Erfahrungen seines apostolischen Amtes im Verkehre mit Menschen, die in allen leiblichen und geistigen Nöthen des Lebens bei ihm Rath, Hilfe und Unterstützung suchten und auch fanden. Wer möchte leugnen, daß solche natürliche Begabungen, denen in Sturmeseile zu erreichen gelingt, was Anderen

im Schweiße mühevoller Arbeit versagt bleibt, auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit vorkommen, selten zwar, aber doch vorkommen, deren Träger dann von der Mit- und Nachwelt als Vorbilder hochgeachtet und angestaunt werden.

Es ließen sich aus der Geschichte aller Zeiten sprechende Beweise dafür anführen. Ein Beispiel wird genügen. Es sei der medicinischen Wissenschaft entnommen. Ohne in's Weite zu schweifen, nenne ich den großen Pathologen weiland Dr. Oppolzer. Den Puls zu fühlen, die Temperatur des Blutes zu messen, Auscultation und Percussion anzuwenden, gewisse, jeder geübten Krankenwärterin geläufige, chemische Analysen vorzunehmen: mit solchen und ähnlichen ärztlichen Handgriffen und Hilfsmitteln trifft jeder Mediciner die Diagnose, wenn er anders von gutem Willen beseelt und mit der normalen Dosis von Verstand ausgerüstet die Klinik besucht. Die leidende Menschheit hat alle Ursache, sich darob bei der Wissenschaft zu bedanken, daß es ihren unermüdlichen Forschungen gelungen ist, die symptomatische Erkenntniß so wesentlich zu erleichtern und allgemeiner zugänglich zu machen. Der große Diagnostiker Oppolzer hat dies Alles natürlich ebensogut verstanden als irgend einer seiner Collegen. Was ihn jedoch — dem allgemeinen

Rufe nach — über das Niveau seiner Standesgenossen erhebt und als ärztliche Celebrität, als europäische Notabilität auf das Postament stellt, das war seine nur dem Genie eigenthümliche Fühlung, die ihn gewisse, innere Vorgänge der Natur aus Erscheinungen erkennen ließ, welche anderen Fachmännern keiner Beachtung werth schienen.

Von einer ähnlichen Beschaffenheit wie in dem nicht ohne Absicht gewählten Beispiel war auch Hoffbauer's natürliche Begabung, die ich als instinctiven Blick in die Geheimnisse der menschlichen Natur mir zu bezeichnen erlaubte. Und aus dem abweichenden Umstande, daß Hoffbauer's Berufsthätigkeit, verschieden von jener Oppolzer's, nicht auf das physische, sondern auf das geistige Leben seiner Mitmenschen gerichtet war, erklärt es sich eben, daß er nicht gleich diesem ein großer Patholog, wohl aber ein großer Seelenarzt geworden.

Was in dieser Eigenschaft Hoffbauer im Seelsorgdienste geleistet, als Prediger, als Beichtiger, als Tröster der Armen und Kranken, überhaupt bei Uebung seines apostolischen Amtes Gutes gewirkt, das entzieht sich den Aufgaben unserer Darstellung, deren Zweck zunächst dahin gerichtet ist, das erfolgreiche Auftreten dieses von Gott hochbegnadeten Mannes im Verkehr

mit Andersgläubigen zu erklären. Auf Protestanten, die mit Hoffbauer in Berührung kamen, wirkte er mit einer geradezu fascinirenden Gewalt. Man sehe sich nur die Namen der weiter oben beispielsweise angeführten Anhänger und Verehrer Hoffbauer's etwas näher an, und man wird unter der Zahl seiner Jünger Gelehrte, Staatsschriftsteller und Dichter von eminenter Begabung und weithin reichendem Rufe finden, die Alle er, der schlichte Priester, der ehemalige Bäckergeselle, zur warmen Bekennung und Vertheidigung des katholischen Glaubens mächtig an sich herangezogen hat.

Hoffbauer imponirte nicht durch überwiegende Gelehrsamkeit. In der Moral- oder Pastoraltheologie war er gerade so gut bewandert, wie viele Andere seines Standes. In der Kenntniß des Katechismus stand ihm jeder wohlunterrichtete Katholik ebenbürtig zur Seite. Es war kein Verstandeskampf, den Hoffbauer durchzuführen unternahm. Nicht im Kopf, aber im Herzen des Menschen hat die Religion ihren Sitz aufgeschlagen. Dahin nun, bis in die innersten Falten des menschlichen Herzens hinein, drang Hoffbauer's Blick, und das machte ihn unwiderstehlich und zum großen Seelenarzt, zum großen Seelenführer.

Nachdem ich mit dieser flüchtigen Schilderung die Ehre gehabt, den P. Clemens Hoffbauer dem Leserkreis gebührend vorzustellen, kann ich den Lauf der Erzählung wieder aufnehmen.

Nach Klinkowström's Abreise von Wien, im October 1813, zog dessen zurückgebliebene Gattin sammt Kind in das Haus ihres Schwagers Pilat, der, wie bereits früher in diesen Blättern erwähnt wurde, mit einer Schwester derselben vermält war. Beide Frauen waren geborne v. Mengershausen aus Göttingen, protestantischen Glaubensbekenntnisses, aber nichts weniger als indifferente, vielmehr recht fromme und gläubige Seelen, wie denn überhaupt der religiöse Indifferentismus oder, wie man das heutzutage ausdrückt, die sogenannte Confessionslosigkeit, im Norden Deutschlands, namentlich unter dem weiblichen Geschlecht, eine höchst seltene Erscheinung ist oder damals wenigstens war.

Hoffbauer war in Pilat's Hause ein häufig und gern gesehener Gast. Ich kann mir nun denken, obgleich ich es nicht weiß, daß es bei diesen Visiten zwischen den beiden geistvollen Frauen des Hauses und dem geistlichen Herrn nicht ohne religiöse Gespräche abging, zumal es gar nicht in dem Wesen Hoffbauer's lag, sich über derlei ernste Dinge in diplomatisches Schweigen zu hüllen, oder ruhig zuzusehen, wie Andere

in ihrem Innern die ungestillte Sehnsucht nach Wahrheit mit sich herumtragen. Daß Louise v. Klinkowström sogar dem katholischen Gottesdienst nicht fremd geblieben ist, darüber gibt ein im vorigen Abschnitt mitgetheilter Brief meines Vaters vollständige Gewißheit, worin er auf die ihm geäußerte Besorgniß seiner Frau, daß er die katholische Kirche in Dresden nur der schönen Musik wegen besuche, Antwort ertheilt.

Eine gewisse, religiös aufgeregte Stimmung ist also bei beiden Schwestern vorauszusetzen, als sie am Gründonnerstag (7. April 1814) gemeinschaftlich in dem evangelischen Bethause ihrer Confession der Andacht beiwohnen und das Abendmahl empfangen. Nach dem Gottesdienste verlassen sie die Kirche. Ohne mit einander ein Wort zu sprechen, tief in sich gekehrt, treten sie den Heimweg an. Auch zu Hause dauert die Verschlossenheit noch einige Zeit fort, bis endlich Louise v. Klinkowström sich entschließt, das peinliche Schweigen zu brechen mit der Frage: „Nun liebe Elise, welchen Eindruck hast du von unserer heutigen Andacht empfangen?"

Diese wenigen Worte sind kaum über die Lippen gekommen, als es im selben Augenblick anklopft, die Thüre sich öffnet, und — gerade an diesem Tage (der

vielen Seelsorggeschäfte wegen) ganz unerwartet — P. Hoffbauer hereintritt, die überraschten Damen mit den Worten begrüßend: „Haben wohl heute ihre Andacht gehabt, werden sehr erbaut sein" . . .

Und nach einer kurzen Pause von Verlegenheit der beiden sich gegenseitig anblickenden Schwestern fügte er, ohne eine Antwort abzuwarten, mit der ihm eigenthümlich leutseligen Raschheit hinzu: „So ziehen Sie also endlich die schwarzen Strümpfe aus!" — denn er hatte den Sinn ihres Schweigens errathen, und schon beim Betreten des Zimmers war ihm klar geworden, was in den bekümmerten Herzen der sonst so fröhlichen Frauen vorgegangen.

In der That hatte ihn sein Blick nicht getäuscht. Die wenigen Worte reiften den Entschluß. Noch zur selben Stunde erklärten sich beide Schwestern bereit, „die schwarzen Strümpfe auszuziehen", mit anderen Worten, dem Protestantismus zu entsagen. Am 1. Juni 1814, nach einer Zwischenpause, die für den Empfang des Religionsunterrichtes nöthig war, legten sie das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände des P. Hoffbauer ab.

Bezüglich der Elise v. Pilat hatte es mit diesem Schritte nichts weiter auf sich; ihr Mann war selbst katholisch und von allen Vorgängen unterrichtet.

Schwieriger war der Fall bei Louise v. Klinkowström, deren Gatte abwesend war, und von dem man nicht wissen konnte, wie er als Protestant den rasch erfolgten Religionswechsel seiner Frau, von dem er noch keine Ahnung hatte, aufnehmen werde. Ihn mußte man daher erst brieflich von der Sache in Kenntniß setzen. Als Klinkowström das bezügliche Schreiben seiner Frau erhielt, die sich alle Mühe gegeben, ihren Uebertritt mit besänftigender Vorsicht einzuleiten, rief er aus: „Also ist Louise doch noch früher katholisch geworden als ich!“

Dieser Ausruf, die Art, wie Klinkowström das Katholischwerden seiner über Alles geliebten Louise aufnahm, ist ein sicherer Fingerzeig dafür, daß er selbst bezüglich seiner Person sich mit einem ähnlichen Gedanken schon befreundet hatte, und daß er, nach Wien zurückgekehrt, alsbald dem Beispiel seiner Frau nachfolgen werde, da es ihm nicht gelungen war, ihr dabei zuvorzukommen.

Wer die einzelnen Phasen von Klinkowström's bisherigem Lebensgang mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird von dieser Eventualität nicht überrascht sein. Man erinnere sich nur der ersten Composition des angehenden Künstlers in Dresden, des heiligen Georg in knieender Stellung auf dem springenden Pferde, mit

der Mutter Gottes und dem tanzenden David zur Seite, und wie der Maler selbst die Besorgniß sich nicht verhehlt, man werde dahinter Katholicismus wittern und könnte sein religiöses Bild, welches die „jugendliche Freude des Berufes“ vorstellen soll, etwa gar für bigott halten; — erinnere sich der Gedenktafel in Marienberg mit dem Spruch des Psalmisten, dessen Worte sich so tief in die Seele des flüchtigen Wanderers einprägen, daß sie fortan auf der neuen noch ungewissen Lebensbahn als unabweichliche Richtschnur nachklingen; — erinnere sich des Kreuzes auf den Uniformen der freiwilligen Sachsen, wie der Chef de bureau mitten im Gedränge des noch ungewohnten Geschäftslebens bei seinen Vorschlägen darauf bedacht ist, „die Zierde mit der Kraft dieses heiligen Zeichens“ zu verbinden.

Daß ein so religiös gesinnter, tief innerlicher Denker, der mit Vorliebe Hamann's Schriften liest, und schon in seiner Jugend die Sehnsucht nach Erbauung im Glauben empfindet, in aufrichtiger Forschung nach der Wahrheit endlich beim Katholicismus anlangt und der Attractionskraft der katholischen Kirche nicht widerstehen kann, das ist eine oft wiederkehrende Erscheinung, die Niemand wegleugnen kann, der nicht absichtlich die Augen verschließt.

Daß eine Begegnung Klinkowström's mit P. Hoffbauer, wenn diese beiden Männer auf ihren verschiedenen Lebenswegen sich jemals zusammenfinden, mit einer Bekehrung des Ersteren zur katholischen Kirche enden wird, das läßt sich wahrlich ohne außerordentlichen Scharfblick voraussehen und bedarf keines ungewöhnlichen Anstoßes von außen. Nur von Proselytismus rede man mir nicht. Auf diese landläufige, gedankenlos bequeme Phrase gebe ich keine Antwort. Auch den unvermeidlichen Tiraden über Jesuitismus setze ich eine passive Haltung entgegen. Es gibt eine Sorte von Liberalen, die sogenannten Bildungsphilister, deren Freigeisterei lediglich darin besteht, einen Griff in die Rocktasche zu thun und von den darin bereit gehaltenen Paar Raketen die antijesuitische herauszuziehen und loszubrennen. Bei welchem Anlaß dies geschieht, ist gleichgiltig. Für das Feuerwerk ist jede Gelegenheit schicklich und willkommen. Nicht mit Worten und Gründen ist da abzuhelfen; vielleicht, daß der eigene Mißbrauch den Mechanismus des Rocktaschenhandgriffes endlich abnützt oder doch den ewigen Jesuitenspectakel dem Publicum gründlich verleidet. Wer von der Gnade Gottes nichts hören will, dem sage ich, er möge sich ein moralisches Gravitationsgesetz denken und sich dadurch eine Vor-

stellung machen, wie der Glaubensstarke den minder Starken anzieht. —

Als Klinkowström im Laufe des Sommers (1814) nach Wien zurückkehrte, nachdem er seine Anstellung aufgegeben oder vielmehr seine zeitweilige civil-militärische Mission vollendet hatte, unterließ er es nicht, sofort die nöthigen Schritte zur Durchführung seines religiösen Vorhabens einzuleiten.

Den P. Hoffbauer kannte er schon aus der Zeit seines früheren Aufenthaltes in Wien, wo er öfters mit diesem Priester in Verkehr trat. Aber noch eines eigenthümlichen Umstandes muß ich erwähnen, der geeignet war, dieser Bekanntschaft eine erhöhte Bedeutung, ein gesteigertes Interesse zu geben. P. Hoffbauer war nämlich für Klinkowström ein pater praemonstratus, den er vor Jahren im Traume gesehen und in späterer Zeit bei dem Besuch einer Vesperandacht in einer der Kirchen Wiens, wo P. Hoffbauer im Pluviale fungirte, als den Priester jenes Traumgesichtes wiedererkannt hatte.

Am Tage vor dem Feste der Kreuzerhöhung, am 13. September 1814, erfolgt Klinkowström's Uebertritt zum katholischen Glaubensbekenntniß, welches er, gleich seiner Gattin, in die Hände des P. Hoffbauer ablegt. Das darüber ausgefertigte, von Letzterem unter-

zeichnete Attestat lassen wir in der Anmerkung in deutscher Uebersetzung des lateinischen Originaltextes folgen.*)

---

*) Johann Clemens Maria Hoffbauer, Generalvicar der apostolischen Mission für Deutschland und Polen unter dem Titel des A. h. Erlösers.

Heil und Segen im Herrn Allen und Jeden, welche dieses unser Schreiben lesen.

Wir thun hiemit kund und zu wissen und bezeugen Allen, die es angeht, daß wir in der uns vom apostolischen Stuhle verliehenen Vollmacht und nach der vom hochw. Fürst Erzbischof eingeholten Befugniß den hochwohlgebornen Herrn Friederich August v. Klinkowström, zu Ludwigsburg in Schwedisch-Pommern geboren, dessen Vater lutherischen, dessen Mutter kalvinischen Bekenntnisses waren, nachdem er freiwillig und förmlich vor den Zeugen Josef Anton Pilat und Friederich v. Schlegel, Männern durch Wissenschaft und Ansehen gleich berühmt, das Bekenntniß des katholischen Glaubens abgelegt hat, von dem Bande der Excommunication befreit, in den Schoß der heiligen Mutterkirche aufgenommen, der Gemeinschaft der Gläubigen wiedergegeben und denselben zur Theilnahme an den Sacramenten wieder berechtiget haben. Am 13. September 1814.

Zur Beglaubigung dessen, haben wir unseren mitunterfertigten Secretär dieses gegenwärtige Schreiben zu verfassen beauftragt und mit unserem eigenen größeren Siegel der Mission versehen und zur mehreren Rechtsgiltigkeit unterschrieben und bekräftiget.

Wien in Oesterreich, Tag und Jahr wie oben.

Joh. Clemens Maria Hoffbauer,
Generalvicar der apost. Mission rc.

P. Johann Josef Sabelli,
Secretär der Congregation.

Daß dieser Schritt namentlich von Seite Derjenigen, die sich von dem Ernst einer wahrhaft religiösen Ueberzeugung keine rechte Vorstellung machen und daher nach allerhand Beweggründen herumtasten, einer verschiedenen Auffassung begegnet, darf nicht in Erstaunen setzen.

Die Vorwürfe der Proselytenmacherei und von Jesuitismus habe ich bereits im Vorhinein abgefertigt. Einen anderen Vorwurf, den man, ohne Kenntniß der Thatsachen und ohne den Charakter des Betheiligten zu prüfen, fast ebenso leicht zur Hand hat, lasse ich durch eine unbefangene Notabilität aus dem protestantischen Lager entkräften.

Friedrich Perthes, ein vieljähriger Freund Klinkowström's, der im Jahre 1816 in Angelegenheit der Einbeziehung Oesterreich's in den deutsch-literarischen Verkehr nach Wien kam, schreibt über das betreffende Ereigniß: „Aeußerer Vortheil wurde ihm (Klinkowström) durch seinen Uebertritt nicht zu Theil, wie mir denn überhaupt die von Protestanten so oft gemachte Anschuldigung, daß die in neuerer Zeit katholisch Gewordenen durch äußere Vortheile zu solchem Schritte geführt seien, nicht allein unedel, sondern auch unwahr zu sein scheint.“ *)

*) Siehe „Perthes' Leben“, Band II. Seite 157.

Daß seine Conversion eine der allergründlichsten und nach allen Seiten hin durchgreifende gewesen sei, haben Freunde und Feinde bezeugt. Lange nach Hoffbauer's Tod äußerte sich ein sehr ernster Priester, Klinkowström's Bekehrung scheine ihm eine Ausnahme von allen, die er kenne; denn während sonst auch in den ausgezeichnetsten Convertiten jezuweilen Spuren auftauchten von dem, was sie ehedem gewesen sind, sei bei Klinkowström Alles erinnerungslos und anders. Gleich einem gebornen Katholiken habe er Alles sogleich begriffen und in seinen Consequenzen verstanden. Es war dieß die Folge eines sehr harten Kampfes, den nicht etwa sein ungläubiges, sondern gerade sein durch und durch religiöses Gemüth zu bestehen hatte. Um sich von diesem innerlichen Kampfe eine Vorstellung zu machen, werfe man einen Blick in Klinkowström's früheren Seelenzustand, wie gerade sein sehnsuchtsvoll aufrichtiges Streben nach der wahren Religion ihn in einen Meinungszwiespalt mit dem versetzte, was später geschah. Im August 1804 schreibt er an seinen Freund Otto Runge: „Ueberhaupt, mein Lieber, was thut uns eigentlich Noth? Ich meine: das Christenthum. Könntest Du glauben, daß die jetzige katholische Religion allein das enthalte? Wenn man beim Eintritt den Lutherischen Glauben abschwören muß und ihn hernach befeinden? Glauben

wir denn nicht auch aus allen unseren Kräften an Jesum Christum? Soll jenes die Erfüllung des Spruches sein: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich? Und dann sage mir, wo sich eigentlich der Lutherische Glaube von dem Katholischen scheidet, und was dieser noch haben kann, wenn ich es betrachte, daß wir die Bibel in unseren Händen halten dürfen und zur eigenen Anschauung aller Offenbarung und des Wandels Jesu Christi gelangen? Das ist wol viel was Gewaltigeres und nimmt mich Wunder, daß nicht Mehrere wahnsinnig über die Entbehrung geworden sind! Was haben wir nicht für gewaltige Glaubenszeichen! Z. B. den Genuß des h. Abendmahles für Alle — und ist Alles nach dem Gebot Christi, und daß nirgend sonst ein Mensch mehr wie wir fähig ist, solches zu betrachten und die Gnadenzeichen zu erlangen? Man kann davon nicht sprechen, es ist die gewaltigste Formung des Christenthums. — Und doch glaube ich, daß der Unrecht thut, der sich aus einer der Formen in die andere begibt, denn ich glaube, daß die verschiedenen christlichen Religionen zusammengenommen das Christenthum ausmachen. Auch kann ich das nicht fassen, wie Jemand kann mit einem Male die Religion von hinten herein kennen lernen. Mehr dünkt mich, wer sich im Walde eine Hütte baut, und unter den Thieren

seinen demüthigen Glauben beginnt. Ich glaube überhaupt, wir müssen die Religion ordentlich mit dem Anfange der h. Schrift auch anfangen. Da sind wir Kinder in einem schönen Garten, und alle Poesie ist uns Beschreibung von Bäumen und Quellen und Glanz und Duft im Paradiese; da bedenken wir aber auch unseren Sündenfall, und so gelangen wir mit Buße durch das alte Testament, welches uns sündliche Menschen sehr vorhält, zu der unverdienten Gnade der Erlösung, und die arme Seele frohlocket dann in ihrer Liebe, daß sie das ewige Leben habe. Es läßt sich davon nicht viel sprechen, es wird leicht trunkenes Geschwätz, ich wollte nur sagen, ich kann das nicht gutheißen, wie sich jetzt die Leute die Religion äußerlich lehren lassen. Wer an Ihn glaubt, wird selig werden; wer sein Leben hier nicht lieb hat, wird das ewige Leben haben. — Was im Katholicismus christlich ist, das hat der schon, der den christlichen Glauben hat, das andere ist uns fremd; und überhaupt wissen wir nicht, wenn das Christenthum wieder aufwacht, welche Gestaltung es mit sich führen wird, nur — man fasset nicht neuen Most in alte Schläuche. Es ist Unrecht, darüber etwas Bestimmtes denken zu wollen, aber Jene verursachen es, die sich in den Katholicismus geflüchtet haben, wie in ein großes verlassenes Haus von der Sündfluth her, und von

dort herab die Bußfertigen höhnen, die Gott um eine Arche bitten. Ist keine Religion mehr, so auch die katholische nicht, und wir müssen in Buße und Bekehrung die Sendung des Geistes erwarten, der Alles richtig machen wird. Sicher und über den anderen hinaus ist keiner, der heutzutage blos katholisch wird; denn was ist das wohl, wenn alsdann die Leute doch so unchristlich bleiben, daß sie Hohn und Grimm in ihren Zügen tragen? Vieles ist wirklich nur der Drang, auf die Knie zu fallen, vieles aber die Sinnestrunkenheit, durch die neuere Poesie veranlaßt. Wir müssen in die Knie sinken, und die Sinne müssen uns vergehen, aber damit allein ist es nicht gethan. — Indessen Alles das sei ihnen nicht entgegen gesagt, nur das, daß viele der neuen Katholiken das Wort Ketzer wieder so unchristlich hervorrufen. — Und alle meine Worte sollen nur so viel enthalten, daß ich die christliche Kirche wie meine Braut suche, aber man liebt vom eigenen Anschauen und kann sich nichts von der Liebe erzählen oder sich lehren lassen. Glaube und vertraue mir, lieber Runge, daß ich nicht in Verstandesfrevel falle, und behalte immer aus Liebe zu mir das Zutrauen, daß ich mich darin auch nicht ändere. . . ."

Ein merkwürdiges Ringen des auf sich selbst angewiesenen, jugendlichen Künstlers nach der Wahrheit,

wie es nur bei groß angelegten Seelen und tief empfindenden Herzen vorkommt, die das Ziel in nebelhafter Ferne glauben, dem sie schon so nahe sind!

In Klinkowström's Gemüth lagen reiche Adern echter Mystik verborgen. Aber als durchgebildeter Katholik hatte er die möglichen Gefahren dieser Richtung kennen gelernt, und so entfernte er sich immer mehr von allem dahin Bezüglichen und wollte nichts haben und wissen als das Alltägliche und jedem Christen Zugängliche. „Die Welt ist die Welt; sie wird anders, aber nur mit der Zeit, darum bemühe ich mich, auch blos das zu denken, was nicht anders wird."

Mit größter Theilname und Aufmerksamkeit verfolgte er jede den positiven Glauben betreffende Regung, und begrüßte in der „protestantischen Union" mit Freude das in neuer Stärke hervortretende Bedürfniß der Protestanten, für den christlichen Glauben auch eine christliche Kirche zu gewinnen, weil er, wie Perthes schreibt, voraussieht, daß, wenn alle diesfälligen Versuche gescheitert sein würden, die Protestanten endlich in der katholischen Kirche die allgemeine christliche Kirche erkennen müßten. „Das stärkste und schrecklichste Bollwerk des bösen Geistes," heißt es in einem Briefe Klinkowström's an Perthes weiter, „ist der angeblich innere Glaube, der jetzt von einer zahlreichen Partei

gepredigt wird. Diese mystische Reformation, die einzige, welche wir noch zu fürchten haben, bietet dem gemüthlichen Menschen schon hier auf Erden ein Sein in Gott, welches gegen alle Ordnung und ohne alle Wahrheit ist. Wo ist Einigkeit, Friede, Ordnung als in der heiligen Kirche auf dem Felsen? Wir beide sind in der Sache gewiß nicht streitend, aber die Zunge ficht noch, wo das Herz schon Frieden schloß, sowie die Vorposten noch plänkeln, wenn es im Hauptquartier schon Friedensjubel giebt." *)

„Wie verkannt ist der Katholicismus" — schreibt er später seinem Bruder Carl — „selbst von wohldenkenden, aber leider unkundigen Menschen! Man kann sagen, daß er ebenso verkannt ist, als die Wahrheit und als der Heiland selber, da er in demüthiger Menschengestalt auf Erden sein großes Erlösungswerk vollbrachte. Im Allgemeinen hält man ihn ja für Dummheit, Bigotterie, Empfindelei oder Knechtsinn, und Niemand ahnt, daß allein das Licht des wahren Glaubens der Inbegriff der Weisheit ist, und das eigentliche Liebesverhältniß mit Gott darin beruht." Und an anderer Stelle heißt es überaus schön und theologisch voll-

*) Siehe „Perthes' Leben" wie oben und „Convertitenbilder" Band I, pag. 206.

tönig: „Der Gang zu einer besseren, lichtern Welt ist immer mit Kreuz und Leiden bezeichnet. Es kommt nur darauf an, mit völliger Ergebung und heiterem Vertrauen diesen Weg zu gehen, und beides, nämlich Ergebung und Vertrauen, giebt oder bringt die Gnade des Glaubens mit sich. Allein freilich ein positiver Glaube nicht blos im Allgemeinen an Gott, sondern an die göttliche Person Jesu Christi und auch an diesen nicht blos, wie Er vor 1800 Jahren auf Erden in Menschengestalt verhüllt wandelte, sondern wie Er noch in der Heilsanstalt seiner Kirche bei seinem gläubigen Volke weilt und wie Er diese Kirche regiert. Das ist der consequente katholische Glaube, der Gewißheit und Tröstung mit sich führt, eben weil er der allein wahre ist, und das kann nur der fühlen, der beides, den Protestantismus wie den Katholicismus an sich erfahren hat." —

Klinkowström ist also wieder in Wien im Kreise seiner vorläufig noch kleinen Familie, ohne einen bestimmten Plan für die Zukunft. Er gedenkt des Marienberger Spruches und wartet in Geduld seine Zeit ab. Es ist mir über diese dreijährige Zwischenpause in seiner Berufsthätigkeit nichts Bemerkenswerthes bekannt, als daß er sich schriftstellerisch an dem von Pilat redigirten „Oesterreichischen Beobachter" betheiliget und

verschiedene Aufsätze naturwissenschaftlichen Inhaltes für diese Zeitung schreibt.

Gegen Ende 1817 faßt Klinkowström den Plan zu einem selbstständigen journalistischen Unternehmen, das schon mit Beginn des darauffolgenden Jahres in's Leben tritt. Es ist eine Wochenschrift, die er unter dem Pseudonym „Friederich Kindmann" herausgibt mit dem Titel: „Sonntagsblatt für die Jugend". Zum Zweck der Belehrung und Ermunterung ihres Fleißes, ihrer Wißbegierde und guten Betragens, mit einer ausgewählten Sammlung faßlicher und unterhaltender Aufsätze aus der Welt- und Naturgeschichte, aus der Länder- und Völkerkunde, aus der Naturlehre, der Gewerbskunde und den Beschäftigungen der verschiedenen Stände überhaupt, für welche sich die Jugend zu bilden hat. Nebst kleinen Erzählungen, Fabeln, Märchen, Sinngedichten, Räthseln, Charaden u. dgl. m. Mit vielen colorirten und schwarzen Kupfern. Wie aus dem vorstehenden Programm zu ersehen ist, ist das „Sonntagsblatt" eine sehr reichhaltige Wochenschrift und als illustrirte Zeitung, wenn ich nicht irre, die erste in Wien erschienene. Der Text zu den Erzählungen ist größtentheils, die Zeichnungen zu den Bildern sind alle von der Hand des Herausgebers Friederich Kindmann.

Als eine Art Probestück des Sonntagblattes möge ein kurzer Auszug aus der kleinen Erzählung: „Eine Neujahrsgratulation“ dienen, welche durch ein eigenes Bild illustrirt ist.

Der Erzählung zufolge hat der General v. Ehrenheim vier Neffen, von denen jeder einen besonderen Stand erwählt hatte; Georg, der älteste, wollte Militär werden; Thomas, der zweite, hatte Lust zum Handelsstande; Josef, der dritte, wollte Landmann werden und Alois, der jüngste, ein Geistlicher. Nachdem unter mancherlei frohen Gesprächen das Frühstück verzehrt war, hub der General also an:

„A propos! ich bin euch ja noch meinen Neujahrswunsch schuldig. Er ist kurz an Worten, aber lang von Erfahrung und wie Gold, das überall gilt. Kurz, es ist mein Wahlspruch: „Ehrlich währt am längsten.“ Behaltet diese Worte euer Leben lang vor Augen, dann werdet ihr vor euren Nebenmenschen, vor dem Landesherrn und vor Gott treulich bestehen. Glaubt mir, der Spruch paßt überall hin, und hat mehr hinter den Ohren, als man auf den ersten Augenblick merkt. Und besonders jetzt, wo soviel Irrlichter in der Welt herumstolziren und Jeder sich besser dünkt als alle Vorfahren zusammengenommen, da kommt's darauf an, bescheiden und klug zu sein und die schmale Linie des

Wahren nicht zu verlassen. Wenn du, mein lieber Georg, nach meinem Wahlspruch handelst, wirst du ein ehrenwerther ritterlicher Kriegsmann werden; wirst einsehen, daß die Ehre des Militärs in musterhafter Zucht und Ordnung besteht, und daß diese wieder auf Tugend beruht, weshalb denn auch Bayard's Ehrentitel nicht blos besagt, daß er ohne Furcht war, sondern auch ohne Tadel. Denn ein Vorgesetzter ist für seine Untergebenen immer ein Muster zum Guten oder Bösen. Du, mein lieber Thomas, wirst dereinst als Handelsmann noch mehr Gelegenheit haben, den goldenen Spruch auszuüben. Wie viele große Handelshäuser sind durch Unredlichkeit gefallen, und wie viele durch Redlichkeit gesegnet worden; bedenke immer, daß die Seele des Handels nicht der Gewinn, sondern der Verkehr ist, und daß du also nicht suchen mußt, allein reich zu werden, sondern auch anderen Menschen Erwerb und Verdienst zuzuwenden. — Dich, mein guter Joseph, geht mein Wahlspruch ebenfalls nahe an, und zwar nicht blos in ökonomischer, sondern auch in politischer Hinsicht, nämlich nicht blos, daß du deine Producte, welche die nothwendigsten Lebensbedürfnisse sind, hübsch wohlfeil hältst, sondern auch, daß du für die Menschen, die unter dir wohnen und arbeiten, sorgest, und statt ihrer dich keines Maschinenkrams bedienest. Endlich dir,

mein guter Aloisius, wird dein Beruf hinlänglich sagen, was der goldene Sinnspruch auf sich hat. Ich denke als ein ehrlicher Soldat davon: Gott kann man nicht betrügen, also muß man ehrlich gegen ihn handeln; seine Anordnungen kann man nicht verbessern, also muß man sich darein fügen, und seine Vorschriften sind so leicht und die Verheißungen so groß, daß es gar thöricht wäre, nicht darnach zu leben. — In Summa merkt euch das: was nicht lange dauert, ist an sich nicht viel werth, und es gibt heutzutage Moden von allerlei Art, die man vorüber ziehen lassen muß . . ."

Ist diese Neujahrsgratulation an jene vier Berufsstände, zu denen aus dem Knaben-Contingent der vermöglicheren Gesellschaftsclassen die Recruten gestellt werden, nicht eine passende Vorbereitung des Lesers auf Klinkowström's nunmehr beginnende Wirksamkeit als Pädagog?

In ähnlichem Geiste, von gleich anziehender Form und leicht faßlicher Belehrung sind auch die übrigen Erzählungen aus Kindmann's Feder, alle mit hübschen Illustrationen versehen, von seiner Hand gezeichnet. So z. B. der Wunderknäuel, der Christensclave, der Invalide, der kluge Peter und der gescheidte Paul, der gebahnte Pfad; das Märchen vom Wetterhahn nebst anderen.

Das „Sonntagsblatt für die Jugend" hat nur zwei Jahrgänge erlebt. Mit der neuen Berufsthätigkeit ließ sich die Periodicität der ihm obliegenden journalistischen Arbeiten nicht mehr vereinen und deshalb wurde die illustrirte Wochenschrift eingestellt*). Doch war Klinkowström auch in späteren Jahren auf schriftstellerischem Gebiete nicht unthätig, wovon wir im weiteren Verlauf der Begebenheiten Erwähnung zu thun, Anlaß nehmen werden.

Der bisherige Lebensgang Klinkowström's mag vielleicht für Manchen der geneigten Leser nicht ganz frei scheinen von dem Eindruck des Unsteten. Künstlernaturen sind eben keine Vorbilder der Beständigkeit, lieben ja, wie häufig zu hören ist, den Wechsel. Doch sei man gerecht. Unsern in diesen Blättern geschilderten Mann schützt vor solchem Vorwurf der tiefe Ernst, womit er die verschiedenen Lebensaufgaben erfaßt, die sich seiner Thätigkeit aus eigener Wahl oder in Folge fremder Einwirkung erschließen; schützt davor die Ausdauer, welche

*) Das einzige Exemplar von dem „Sonntagsblatt", welches noch aufzutreiben war, befindet sich im Besitz der k. k. Hofbibliothek, doch ist auch dieses nicht complet, weil der ganze zweite Jahrgang fehlt. Sollte diese Andeutung auf die Spur von noch irgendwo vorhandenen Exemplaren dieser Wochenschrift führen, so wäre jede hierauf bezügliche Mittheilung dem Herausgeber überaus willkommen.

den vom Berufseifer Erfüllten stets bis zur Gränze des Erreichbaren begleitet. Das Schwankende in seiner Bestimmung liegt außerhalb der Sphäre der eigenen Willenskraft, folgt Bewegungen wie von unsichtbarer Hand geleitet. Seine Wege waren ja vertrauensvoll dem Herrn befohlen und die Ueberzeugung stärkte und belebte ihn, daß er so die richtige Lebensbahn nicht verhelfen könne.

Die Stellung, welche Klinkowström endlich gefunden, dafür, was er jetzt unternehmen soll, scheint er die lange Zeit seines Lebens vorbereitet, von anderen Zielen abgehalten und in eigenthümlicher Weise gerade diesem Ziele zugeführt worden zu sein.

Das Klinkowström'sche Institut.

(1818—1834.)

Das Klinkowström'sche Institut.

Adam Müller, „einer der geistreichsten Männer, die ich kenne" — wie der Staatskanzler Fürst Metternich, der doch mit allen staatsmännischen und akademischen Größen unseres Welttheiles in Verkehr stand, in einem Schreiben an eine Dame ihn charakterisirte, als er diesen im Jahre 1819 nach Carlsbad beschied, um zur Erholung von den ermüdenden Conferenzen auf einsamen Waldspaziergängen sich an dessen anregenden Gesprächen zu ergötzen; — der geistreiche, in allen Wissenschaften erfahrene Adam Müller war trotzdem, vielleicht eben deshalb, auf dem Felde praktischen Wirkens minder zu Hause als im Bereich der Theorien. Wenigstens mit der nach eigenen Plänen, unter seiner Leitung, in Wien zu gründenden Erziehungsanstalt für den höheren Adel war er nicht glücklich gewesen. Das Unternehmen, welches unter dem vielsagenden Motto: „Das Christenthum in seiner Alles vereinigenden und durchdringenden Kraft" in's Leben gerufen werden sollte, scheiterte an seiner, zwar wissenschaftlich

durchdachten, aber den österreichischen Verhältnissen nicht angepaßten Anlage.

Nach Adam Müller's Plan sollten etwa vierundzwanzig Jünglinge aus den höheren Ständen im Alter von 10 bis 18 Jahren ihre Bildung in seinem Institut empfangen und vollenden. Der Unterricht hatte, gleich mit den höheren Humanitätsclassen beginnend, die philosophischen und juridischen Studien zu umfassen, nebstbei die classische römische und griechische Literatur einzubeziehen und auf das Studium der Landwirthschaft, auf einen vollständigen Cours diplomatique in französischer Sprache und auf eine Encyclopädie in den militärischen Wissenschaften sich auszudehnen. Selbst die elegante Bildung in Sprachübungen, in ritterlichen und musikalischen Exercitien war mit inbegriffen. Zu allen diesen Gegenständen waren nur 8 Jahre bestimmt. Der Unterricht sollte von geprüften Privatlehrern aller Art besorgt werden. Für den historischen, staatswissenschaftlichen, philosophischen und mathematischen Unterricht wollte Müller selbst die Leitung übernehmen. Die Privatstudien wären dem Unterrichte an der Universität zur Seite gegangen, mit Ausschluß aller öffentlichen Prüfungen; doch sollte die Anstalt für jeden Berufenen zu allen Zeiten und Stunden offen stehen.

Wie wir aus den bezüglichen Verhandlungsacten zu ersehen in der Lage waren, verstieß dieser Plan nach dem einstimmigen Urtheil aller darüber einvernommenen Behörden und Organe „gegen alle österreichischen Studiengesetze, welche der zu frühzeitigen Bildung oder vielmehr Treibhauskünstelei des jugendlichen Verstandes dadurch vorbeugen, daß sie zum ersten Eintritt in die Gymnasien das Normalalter von 10 Jahren festsetzen und jede Abkürzung der Studien auf das strengste verbieten".

Hierin lag auch der Hauptbeweggrund, daß auf Müller's Einschreiten um Eröffnung der Anstalt, wozu schon unter der Gönnerschaft des Erzherzogs Max von Este alle Vorbereitungen mit großem Kostenaufwande getroffen waren, in Folge Allerhöchster Entschließung (Mai 1813) eine abweisliche Erledigung herablangte. Außerdem fanden die Josephinischen Schulmänner manchen Haken in Müller's schriftstellerischen Werken, was uns bei dessen streng katholischer Richtung nicht Wunder nimmt.

Das Müller'sche Project kam also nicht zu Stande, der Gedanke jedoch, von dem die geistigen Gründer jenes Unternehmens beseelt waren, wurde nicht fallen gelassen. Galt es doch, dem neu belebten, katholischen Bewußtsein Wiens, vorläufig auf eine kleine Schaar

auserlesener Männer beschränkt, in weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen und durch echt christliche Erziehung der Jugend einen Nachwuchs heranzubilden, der in dem Glaubensindifferentismus der Zeit nicht versunken sei, wofür jene geistlichen Orden, die ihrer Institution nach mit dieser Mission betraut sind, seit der Josephinischen Regierungsperiode abhanden gekommen waren. Es mußte nur der rechte Mann gefunden werden, dessen starke Laienhand Ersatz zu bieten und die wichtige Aufgabe, ohne wissenschaftlichen Großbau, innerhalb des Rahmens der österreichischen Studienordnung und Unterrichtsgesetzgebung, durchzuführen geeignet war.

Hoffbauer's scharfblickendes Auge fiel einige Jahre nach dem gescheiterten Müller'schen Projecte auf Klinkowström. Und dieser überwand jedes Bedenken von Bescheidenheit bezüglich der Wichtigkeit und Fremdartigkeit des Unternehmens, als der Rath zum Betreten einer neuen Lebensbahn von jener Seite an ihn herankam. In der That wird Jedermann, der sich die Episteln des jugendlichen Exmilitärs, dann des angehenden Künstlers an den jüngeren Bruder Carl in's Gedächtniß zurückruft, mit P. Hoffbauer in dem Urtheil übereinstimmen, daß in dem Wesen Klinkowström's, ihm ganz unbewußt, etwas lag, das ihn ganz beson-

ders zum Jugendbildner qualificirte. Nebst diesem angebornen Talente und seiner allgemeinen, nichts weniger als oberflächlichen Bildung, kamen dem künftigen Pädagogen seine Eigenschaften als Maler und Musiker, seine Kenntniß der modernen Sprachen, endlich seine in verschiedenen Lebenslagen gesammelten Erfahrungen sehr zu statten, von anderen Vorzügen zu schweigen, die aus Klinkowström's socialer Stellung entsprangen. Wie Klinkowström über die Erziehung der Knaben durch Frauen dachte, denen im häuslichen Kreise, sei es durch die eigene Mutter oder durch eine Gouvernante, die Aufsicht und Leitung der Kinder zufällt, mag vielleicht auch beigetragen haben, ihm seinen Entschluß zu erleichtern. „Das ganze Interesse," so schreibt er gelegentlich an Bruder Carl, „was Mütter oder Gouvernanten an Knaben nehmen, ist doch weibischer Natur, und die Wirkung davon läßt sich bei einiger Erfahrung nicht verkennen. Das Zarte, Gemüthliche, Weibliche, das Knaben unter solcher Leitung empfangen, hat allerdings etwas Anziehendes, allein es ist nicht auf die rechte Weise dem Knaben bekannt und beigebracht worden. Im Allgemeinen befördern Frauen nur die Gemüths- und Gefühlsbildung bei Knaben, die zwar nicht übersehen werden darf, aber nicht die dominirende Seite seines Charakters

werden soll. Ihre Religiösität, ihre Tugenden, ihr ganzes häusliches Leben ist auf Gemüthlichkeit gegründet, und nur diese vermögen sie wieder mitzutheilen. Die Strenge des Gehorsams, die heroische Erfüllung der Standespflichten, Entsagung, Selbstbeherrschung und was noch zur Aufgabe des männlichen Charakters gehört, können Frauen nicht geben, wenigstens nicht auf die rechte Weise, da das Beispiel mehr erzieht als Worte."

Auf Anrathen Hoffbauer's entschließt sich demnach Klinkowström, eine Erziehungsanstalt für Knaben in Wien zu gründen und erhält, in günstiger Erledigung seines bezüglichen Einschreitens, mit Regierungsdecret vom 28. August 1818 die staatliche Bewilligung zur Eröffnung derselben.

Klinkowström's Programm, welches in allen Amtszeitungen des Kaiserstaates anläßlich der Activirung des Institutes zur Veröffentlichung gelangte, lautet in den wichtigen grundsätzlichen Eingangsbestimmungen wie folgt:

„Meine Erziehungsanstalt ist für Knaben katholischer Religion aus allen Ständen bestimmt."

„Da den Allerhöchsten Vorschriften gemäß gründliche Kenntniß und Uebung der Religion ein Hauptgesichtspunkt der Erziehung sein sollen, und wahrhafte

Religiösität wesentliche Bedingung eines echt moralischen und musterhaften Lebenswandels ist, so werde ich zuvörderst diesem wichtigen Gegenstande meine ganze Sorgfalt widmen. Im Uebrigen ist mein Bestreben dahin gerichtet, die mir anvertrauten Zöglinge zu den staatsbürgerlichen Verhältnissen, wozu ihr Stand oder Beruf sie in der Folge führen mag, möglichst brauchbar zu bilden, und sie auf diese Weise zu nützlichen und musterhaften Mitgliedern des Staates und der menschlichen Gesellschaft zu erziehen."

Klinkowström's Vater in Stralsund freut sich über die „solide Carrière" seines Sohnes und wünscht ihm Gesundheit und Erhaltung seiner Kräfte, um dem neuen Amte recht lange vorstehen zu können.

Die Mutter sendet von dort dem lieben Fritze Gottes Segen und Glück zu dem neuen Vorhaben.

I. Einrichtung und Stand des Institutes.

Das Klinkowström'sche Institut ward mit Regierungsbewilligung ursprünglich auf der Wieden „beim goldenen Kegel" Anfangs October 1818 eröffnet, aber schon im darauf folgenden Jahre zum Michaeli-Termin in die sehr geräumigen Localitäten des Scheiblauerhauses in der Alservorstadt übertragen, allwo es seither

bis zum 1. October 1834, also im Ganzen durch 16 Jahre, bestanden hat. Von diesem Hause, welches nebst Garten, der Capelle und einigen Wohnungen des Nebengebäudes lediglich den Bedürfnissen des Institutes gewidmet war, wird noch später die Rede sein.

An Zöglingen zählte das Institut während der Dauer seines Bestehens (mit Inbegriff von 4 Söhnen des Vorstehers) im Ganzen 210 Individuen. Von diesen gehörten der staatsbürgerlichen Eigenschaft nach 181 der Monarchie und 29 dem Auslande an. Unter den Ersteren waren aus Ungarn 14, Küstenland (Triest und Görz) 9, Steiermark 9, Böhmen und Mähren je 7, Galizien 7, Lombardei und Venedig 6, Siebenbürgen 3, Kroatien und Slavonien 2, Krain 2, und Schlesien 2; alle Uebrigen entfielen auf Wien. Unter den Ausländern befanden sich 6 Russisch-Polen, 5 Florentiner, 4 aus Constantinopel, 2 Neapolitaner, 2 Genueser, 2 Russen, 2 Franzosen, 2 Württemberger, 2 Baiern, 1 Moldauer und 1 Grieche.

Ihrer Verwendung nach befand sich die überwiegende Mehrzahl der Zöglinge in den Gymnasial- und Normalschulclassen. Auch gab es Anfänger, die sich erst auf die Schulbildung vorbereiteten. Absolvirte Gymnasiasten, sogenannte Philosophen, verblieben nur

in einzelnen Fällen im Institut und frequentirten die Universität.

Dem Stande nach waren von den 210 Zöglingen 143 adelig, darunter 4 Fürsten, 59 Grafen und 23 Barone. Dieses Vorwalten des aristokratischen Elementes lag nicht in exclusiven Absichten oder dahin abzielenden Einrichtungen Klinkowström's. Es machte sich von selbst. Ein hingeworfenes Wort des Kaisers Franz mag auch dazu beigetragen haben. Ein hoher Cavalier von der nächsten Umgebung des Kaisers hatte nämlich Allerhöchst demselben seine Absicht ausgedrückt, seinen Sohn zur Erziehung dem Theresianum zu übergeben. Da entgegnete der Kaiser in seiner geraden und raschen Weise: „Nein, thun Sie das nicht, geben Sie ihn nicht zu mir, bei mir verderben nur die jungen Leute" (es waren damals ein paar traurige Fälle zur Kenntniß des Kaisers gekommen), „geben Sie ihn lieber zu Klinkowström." Der Cavalier nahm den Rath des Kaisers als Befehl, und indem er in seinen Kreisen weiterhin davon erzählte, erfolgte eine Einwanderung zahlreicher Knaben und Jünglinge aus den höchsten Ständen in das Institut.

Jeder Zögling erhielt beim Eintritt in's Institut eine Nummer, die nicht blos den Ordnungsdienst des Hauses zu erleichtern bestimmt war, sondern auch eine

nivellirende Bedeutung hatte. In der gleichen Absicht war im Hause eingeführt, daß die Zöglinge insgesammt nicht mit ihrem Geschlechtsnamen, sondern mit ihren Taufnamen bezeichnet und gerufen wurden. Bei häufig identischen Taufnamen half man sich mit Modificirungen derselben wie Carl, Carlo, Carletto rc. rc. Die Mehrzahl der hocharistokratischen und die Minderzahl der plebejischen Geschlechtsnamen trat also nicht in täglichen Vergleich und vielleicht einerseits blähenden, anderseits demüthigenden Gegensatz. Der Carl oder Eduard hatte keinen anderen Gedanken hinter sich, und es war etwas abgehalten, was schädlich werden konnte, ohne den mindesten Schein einer Absicht es abzuhalten. Wiederum ging der Gebrauch im Hause, daß die Zöglinge sich sämmtlich untereinander duzten. Das geschah ohne alle Mahnung oder Anleitung, sondern jeder neu Eintretende wurde sogleich von Allen mit Du angeredet und gab ihnen das Du natürlich zurück. Niemand, der Klinkowström kannte oder, wir erlauben uns zuzusetzen, wer ihn nur in unserer mageren Skizze ins Auge faßte, wird das mißverstehen. Klinkowström war vielleicht der antirevolutionärste und antidemagogischeste Charakter seiner Zeit. Aber er wußte, wo der Unterschied und wo die Gleichheit hingehört, und für seine Kinder — denn alle Zöglinge betrachtete er

als solche — wollte er die Gleichheit und die Brüderlichkeit. Von den drei revolutionären Schlagworten fehlte also nur die Freiheit, aber auch diese konnten sie im vollsten Maße haben, wenn sie sich mit der Freiheit der Kinder Gottes begnügten.

Als Institutstracht für den Ausgang der Zöglinge war eingeführt ein dunkelblauer Pekesch, reich mit Schnüren besetzt, ein Beinkleid von schwarzem Tuch oder weißem Leinenzeug mit einer beliebigen Kappe als Kopfbedeckung. In dem eleganten, kleidsamen Pekesch erkannte man in ganz Wien die Klinkowströmianer.

Den Räumlichkeiten der Localität angemessen, waren zu gleicher Zeit niemals mehr als 50 Zöglinge in der Anstalt. Es entsprach diese Zahl auch nach der Ansicht Klinkowström's der Maximalgrenze, über welche hinaus der Ueberblick des Einzelnen nicht reicht, eine wirksame Oberaufsicht nicht mehr zu handhaben ist.

Die fortlaufende Aufsicht über die Zöglinge wurde von sechs Hofmeistern, ordentlicher Weise Studirenden aus den höheren Facultäten, ausgeübt. Die Zahl sechs ist beträchtlich und dürfte wohl kaum von einer anderen Anstalt damals oder jetzt erreicht worden sein; sie gewährte den doppelten Vortheil, für die Hofmeister, daß sie für ihre Studien nicht überbürdet waren, für die Zöglinge, daß sie nicht von erschöpften und durch

Anstrengung ermatteten Menschen überwacht wurden. Zwei Hofmeister (einer bei den Großen, der andere bei den Kleinen) führten die tägliche Aufsicht. Es traf dies also jeden Hofmeister die Woche nur zweimal und jeden dritten Sonntag. Des Nachts waren alle sechs in den Schlafstuben so vertheilt, daß ihr Blick durch die mit Lämpchen erleuchteten Räume überall hintreffen konnte.

Zwischen 11 und 12 Uhr Nachts machte Klinkowström seinen Inspectionsgang durch alle Räume des Hauses.

Das Lehrerpersonale bestand mit Inbegriff der 6 Hofmeister aus 18 im Institute angestellten Lehrern.

Die zum Unterricht in den Gymnasialclassen und Normalgegenständen bestimmten Lehrer waren sämmtlich geprüft und mit den vorschriftsmäßigen Zeugnissen versehen. Ein Weltpriester ertheilte den katechetischen Unterricht; zwei Lehrer waren für die französische, Einer für die italienische Sprache, Einer für die höhere Kalligraphie, zwei für Figuren- und Landschaftszeichnen, zwei für die Musik (Clavier und Violine) und Einer für das Tanzen förmlich angestellt.

Der Unterricht, welcher die vorgeschriebenen Gegenstände der Gymnasial- und Normalschulgegenstände umfaßte, beschäftigte die Zöglinge in der Regel

6 bis 8 Stunden des Tages, mit Ausnahme des Donnerstags, wo Nachmittag frei war. Die Gymnasialschüler hatten wöchentlich 18 Stunden Latein, außerdem 2 bis 3 Stunden Griechisch, dann in den unteren Classen in der Geschichte und Geographie um je eine Stunde mehr als die öffentlich Studirenden. In der Religion erhielt jede Classe wöchentlich vorschriftsmäßig 2 Stunden Unterricht. Die Erlernung der französischen Sprache (wöchentlich zu 3 Stunden) begann mit der ersten Gymnasialclasse. An einem bestimmten Tage der Woche durfte beim Mittagessen nur französisch gesprochen werden. Die es nicht kannten, mußten schweigen bei sonstiger Strafe. Daß es an solchen Tagen stiller als gewöhnlich herging, ist begreiflich. Die italienische Sprache ward mit der dritten Gymnasialclasse begonnen. Die höhere Kalligraphie nahm wie das Zeichnen 3 Stunden wöchentlich, das Tanzen 2 Stunden in Anspruch. Der Unterricht in der Musik, in der englischen, ungarischen, polnischen, böhmischen Sprache, dann im Reiten ward nur auf Verlangen der Eltern ertheilt. Ebenso der Besuch der Schwimmschule, wohin die Zöglinge in den Morgenstunden unter Begleitung eines Hofmeisters zu Wagen geführt wurden, um jede Erhitzung zu verhüten. In den Sommermonaten lernten die Kleinen zur Ausbildung

des Körpers das militärische Exercitium durch einen Unterofficier der Hofburgwache.

Die Zöglinge erhielten zum Frühstück abwechselnd Chokolade oder Milch mit einer Semmel; zu Mittag vier Speisen (an Sonn- und Feiertagen fünf), zum Vesperbrod Obst mit Brod; zu Abend zwei Speisen.

Für den Fall einer Erkrankung waren zwei abgesonderte Zimmer in Bereitschaft, wo den Zöglingen die sorgsamste Pflege zu Theil wurde.

Der Hausordnung zufolge standen die Zöglinge im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 6½ Uhr auf, nahmen nach gemeinschaftlich verrichtetem Morgengebet ihr Frühstück ein, wohnten dann der Messe in der Hauscapelle bei und bereiteten sich sohin unter Aufsicht des Vorstehers und zweier Hofmeister im Garten oder in den Schulzimmern (von denen jede Classe ihr eigenes in einer fortlaufenden Reihe hatte) auf die Lehrstunden vor, welche um 8 Uhr begannen und mit Intervallen bis 12 Uhr dauerten. Bis 1 Uhr war Erholung; dann Mittagsessen bis 2 Uhr; von 2 bis 3 Uhr wieder Erholung oder Vorbereitung für den wieder beginnenden Unterricht bis 6 Uhr im Sommer und bis 7 Uhr im Winter. Von 6 bis 8 Uhr Erholung und zweimal in der Woche von 7 bis 8 Uhr Tanzunterricht. Das Abendessen von 8 bis 8½ Uhr, nach welchem ein

allgemeines kurzes Nachtgebet verrichtet wurde. Um 9 Uhr ging Alles schlafen.

Die Recreationszeit vertrieben sich die Knaben im Garten oder bei schlechter Witterung in den Sälen der Schulzimmer mit Spielen aller Art. Nicht zu den geringsten Vortheilen des Hauses gehörte der damit rückwärts verbundene große und schöne Garten, welcher zu Spiel und Bewegung der Jugend die vollständigste Gelegenheit bot. Ungefähr in der Mitte desselben befand sich ein Hügel, welcher dem inspicirenden Hofmeister Einsicht in die Gänge und Ecken des Gartens gewährte. Im Winter boten Schnee und Eis, im Sommer der Ball oder Reif die Mittel zur gemeinschaftlichen Belustigung. An Sonn- und Feiertagen wie auch bei sonstigen besonderen Anlässen durften die Zöglinge von ihren Eltern und Vormündern oder ausdrücklich namhaft gemachten Personen ausgebeten werden. Die Zurückbleibenden machten dann, falls sie guten Fortgang auswiesen, Ausgänge unter Leitung eines Hofmeisters, besuchten die Sehenswürdigkeiten Wiens, öffentliche Schaustellungen, wie Panoramen, Menagerien, Kunstreiter u. dgl. m., oder fuhren zu Wagen in die Umgebungen Wiens, worunter Mariabrunn, Rothenstadel, Rodaun, Weidling die beliebtesten Ausflugsorte waren. In den Vacanzen unternahm

alljährlich der Vorsteher selbst mit einer kleinen Schaar im Institute zurückgebliebener Zöglinge eine mehrtägige Reise, in einem der damals wohlbekannten mit vier Pferden bespannten Janschkiwagen, bald nach Preßburg und Oedenburg, am häufigsten nach Mariazell.

Dramatische Vorstellungen der Zöglinge, Absingen von Cantaten (darunter auch von Klinkowström selbst componirte), Illuminationen und Feuerwerk mit Musikbanden waren stets abwechselnde Ueberraschungen, womit feierliche Institutsanlässe, insbesonders der am 18. Juli fallende Namenstag des Vorstehers alljährlich begangen wurden. Der Fasching gab regelmäßig Gelegenheit zur Abhaltung eines Ballfestes, wobei die Knaben alle costümirt waren, des größeren Spaßes wegen und um das Tanzen unter sich lustiger zu machen. Auch die Octave eines Nachfaschings durfte niemals versäumt werden.

Klinkowström's Erziehung war im Ganzen als eine ernste, ja als eine strenge zu bezeichnen. Das war von dem Manne zu erwarten, der für sich selbst von jeder physischen oder geistigen Weichlichkeit unendlich weit entfernt war, und für seine Pflegebefohlenen mit allen Kräften dagegen wirkte. Dies führt uns auf das Capitel der Strafen. Die geringeren Strafen waren die in allen ähnlichen Anstalten gewöhnlichen.

Unfleiß oder kleine Sittenverstöße wurden mit Carenz der vierten Speise bestraft, welche, sie mochte nun Fleisch oder Mehlspeise sein, gewöhnlich die meist ambitionirte war. Doch erwarb der Zögling damit einen Anspruch auf doppelten Antheil von einer vorausgehenden Speise, denn Klinkowström hatte den Grundsatz, daß man bei jungen Leuten im Zustande des Wachsthums nur den Gaumen, nie aber den Magen bestrafen dürfe. Tiefer griff schon die Ausgangsstrafe, d. h. die Versagung der Heimkehr für den nächsten Sonn- oder Feiertag. Aber Klinkowström behielt sich auch, auf den Ausspruch der heiligen Schrift gestützt: Wer die Ruthe spart &c., ausdrücklich das Recht der körperlichen Züchtigung bei den Eltern vor. Sie wurde zwar selten, aber doch ausgeübt. Oft genügte eine ernste Ermahnung. Ein erbauendes Wort bei passender Gelegenheit fallen zu lassen, dazu war er der rechte Mann.

Im sogenannten Inspectionszimmer lag ein Sittenbuch auf, in welches der jeweilig die Aufsicht führende Hofmeister die vorgekommenen Vergehungen mit den andictirten Strafen einzutragen hatte. Der betreffende Zögling wurde darin nicht mit seinem Namen, sondern mit der Institutsnummer aufgeführt. Dieses Sittenbuch kam dann jeden Sonntag für die abgelaufene Woche zur Verlesung, woran sich eine pädagogische

Exhortation des Vorstehers knüpfte, die an alle versammelten Zöglinge gerichtet war.

Die Bedienung im Hause besorgten ausschließlich männliche Dienstboten.

Die Jahrespension war nach Maßgabe des Unterrichtes auf 350 bis 500 fl. C.-M. festgesetzt. Die Beiträge vieler Zöglinge erreichten nicht das angegebene Minimalausmaß; manche waren, ohne es zu wissen, ganz unentgeltlich aufgenommen.

Indem wir noch alphabetische Namens-Verzeichnisse aller Zöglinge und des gesammten Lehrer- und sonstigen Hauspersonales des Institutes diesem Capitel beischließen, wäre das statistische Materiale für den Schauplatz zusammengetragen, auf welchem Klinkowström als Pädagog gewirkt hat. Wie er dieser Aufgabe entsprochen, von welchen Erfolgen seine Absichten begleitet waren, darüber werde ich dem geneigten Leser die unbefangene und berufene Stimme eines ehemaligen Klinkowström'schen Institutszöglings vorführen. Zuvor möchte ich aber noch jenes Hauses, welches die Institutsherberge gewesen, mit welcher so viele Erinnerungen zusammenhängen, etwas weitläufiger gedenken, und einige an den Hausbesitz sich knüpfende Momente aus dem Leben Klinkowström's anreihen, was im nächstfolgenden Capitel geschehen soll.

Verzeichniß

der Instituts-Zöglinge in alphabetischer Reihenfolge mit Angabe des Eintrittsjahres und der Institutsnummer.

	Eintritts-jahr	Inst.-Nr.
Aichelburg Baron Gottfr.	1823	23
Androulaky Michael	1827	9
Angermayer Edler v. Strengberg Alois	1829	37
Attems Graf Carl	1821	35
Auersperg Graf Anton	1819	13
Auersperg Graf Richard	1834	17
Bäumen Alfred v.	1825	15
Bäumen Carl v.	1831	18
Bäumen Felix v.	1825	28
Baillet-Latour Graf Carl	1833	35
Balucanti Graf Hyacinth	1828	19
Bathiany Graf Louis	1821	40
Bauer Edmund	1821	42
Bedekovich Bar. Rudolf	1827	19
Behaker Baron Philipp	1822	45
Behsel Anton	1832	16
Beldi de Uzon Stefan	1832	49
Bogner Franz	1818	5
Bohr Rudolf Ritter v.	1827	26
Bonazza Max v.	1829	36
Bornemisza Baron Alex.	1833	11
Brancaccio Marqu. Carlo	1822	31
Brancaccio Marqu. Nic.	1825	35
Brenner Adolf v.	1825	5
Brigido Graf Ferdinand	1830	20
Brudern Baron Alois	1824	30
Bürchner Carl	1823	44
Carrega Marchese Johann	1830	31
Carrega Marchese Andr.	1830	35
Cavriani Graf Franz	1833	50
Cebrian Graf Franz	1820	22
Ciotta Eugen	1828	24
Collet Carl (Leopold)	1821	17
Cometti Achilles v.	1823	43
Comfort Richard	1822	15
Coronini Graf Alfred	1821	2
Coronini Graf Anton	1820	1
Coronini Graf Ernst	1821	3
Coudenhove Graf Max	1821	43
Coudenhove Graf Friedr.	1821	44
Coudenhove Graf Julius	1828	23
Crivelli Graf Albert	1823	2
Delmestry Graf Eduard (Philipp)	1820	34
Desfours Graf Ferdinand	1824	21
Eckstein Siegfried	1821	36
Elsler Franz	1832	29
Esterhazy Graf Carl	1832	5
Esterhazy Graf Georg	1820	26
Feldmüller Mathias	1832	34
Felsenberg Alexander v.	1825	11
Fenzi Horaz	1832	31
Fenzi Sebastian	1832	33
Fenzi Carlo	1832	37
de Fin Baron Oscar	1833	8
Forgatsch Baron Willis	1819	11
Fradenek v. Vincenz	1827	29
Freitag v. Freudenfeld Jos.	1827	40
Friz Wilhelm v.	1818	7
Gallenberg Graf Hugo	1824	17
Gallenberg Graf Josef	1818	8
Gallenberg Graf Hektor	1820	29
Gallenberg Graf Alex.	1824	40
Gemeiner Jakob	1820	2
Geusau Baron Eduard	1819	24

	Eintritts-jahr	Inst.-Nr.		Eintritts-jahr	Inst.-Nr.
Geusau Baron Wilhelm	1819	25	Milievski Stanislaus v.	1830	10
Geusau Baron Otto . .	1824	46	Mniszech Graf Alfred .	1828	17
Godefroy Caesar	1830	39	Mniszech Graf Alexander	1828	18
Guggenberger Carl v. .	1821	38	Monse Anton	1834	3
Hafenbrädl Richard . .	1830	11	Müller Leopold	1825	19
Herberstein Graf Friedr.	1819	12	Mundy Baron Bohuslav	1826	32
Hermansdorf Moriz v. .	1829	14	Nako Johann v.	1823	37
Hertrum Anton	1822	37	Naranzi Spiridion v. .	1823	36
Hoditz Graf Julius . .	1824	47	Neubauer Alois v. . . .	1831	8
Höpfner Georg	1821	41	Neuhaus Josef	1824	—
Hübner Alois	1826	41	Nimptsch Graf Ferdinand	1826	3
Hübner Josef (Alexander)	1826	34	Nimptsch Graf Friederich	1826	8
Kieninger Carl	1828	32	Ottenfels Gschwind Bar. Moriz	1832	10
Kinsky Graf Octavian .	1821	17			
Kinsky Graf Carlos . .	1821	18	Pace Graf Bernhard . .	1826	7
Königsegg Graf Gustav	1824	42	Paumgarten Baron Joh.	1821	10
Königsegg Graf Hermann	1827	43	Paumgarten Baron Max	1821	4
Konopka Baron Heinrich	1832	13	Pejacsevich Graf Paul .	1821	39
Korn Heinrich	1819	19	Petrovits Armis Graf Theodor	1823	17
Kraus Josef	1828	15			
Lacsny George v. . . .	1820	30	Petrovits Armis Graf George	1823	40
Lang Josef	1832	41			
Leon Xaver v.	1819	15	Petzold Eugen	1823	28
Leser Carl	1819	16	Pichler Leopold v. . . .	1825	25
Lesniowski Stefan v. .	1818	1	Pichler Adolf v.	1827	14
Lesniowski Eduard v. .	1818	2	Pilat Clemens v. . . .	1818	6
Leykam Baron Anatol .	1830	1	Pilat Friederich v. . . .	1825	6
Lichnowsky Graf Carl .	1832	1	Pilat Louis v.	—	—
Liebmann Ferdinand . .	1818	3	Poeschmann Rudolf . .	1820	32
Liebmann Adolf	1818	4	Poeschmann Josef . . .	1820	33
Lieder Michael	1819	18	Poninski Fürst Ladislaus	1828	36
Lilienthal Leopold v. . .	1827	20	Poninski Fürst Calixt . .	1828	39
Lubomirski Fürst George	1831	16	Praschma Graf Johann	1830	8
Markowsky Rudolf . . .	1832	27	Preisinger Ignaz	1819	10
Markowsky Wenzel . . .	1832	30	Preyß August	1819	22
Meerfeld Graf Armand .	1826	20	Preyß Georg	1819	23
Mellirato Demeter v. . .	1826	4	Radler Johann	1832	35

	Eintritts-jahr	Inst.-Nr.
Radzivill Fürst Alexander	1820	28
Raimondi Alexander . .	1834	19
Ranscher Gustav	1829	37
Reedl Adolf	1832	18
Reinfelden Heinrich v. .	1828	44
Reinfelden Ludwig v. .	1828	45
Reißer Carl	1830	41
Reißer August	1830	42
Reißer Eduard	1830	43
du Rieux Alexis	1825	18
Roesgen Franz v. . . .	1822	32
Rohmann Moriz	1828	3
Rohmann Theodor . . .	1828	7
Rohmann Eduard . . .	1830	9
Rozier Alexander . . .	1826	17
Sala Baron Gustav . .	1821	17
Sartorius Theodor . . .	1824	3
Sartorius Victor . . .	1824	12
Schäffer Friederich v. . .	1831	20
Schanza Eduard	1827	33
Schick Telesphor v. . .	1832	47
Schirding Graf Nepomuk	1821	37
Schwachhofer Adolf . .	1826	30
Schweitzer Friederich . .	1819	9
Schweitzer Sigmund . .	1824	45
Seilern Graf Josef . .	1830	16
Seilern Graf Carl . . .	1830	17
Selliers v. Meranville Louis	1824	5
Selliers v. Meranville Josef	1825	7
Sérenyi Graf Johann .	1833	16
Serini Eugen	1832	46
Simon Louis	1832	12
Skrzynski Alexander v. .	1832	12
Smitmer Adolf v. . . .	1820	20
Soltyk Graf Heinrich . .	1831	17
Sommer v. Sonnenschild Franz	1823	16
Sowa Heinrich	1822	33
Steinbauer Johann . .	1830	24
Steindl Rudolf v. . . .	1829	38
Steinebach Josef	1825	33
Stillfried Baron Eduard	1820	27
Stillfried Baron Carl .	1826	28
Straub Eduard	1823	14
Sweerts-Spork Graf Jos.	1820	5
Széchenyi Graf Emerich	1832	47
Széchenyi Graf Dionys	1833	12
Tegoborski Julius v. . .	1832	31
Teleky Graf Stefan . .	1833	19
Testa Baron Ignaz . .	1824	1
Vergani Ernst v. . . .	1822	11
Vergani Ferdinand v. .	1823	3
Wagner Hubert	1829	29
Wallishauser Paul . . .	1822	31
Wallis Graf Josef . . .	1829	19
Walnöfer August . . .	1825	4
Weeger Emil	1832	48
Weinsberg August v. . .	1828	4
Weninger Alexander . .	1826	12
Wetzlar Baron Pips . .	1819	17
Wielopolski Graf Paul .	1830	47
Wildburg Baron Adolf .	1822	16
Wissinger Emanuel . .	1834	39
Wodzicki Graf Casimir .	1829	25
Wolfskron Otto v. . . .	1831	19
Woraczicki Graf Heinr.	1833	2
Wurmbrand Graf Heinr.	1825	22
Zambothy Franz v. . .	1819	21
Zeilner Julius	1834	—
Zemann Victor	1825	13
Zois Baron Michael . .	1826	15
Zulauf Nicolaus	1828	5

Es wäre vielleicht erwünscht gewesen, dem Namens-Verzeichniß der Zöglinge für jeden Einzelnen die Angabe der später gewählten Berufsart beizufügen. Bei vielen wären diese Daten bekannt gewesen, sogar bei den meisten, aber nicht bei allen, und deshalb habe ich die Sache unterlassen.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß aus Klinkowström's Hause ein eigenthümlicher Zug zur Diplomatie ging. Denn nicht nur waren mehrere der ältesten und bedeutendsten Zöglinge selbst von diplomatischer Abkunft, es war auch durch Klinkowström's Schwager Pilat, ja durch das Wohlwollen des Fürsten Metternich selbst, dessen Auge mit anerkennendem Wohlgefallen auf der Anstalt ruhte, eine beständige Aufmerksamkeit auf die Staatskanzlei gerichtet. Wir nennen nur einige Namen nach der Zeitfolge ihres Eintrittes in das Institut, wie die Botschafter und Gesandten: Graf Georg Esterhazy, Freiherr Adolf v. Brenner, Freiherr Alexander v. Hübner, Graf Albert Crivelli, Freiherr Moriz v. Ottenfels-Gschwind, Freiherr Nikolaus v. Pottenburg (Zulauf) nebst vielen Anderen, die nur in geringeren Functionen, wenn auch bis hinauf zu stellvertretenden Gesandtschaftsposten Thätigkeit und Anerkennung gefunden.

Aus dem Umstande, daß das Institut zum beiweitem

größeren Theile aus adeligen Pensionären bestand, erklärt es sich, daß die überwiegende Mehrzahl dem Militärstande anheim fiel. Da wir auf diesem Gebiete weniger bekannt sind, die Zerstreuung der dem Militärstande Angehörigen durch alle Provinzen sie der fortgesetzten Aufmerksamkeit entzieht und alle hier manifestirte Auszeichnung, wenn sie nicht auf dem Schlachtfelde oder in den höchsten Kategorien erworben wird, in der Stille des Dienstlebens und fast des Dienstgeheimnisses verläuft, so wird uns die Anführung besonderer, vielleicht höchst verdienstlicher Erscheinungen erlassen werden.

In den geistlichen Stand sind eingetreten: Graf Hugo Gallenberg und Josef Kraus, Beide als Weltpriester, dann Theodor Rohmann und Alexander Weninger nebst den beiden Söhnen Klinkowström's Josef und Max als Mitglieder der Gesellschaft Jesu, mithin im Ganzen unter 210 Zöglingen deren 6. Diese Thatsache beweist, wie sehr Klinkowström's christliche Erziehungsmethode, getreu dem ursprünglichen Programm, jeder Einseitigkeit oder gar Bevorzugung in der Berufsausbildung der ihm anvertrauten Zöglinge fremd geblieben ist.

Nicht als Priester, aber als muthvollen Streiter der Kirche müssen wir auch den Freiherrn Eduard

v. Stillfried hier anreihen, der in schwerer Zeit das Panier der katholischen Sache mit Unerschrockenheit entfaltet hat.

Unter den vielen bedeutungsvollen Namen, die im Verzeichniß der Zöglinge sich vorfinden, können wir zwei nicht ohne besondere Erwähnung lassen: Anton Graf Auersperg, der berühmte Dichter Anastasius Grün, war vom Jahre 1819 bis 1824 Instituts-Zögling und verließ nach absolvirten Gymnasialstudien, die er mit Auszeichnung durchgemacht, die Anstalt. Im Tagebuch Klinkowström's findet sich unterm 13. November 1821 folgende Notiz: „Heute kam Anton Auersperg wieder. Freudige Nachricht, daß derselbe sich zu Hause so wohl betragen habe und daß es die Frucht seiner hiesigen Erziehung sei." Wenngleich in seiner späteren kirchenpolitischen Haltung die Geistesrichtung, die er im Institute empfangen, nicht wieder zu erkennen war, so gebietet es doch die Pflicht der Objectivität, diesen Namen aus der Schaar der Zöglinge hervorzuheben. Von dem Grafen Louis Bathiany würde ich lieber schweigen, weil er in hervorragendster Stellung zu unglückseliger Zeit ein bedauernswerthes Ende genommen. Seine nationale Ueberspannung hatte keine religiöse oder kirchliche Färbung und ist insofern irrelevant für die Beurtheilung des Baumes aus seinen Früchten.

Viele der Zöglinge hat der Tod bereits dahin gerafft; in der Anstalt selbst ist während der Gesammtdauer ihres Bestandes nur ein einziger Zögling gestorben, nämlich der kleine Hans Graf Praschma am Wasserkopf.

Verzeichniß
der ordentlichen und außerordentlichen Lehrer, dann des geistlichen und hausärztlichen Personales im Klinkowström'schen Institute.

Hofmeister und ordentliche Lehrer
für den Gymnasial- und Volksschulenunterricht.

	Eintritts-jahr		Eintritts-jahr
Bayer, Hofmeister	1824	Lammatsch Jos., Oberaufseher	1819
Dietrich, Hofmeister	1832	Lanz, Lehrer	1824
Doll, Oberaufseher	1820	Leb, Lehrer	1829
Eckl, Lehrer	1819	Lorenz, Hofmeister	1832
Eggendorfer, Hofmeister	1824	Malick, Lehrer der Poësie	1822
Eiberger, Hofmeister	1834	Mann J., Lehrer	1820
Fick Dr. Josef, Hofmeister	1826	Mathans, Hofmeister	1826
Gollmeyer, Lehrer	1824	Mooshamer, Hofmeister	1823
Hacklick Dr., Hofmeister	1827	Nentvich, Hofmeister	1824
Hugelmann Carl, Lehrer	1819	Neuwall, Lehrer	1833
Kajcizech, Lehrer	1828	Obertraut, Lehrer	1820
Klein, Hofmeister	1820	Perko A., Hofmeister	1828
Kosak, Hofmeister	1820	Pillat, Hofmeister	1831
Köhler, Lehrer	1826	Pittl, Hofmeister	1830
Kopatsch, Hofmeister	1821	Ploner, Hofmeister	—
Kratky, Hofmeister	1832	Preschern, Hofmeister	1822
Krischner Johann, Hofmeister	1831	Prettner, Lehrer	1827
Kron, Lehrer	1819	Roth, Hofmeister	1830

	Eintritts-jahr		Eintritts-jahr
Rudda, Hofmeister	1832	Terpinz, Hofmeister	1824
Schawlik, Hofmeister	1829	Treu Anselm, Hofmeister . .	1827
Schuselka, Hofmeister	1830	Vacano, Hofmeister	1830
Seidel, Lehrer	1827	Walter Franz, Hofmeister .	1832
Seiwald, Lehrer (?)	1834	Weidlich F., Aufseher . . .	1820
Semmelmeyer J., Lehrer . .	1820	Weiß Carl, Hofmeister . . .	1830
Sichrowski, Hofmeister . . .	1830	Wenzel J. Lehrer	1820
Silbert Jos. franz. Sprache	1823	Westermeyer, Hofmeister . .	1828
Stifter, Hofmeister	1821	Willim, Hofmeister	1821
Stögermeyer, Hofmeister . .	1832	Wyslocil, Hofmeister	1825
Stoß Franz, Lehrer	1831	Zhernich, Hofmeister	1829

Außerordentliche Lehrer.

Birngruber, Exerciermeister .	1825	Orell, krainerische Sprache .	—
Bricciolini, Fechtmeister . .	1832	Pawlick, Situations- und Architekturzeichnen	1820
Blumenthal, Violin- und Clavierlehrer	1819	Rakonal, Unterofficier, Exerciermeister	1820
Critchett, englische Sprache ·	1832	Rumy Dr., ungar. Sprache	1827
Daval, französische Sprache	1820	Raspi, italienische Sprache .	1824
Delorme, franz. Hofmeister .	1821	Richelle, französische Sprache	1821
Eschenbacher, Lieutenant, Situationszeichnen	1831	Schnöringer, franz. Sprache	1831
Freyberger J., Philosophie .	1824	Schell Jakob, Zeichenlehrer .	1832
Geraldini, ital. Sprache . .	1820	Schwemminger Josef, Landschaftszeichner	1832
Gremion, französische Sprache	1834	Scholl, Flötenmeister	1819
Hajnicky, polnische Sprache .	1820	Skokan, Naturlehre und Mechanik	1819
Herz, Physik	1832	Steiner, Zeichenlehrer . . .	1826
Höfner, ungarische Sprache .	1824	Strens, franz. Sprache (zwei Brüder)	1827
Jerina, Mathematik	1830	Schwarz, Tanzmeister . . .	1820
Kneisl, Stallmeister	1820	Tomaselli, Singmeister . . .	1831
Lechner, Claviermeister . . .	1819	Tomaschek, Philosophie . . .	1829
Lederer, englische Sprache . .	1824	Warsow, Kalligraphie . . .	1820
Minetti, Tanzmeister	1829		
Möller, Dr. englische Sprache	1826		
Niederhöfer, Zeichenlehrer .	1819		

Katecheten und Hauscapläne.

	Eintrittsjahr		Eintrittsjahr
Berger, Hauscaplan	1832	Pauk, Katechet	1827
Bauernfeld, Hauscaplan . .	1828	Rinn, Katechet	1819
Abbé Jéoffroy, Hauscaplan	1819	Rolatschek, Katechet	1831
Kaminsky, Hauscaplan . . .	1830	Schulz, Hauscaplan	1830
Komjaticky, Hauscaplan . .	1831	Stolzenthaler, Katechet . . .	1824
Kral, Katechet	—	Talafuß, Katechet	1824

Haus-Sanitätspersonale.

Biehl, Chirurg.	Dr. Steinmaßl, Operateur.
Burgstaller, Chirurg.	Dr. Vivenot, Hausconsiliarius.
Dr. Czikanek, Hausordinarius.	Wurzinger, Chirurg.
Fuchs, Zahnarzt.	

II. Das Scheiblauerhaus.

Das Institutsgebäude am Alsergrund (jetzt zum VIII. Bezirk gehörig, Reitergasse Nr. 17), ein freistehendes zwei Stock hohes Haus mit einem thurmähnlichen Aufsatz, einem sogenannten „Saletl“, im Palaisstyl gebaut, die Hauptfront nach dem anstoßenden großen Garten gerichtet, die Rückfront sammt der Einfahrtshalle gegen die Gasse gestellt, von der es durch einen mittelst Gitters abgeschlossenen Vorhof getrennt ist; dieses Gebäude, dessen äußerer Erscheinung die innere Einrichtung mit lichtem, elegantem Stiegen-

hause, breiten Gängen und einer Enfilade von saal-ähnlichen Zimmern entspricht, war Eigenthum des Instituts-Vorstehers und hieß allgemein das „Scheiblauerhaus".

Vormals zur „blauen Kugel" beschildet, gehörte die Realität ursprünglich — soweit nämlich unsere Nachrichten zurückreichen — dem Seilermeister Guth (1677), kam dann in den Besitz des Apothekers Greinbold (1701), von diesem in den Besitz des n. ö. Regimentskanzlers v. Schmidlin (1714) und erhielt den späteren Namen von den Herren Scheiblauer, die das Haus von 1726 bis 1798 besaßen und es wahrscheinlich in der gegenwärtigen Gestalt erbaut haben, obwohl über diesen letzteren Umstand die Chronik des Alsergrundes, der wir die ebenerwähnten Daten entnommen haben, keine Auskunft gewährt*). Der Name „Scheiblauerhaus" ist auch nach später erfolgtem öfteren Besitzwechsel an der Realität haften geblieben, hat die Besitzperioden der nachfolgenden Eigenthümer, zuerst des Freiherrn v. Geramb (1799 bis 1814), dann der Banquiers Arnstein und Eskeles (1814 bis 1821) überdauert, und war zu jener Zeit, als das Haus in die Hände meines

*) Siehe „Die Alservorstadt ꝛc., historisch-topographische Skizzen zur Schilderung der alten Vorstädte Wiens, von Carl Hofbauer". Wien, 1861.

Vaters gelangte, die im Volksmunde gebräuchliche Bezeichnung für das Klinkowström'sche Institut. Jedermann wußte, das das letztere im Scheiblauerhause untergebracht sei, und so identificirte sich die Benennung der Anstalt mit jener der Localität.

Der Wiener Fiaker pflegte seine genaue Kenntniß von der Localität noch dadurch besonders hervorzuheben, daß er, auf das grüne Gitter des Einfahrtsthores hinweisend, dem Fahrgast, der nach dem Scheiblauerhause geführt zu werden verlangte, zurief: „i weiß' schon — beim grea͡n' Gadern". Dieser erläuternde Zusatz war als geflügeltes Wort im Munde aller sechshundert sechsundfünfzig Fiaker, die damals in Wien bestanden. Traf es sich nun, daß der Fahrgast ein Fremder war, gar ein Norddeutscher, so kam es zu komischen Mißverständnissen, zu langwierigen und fruchtlosen Auseinandersetzungen; denn der Norddeutsche mochte noch so oft, immer deutlicher, mit nahezu buchstabirender Betonung sein Scheiblauerhaus wiederholen, der Fiaker blieb nicht minder beharrlich und nachdrucksamst bei seinem grea͡n' Gadern, bis endlich der öde Sprachzweifler sanft in den Wagen hineingeschoben und ebenso rasch als pünktlich an Ort und Stelle gebracht war.

„Sagen Sie mir doch nur, bester Freund, weshalb der Schlingel von einem Fiaker mich durchaus nach

dem grünen Kater bringen wollte" — frug der Ankömmling in nachzitternder Entrüstung über den nun glücklich bestandenen Adresse-Conflict, worauf Klinkowström mit beschwichtigendem Lächeln erwiderte: es seien ganz die gleichen Bedenken auch schon früheren norddeutschen Besuchern des Scheiblauerhauses aufgestiegen, weil die Berliner Herren sich mit der jonischen Abart der harten deutschen Sprache, mit dem Wiener Dialect, gar so schwer befreunden. Späterhin erhielt das Gitterthor einen silbergrauen Anstrich. Uns Kindern that das leid, schon des grünen Katers wegen, denn die Anekdote wurde immer lustiger, je öfter sie sich wiederholte. Aber in der Tradition des Wiener Fiakers änderte das Gitter seine Farbe nicht, es blieb immer grün.

Als die Realität nach des Freiherrn v. Geramb's Tod in den Besitz der Herren Arnstein & Eskeles überging, gab es eine Zeit, wo das Scheiblauerhaus verrufen war, daß es darin „umgehe". Man hörte zur Nachtzeit einen eigenthümlichen Lärm, ein sonderbares Rumoren in den oberen Räumen des Hauses. Beim Röhrbrunnen am Breitenfeld erzählten sich die Weiber allabendlich die haarsträubendsten Geschichten, wobei es den des Hausbedarfs wegen daselbst versammelten Köchinen umso kälter über den Rücken lief,

je spärlicher das Wasser (zur heißen Jahreszeit) in das bereit gehaltene Schaff hineintröpfelte. Denn hatte wiederum der allerneueste Vorfall der allerletzten Nacht im Kreise der gespenstersüchtigen Zuhörerschaft seinen Rundgang vollendet, so war der Spuk zuletzt noch ärger wie am Anfang. Niemand hatte bisher gewagt, der Sache auf den Grund zu sehen. Endlich fand sich ein furchtloser Mann. Baron W. begab sich, die brennende Unschlittkerze in der einen Hand, in der andern die scharfgeladene Schußwaffe haltend, in Begleitung seines getreuen Bedienten um die Mitternachtsstunde an die grusliche Stelle, öffnete die Bodenthür und feuerte seine Pistole in's Dunkle hinein ab. Da sprangen, von allen Seiten aufgeschreckt, leibhaftige Katzen mit der diesem Thier eigenen Behendigkeit nach allen Richtungen zu den Dachfenstern und sonstigen Oeffnungen hinaus. Herr und Diener platzten auf vor Lachen über die Possirlichkeit der Situation. Von diesem schallenden Gelächter auf's Neue beunruhigt, sprangen noch weitere Katzen, die der vorausgegangene Pistolenschuß nicht hinlänglich eingeschüchtert hatte, aus ihrem Versteck hervor und suchten als Nachzügler eiligst das Freie. Der Gespensterspuk war aufgeklärt. Der Dachboden des unbewohnten Hauses hatte den Katzen des ganzen Grundes zum Sammelpunkt für

nächtliche Kurzweil gedient. Der gute Ruf des Scheiblauerhauses war wieder hergestellt. Klinkowström konnte recht vom Herzen lachen, wenn er diese wahrhaftige, schauerliche Geschichte, mit komischen Details ausgeschmückt, späterhin öfters erzählte.

Es ist interessant zu erfahren, wie Klinkowström auf das Scheiblauerhaus aufmerksam geworden und in den Besitz desselben gelangte. Der Vorfall dürfte manchem Leser schon bekannt sein aus den Erzählungen, die in verschiedenen auf Hoffbauer's Leben und Wirken sich beziehenden Druckschriften zur Veröffentlichung gelangten. Indessen ist die Begebenheit für die dabei betheiligten Personen zu charakteristisch, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte.

Es geschah im Jahre 1819, in den letzten Tagen des Monates Mai, nachdem mein Vater kurz zuvor eine Knaben-Erziehungsanstalt in ziemlich beschränkten Verhältnissen auf der Wieden „beim Kegel" zu errichten begonnen hatte, daß Klinkowström den P. Hoffbauer, aus irgend einem berufsmäßigen Anlasse des Letzteren, in die Alservorstadt begleitete. Da blieb Hoffbauer plötzlich vor dem Scheiblauerhause stehen und sagte, von dem Gespräch, das eben im Gange war, abspringend: „Sehen Sie dieses Haus an, es ist ganz für eine Erziehungs-Anstalt geeignet, das müssen Sie kaufen".

Und als Klinkowström darauf antwortete: „Sie kennen am besten meine Verhältnisse,“ wiederholte Hoffbauer seine Worte und fügte hinzu: „Und Sie werden es kaufen.“ *)

Mit Rücksicht auf den Erfolg, welchen diese Unterredung bald darauf gehabt, wird mancher Leser geneigt sein, an einen glücklichen Zufall zu denken, der auf diesem Spaziergang nach der Alservorstadt sich abgespielt. Den Männern unserer Erzählung, beide durchdrungen von dem Walten einer göttlichen Vorsehung, war es mehr. Sie standen vor dem Scheiblauerhause mit großartigen, früher nie geahnten Plänen, viel Gottesvertrauen im Herzen, ohne Geld in der Tasche. Der Eine mit dem Seherblick Vertrauen spendend, der Andere in religiöser Anhänglichkeit an seinen geistlichen Führer und Rathgeber von diesem Vertrauen empfangend, so zogen sie ihren Wechsel auf den lieben Gott, und siehe da, das Geschäft erschien Beiden wie abgemacht.

In der That entsprach der rasche Verlauf der Sache, von ihrer unvorgesehenen Entwicklung an bis zu

---

*) Sebastian Brunner's Erzählung des Vorfalles ist im Wesentlichen übereinstimmend mit den obigen Angaben, die der Herausgeber einer ganz verläßlichen Quelle entnommen hat.

ihrem Abschluß, diesen Erwartungen. Klinkowström's Tagebuch enthält darüber nachfolgende kurze Notizen:

„Am 1. Juni 1819 (also wenige Tage nach dem bewußten Spaziergang) das Scheiblauerhaus in der Alservorstadt, dem Eskeles gehörig, besehen."

„Am 2. Juni mit Louisen dasselbe Haus nochmals besehen."

„Am 26. Juni sprach ich mit Eskeles wegen des Hauses."

„Am 29. Juni besah ich das Eskeleshaus mit dem Reg. Baumeister Koch".

„Am 30. Juni fuhren P. Hoffbauer und P. Martin mit mir hinaus."

„Am 27. Juli mit dem Herrn v. Stammer, Hausinspector des Eskeleshauses, einen Contract über die Miethe verabredet."

„Am 14. August den Miethcontract mit Arnstein und Eskeles unterzeichnet; Gott gebe seinen heiligen Segen."

„Am 15. September fingen wir an umzuziehen."

„Am 17. September bezogen wir die neue Wohnung. Alles war glücklich vorübergegangen und bei dem schönsten Wetter."

„Am 24. September segnete P. Hoffbauer das Haus ein."

„Am 5. Mai 1820 macht mir Baron Geusau das Anerbieten, mir zum Ankauf des Hauses die nöthige Summe zu leihen."

„Am 19. Mai Früh 8 Uhr zu Baron Geusau, traf ihn in der Thür. Wiederholte Zusage, daß er vom 1. Juli an die benöthigte Summe für mich bereit halte, auf 6 bis 8 Jahre unaufkündbar."

„Am 19. Juli überbrachte Herr Held das Geld des Baron Geusau."

„Am 7. August bei Eskeles den Kauf mündlich abgeschlossen."

„Am 22. August Kaufcontract unterschrieben. Gott gebe seinen Segen zu der großen Unternehmung!!"

Somit war das Geschäft abgeschlossen in ganz unerwarteter Weise durch edelmüthig spontane Dazwischenkunft eines unbetheiligten Fremden, des Reichsfreiherrn v. Geusau, der, obgleich Protestant, seine drei Söhne (Eduard, Wilhelm und Otto) dem Klinkowström'schen Institut zur Erziehung übergeben hatte, und bis an sein Lebensende ein Freund des Hauses geblieben ist.

Die Vorhersage des P. Hoffbauer ist pünktlich in Erfüllung gegangen. Das Scheiblauerhaus kam in Klinkowström's Besitz und diente den Zwecken des Institutes während der ganzen Dauer seines Bestandes.

Für die Bedürfnisse der Anstalt schien das Haus wie erfunden und ausgedacht; es hat sich auch seither zu nichts Anderem verwenden lassen, als zu ähnlichen Unternehmungen. Die Meisten hielten es für ein bescheidenes Herrschaftshaus aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, was nach den obigen Angaben dafür sprechen würde, daß die Scheiblauer die Erbauer desselben gewesen seien. Soviel ist gewiß, daß das Gebäude nicht für mehrere Miethparteien eingerichtet war, sondern nur für eine einzige Inhabung bestimmt sein konnte, weil es nur eine einzige wirkliche Küche, im Erdgeschoß befindlich, hatte, die übrigen Stockwerke aber nur mit kleinen sogenannten Kaffeeküchen versehen waren. In sämmtlichen Stockwerken lief eine ununterbrochene Zimmerverbindung durch das ganze Haus ohne Spur von Abtheilung oder besonderen Zugang. Klinkowström selbst hielt das Ganze für einen Freimaurerbau. Zu dieser Meinung bestimmten ihn die ganz runden Fenster im unteren Theile des Uebergeschosses mit der daselbst angebrachten räthselhaften Ausmalung der Wände und des Plafonds, vor Allem aber die strenge, anscheinend mit Opfern erkaufte, Orientierung des Hauses; denn um dasselbe genau nach den vier Weltgegenden zu richten, mußte das Gebäude völlig aus der Reihe der benachbarten Häuser

herausgerissen und schief gegen die vorüberziehende Gasse gestellt werden, wodurch ein guter Theil Baugrundes als wenig verwendbarer Haushof liegen blieb.

Wie dem auch sei, die nunmehrige neue Bestimmung des Scheiblauerhauses fiel jedem Besucher sofort in die Augen, wenn er die Thürschwelle desselben betretend, in der Hausflur dem Eingangsthor gegenüber, in großen Lettern angebracht, die Aufschrift las: Initium sapientiae est timor domini, als Lehre den Zöglingen für's Leben mitgegeben. —

Ueber den Stand und die Einrichtung des Institutes im Scheiblauerhause enthält das vorausgehende Capitel alle dienlichen Daten. Von dem Wirken Klinkowström's in demselben wird das nächstfolgende Capitel handeln. Hand in Hand mit dem moralischen Erfolg, fortschreitend mit dem immer weiter sich verbreitenden außerordentlichen Rufe der Anstalt, der ihr aus den entlegensten Ländern Europas Zöglinge zugeführt, verbesserte sich Klinkowström's ökonomische Lage.

Gottes Segen lag auf der Wirthschaft des weisen Hausvaters. Fern von jeder gewinnsüchtigen Geldmacherei; chevaleresk, wenn er zu fordern hatte; verschwiegen, wo er half; sparsam in den eigenen Ansprüchen, das waren in allgemeinen Umrissen die Gebarungsprincipien Klinkowström's. „Ich kann Dich

versichern," schreibt er dem Bruder Carl, „daß ich selbst oft im Herzen lachen muß, wenn ich als Hauseigenthümer figuriren soll. Zwar rühme ich mich dessen nicht als einer christlichen Vollkommenheit. Man lernt bei etwas Christenthum und Erfahrung bald, wie sinnlos es wäre, sich für etwas Anderes als einen Diener Gottes und als Verwalter dieses oder jenes Grundstückes zu halten. Mir fällt oft die Inschrift eines Hauses in Tirol ein, die ich mir nebst vielen solchen wahrhaft christlich merkwürdigen aufzeichnete. Ueber einem Bauernhause standen nämlich folgende Worte:

Dies Haus ist mein und doch nicht mein;
Dem nach mir kommt ist's auch nicht sein;
Den Dritten trägt man auch hinaus,
Ei, sag mir doch, wem g'hört dies Haus?

So predigen die Straßen und Hütten einem Reisenden in christlichen Ländern die Philosophie!"

Diese christlich-philosophische Anschauung von dem Eigenthum war indessen bei dem Briefsteller weit davon entfernt, in eine förmliche Sorglosigkeit auszuarten; im Gegentheil lagen ihm die zeitlichen Interessen seiner Kinder recht sehr am Herzen, wie dies insbesondere aus einem Schreiben hervorgeht, womit er dem Bruder Carl die Ursachen bekannt gibt, welche

ihn bestimmt hatten, im Jahre 1826 auf der zum Scheiblauer-Hause gehörigen Area ein größeres Zinsgebäude, welches heute noch besteht (Reitergasse Nr. 19), aufführen zu lassen. Der Brief trägt das Datum vom 24. September 1826 und lautet: „Ich habe jetzt das große Unternehmen vollendet, von welchem ich Dir schon geschrieben habe, nämlich zwei Nebengebäude, die nichts eintrugen, in Ein großes Haus für Miethwohnungen auszubauen. Nächst dem Vertrauen auf Gottes Hilfe beruhigt mich der Gedanke, daß ich diese Unternehmung lediglich für meine Kinder gemacht habe, um ihnen die Realität im höheren Werthe zu hinterlassen. Sonst habe ich mich dadurch in eine neue Schuldenlast gestürzt. Es braucht viel Genügsamkeit, um mit dem Beistande Gottes jährlich meine Abzahlungen leisten zu können; indessen, wenn es auch schwer ist, hoffe ich dennoch, daß Gott mir soviel Leben, Gesundheit und Fortgang meines Geschäftes schenken werde, um die Schuld zu tilgen, wenn auch freilich noch manches mühselige Jahr dazu erforderlich ist. Indessen war der neue Bau so vortheilhaft für meine Kinder, da die darauf verwendete Capitalsanlage 10 Procent trägt, daß ich nicht unterlassen konnte, die jetzt günstigen Umstände zu benützen. Ich kann mich nur als Verwalter eines großen Geschäftes ansehen, und

wenn Gott will! meinen Kindern dann die Realität hinterlassen."

Diese väterlichen Absichten waren auf dem besten Wege, ihrer Erfüllung entgegenzugehen. Das Institut florirte in ökonomischer Beziehung. Mit jedem Jahre verminderten sich die Schuldlasten, eine Satzpost nach der anderen ward abgestoßen, aber die Realität war noch nicht ganz schuldenfrei, als der uneigennützige „Verwalter seines Vermögens" vom Leben abberufen wurde. Die großen Vortheile, welche mit der bloßen Thatsache des Fortbesitzes dieser Realität verbunden waren, sollten nicht den Erben Klinkowström's zu Gute kommen. Doch das gehört nicht in diese Darstellung. Es genüge die Bemerkung, daß die Geschichte des Scheiblauer-Hauses, soweit unser Familienname damit verknüpft ist, romantisch von einem Acte selbstlosen Edelmuthes eingeleitet, einen prosaischen, geschäftlich correcten Abschluß gefunden hat. Es stand eben ein kleines Capital einem großen gegenüber. Dieses konnte einfach zuwarten und brauchte blos die von Jedermann leicht vorherzusehenden günstigen Eventualitäten an sich herankommen zu lassen, während jenes durch die momentanen Verlegenheiten der Existenz in unvermeidliche Zwangsverhältnisse gerieth, welche den Ausgang entschieden. Das mag betrübend

sein und vortheilhaft für Andere, auffallend ist daran gar nichts.

Während Klinkowström in Wien Grundbesitz erwarb, ein Haus ankaufte, ein anderes erbaute und somit darauf bedacht war, seinen Nachkommen, dem von ihm nach Oesterreich verpflanzten Familienzweige, ein anständiges Realvermögen zu hinterlassen, hatten sich die Vermögensangelegenheiten seiner Eltern in Pommern, einmal auf der abschüssigen Bahn des Niederganges begriffen, in trauriger Weise entwickelt (1825 bis 1829). Ludwigsburg war noch zu Lebzeiten seines Vaters verkauft worden. Nach dessen Tod verfiel die übrige Verlassenschaft, unbewegliches sowol als bewegliches Vermögen, dem gleichen Schicksal. Zur Vereinfachung der Sachlage verzichtete Klinkowström auf seinen Erbtheil zu Gunsten seiner Schwestern, konnte aber nicht umhin, sich dem Bruder Carl gegenüber über die mißlichen Zustände in sehr beherzigenswerther Weise auszulassen, indem er schreibt: „Nach vielen anderweitigen Erfahrungen würde es mich nicht wundern, zu hören, daß bei dem ganzen Nachlasse gar nichts herauskommt, ja vielleicht sogar daraufgezahlt werden muß! Dieser Ausgang ist mir schon bei mehreren weit bedeutenderen Erbschaften vorgekommen. Also wieder ein Proceß. Du hast Recht, lieber Bruder, daß Alles das nur zum

Nutzen der Advocaten endigt. Wie viele mühsame Ersparnisse gehen so in die Hände lachender Rechtsfreunde. Wenn nach so unzählig traurigen Beispielen die Erblasser doch den klugen Weg einschlagen wollten, bei Lebzeiten mittelst Schenkung ihre Disposition zu machen, den Nachkommen würde viel Kummer und Schaden erspart.

„Welcher Wandel der Dinge! Ohne eigentliche Verluste am Vermögen erlitten zu haben, ist unsere Familie binnen 20 Jahren von einem nach dortigen Verhältnissen sehr beträchtlichen Wohlstande zur völligen Armuth herabgesunken! Gott bewahre uns, das Andenken an unsere Eltern deshalb zu verunglimpfen. Solche Wendung der Dinge liegt überhaupt außer dem Kreise menschlichen Vermögens."

Hatte Klinkowström schon durch den Antritt der Institutsleitung seine Absicht zur förmlichen Niederlassung in Oesterreich kundgegeben, so gestaltete sich diese in Folge des Erwerbes von Realbesitz durch den Ankauf des Scheiblauerhauses zu einer thatsächlich vollbrachten Ansiedlung in Wien. Auf Grund derselben hat Klinkowström die österreichische Staatsbürgerschaft erlangt und das Bürgerrecht der Stadt Wien erworben, war also österreichischer Unterthan und Wiener Gemeindebürger geworden.

In ersterer Beziehung benahm er sich stets nach Gesinnung und That als ein treuer, loyaler Unterthan Seiner Majestät des Kaisers. Oesterreich, das Haus Oesterreich, das Kaiserhaus, waren ihm identische Begriffe. In der That gibt es keinen Staat, wo die Interessen des Reiches so fest und innig mit der regierenden Dynastie verknüpft wären, wie Oesterreich.

Wie warm sein Herz nun für dieses Oesterreich schlug, mit welch' sympatischem Interesse er die bevorzugte Stellung dieser Macht im Rathe Europas nach dem Befreiungskampfe herbeiwünschte und gegenüber der abweichenden Meinung Anderer zu vertreten bemüht war, davon hat er Proben abgelegt unter Verhältnissen, die seine vollste Unbefangenheit außer Zweifel stellen. Man lese nur Klinkowström's Briefe nach aus Leipzig und Dresden, während er dort mit der Organisation des sächsischen Freiwilligen-Corps beschäftiget war und denke sich in seine damalige Lage. Und es dürfte der treuen Erfüllung seiner staatsbürgerlichen Pflichten wohl kaum einen Eintrag thun, daß er die Anerkennung seines alten schwedischen Adels in Oesterreich hauptsächlich deshalb anstrebte und erwirkte, um seine Söhne von der Erfüllung einer Reichspflicht, nämlich von der Conscriptionspflichtigkeit

zum Miltiär, zu befreien; eine Prärogative, welche dazumal (1830) dem Adel hier zu Lande noch nicht entzogen war. Klinkowström schreibt in diesem Betreff an seinen Bruder Carl: „Nachdem nun meine Söhne so heranwachsen, daß sie ohne förmlich anerkannten Adel zur Militärpflicht gezogen werden könnten, habe ich um die Anerkennung nachgesucht, indessen ward mir der Bescheid, daß die legalisirte Abschrift des Adelsdiplomes, die ich besitze, nicht genüge und ich das Originaldiplom beizubringen habe. Du siehst daraus, daß ich nicht auf eine Standeserhöhung ausgehe, sondern lediglich für meine Söhne die Vortheile des inländischen Adels anstrebe." Klinkowström ersucht deshalb um Zusendung des Originaldiplomes gegen seinerzeitige Zurückstellung und fügt bei: „Ich hoffe, daß Ihr Alle einsehen werdet, wie für den Augenblick die Producirung des Diplomes nur für mich dringlichen Werth hat, indem ich in dem Fall bin, meinen ausländischen Adel beweisen zu müssen, was bei keinem von uns, die in der preußischen Monarchie leben, stattfindet, da unser Adel dort notorisch, nunmehr einheimisch und viel verbreitet ist. Um Dir die Dringlichkeit dieser Sache zu erweisen, bemerke ich noch, daß nach einer neueren hiesigen Verordnung Niemand, selbst unter Strafe, ein Adels-

prädicat führen darf, ohne dasselbe nachweisen zu können. Obwohl nun mein Adel in gewöhnlichen Geschäftsverhältnissen mir hier niemals bestritten worden, kann es bei wichtigeren Anlässen, wie gerade bei der Militärpflicht, dereinst durchaus nothwendig sein, meinen Adel hier förmlich anerkennen zu machen.“

Als Bruder Carl unter Hindeutung auf eine Verfügung der verstorbenen Mutter mit der Ausfolgung des Diploms zu zögern schien, erwiderte Klinkowström: „Es war von der guten Mutter sehr wohl gethan, Dir sowohl das Diplom als auch die übrigen Papiere zu übergeben, allein es ist gewiß damit nicht gemeint gewesen, daß andere Familienglieder, welche die Vorsehung in anderen Ländern ansiedelt, nicht auch ihren ehrlichen Antheil daran haben sollten, und so glaube ich, daß das Sprichwort „les absens ont toujours tort" nicht damals auf mich bezogen werden sollte; denn sonst würde ich die Aeußerung der guten Mutter, daß Du die erwähnten Documente für alle in den preußischen Staaten befindlichen Glieder aufbewahren solltest, ein wenig sonderbar finden, in einem Augenblick, wo Keiner Söhne hatte (die bekanntlich der Adelsproben am meisten bedürfen) als ich. Da nun aber die gute selige Mutter in einem Lande ist, wo Oesterreicher und Preußen, ja selbst

Franzosen und Engländer über ihre irdischen Differenzen lächeln, wird sie auch anders darüber denken, und so wird sie damit einverstanden sein, daß unser Adelsdiplom auch mir und meinen Kindern zum Beweise unserer ehrlichen Abkunft diene. Ein Mehreres verlange ich nicht. . . . Außerdem wird mein Wunsch, bezüglich der Anerkennung des Adels, so einfach derselbe ist, noch manche Anstände bei den hiesigen Behörden erfahren. Es findet sich nämlich — naiv genug — daß in früheren Zeiten die Namen der Mütter in den Taufbüchern in Pommern nicht aufgezeichnet wurden, weshalb wir eigentlich außer Stande sind, unsere eheliche Abstammung darzuthun. Nun habe ich zum Glück den Taufschein und Copulirschein unseres Vaters, sowie den meinigen in gehöriger Form endlich erhalten. Vom Groß- und Urgroßvater sind diese Documente aber gar nicht beizubringen. Ich habe dieserhalb auf Grund genauer Nachrichten von unseren Voreltern, welche ich noch von des seligen Vaters Hand besitze, durch die k. k. Gesandtschaft in Berlin von der königlichen Landesregierung in Pommern eine Erklärung zu erwirken gesucht, daß unsere Vorfahren, wie notorisch bekannt sei, dort gelebt, mit den und den Familien verehelicht gewesen und die benannten Familien-Nachkommen erzeugt hätten, womit dann

gewissenstreu der Stammbaum hergestellt ist und die speciellen Documente beseitigt sind."

Die Einsichtnahme des zugesendeten Original-Adelsdiploms zu dem bekannten Zwecke hatte für Klinkowström auch deshalb einen Werth, weil sich daraus ergab, „daß wir das Wappen bisher nicht richtig geführt hatten. Die Adlerköpfe im Schilde dürfen nämlich nicht schwarz sein, sondern von Silber, und der Adler auf dem Helm ist kein ganzer, sondern — nach heraldischer Benennung — ein wachsender, d. h. ein mit halbem Leibe hervorragender".

Das als Vignette abgedruckte Wappenschild auf dem Titelblatt des Abschnittes der Klinkowströme ist nach dem Siegel, welches mein Vater stets im Gebrauch hatte, angefertigt worden, ist daher hinsichtlich des Adlers auf dem Helm nicht richtig. Uebrigens scheint dieser Irrthum in der ganzen Familie der Klinkowström ziemlich verbreitet zu sein, denn auch die gräfliche Linie führt laut der Wappenbeschreibung (siehe „Deutsche Grafenhäuser" Leipzig 1832) im Schilde schwarze Adlerköpfe statt silberner, und auf dem Mittelhelme über der Grafenkrone einen ganzen Adler, statt des wachsenden halben Adlers *).

*) Bei dieser Gelegenheit sei auch der unwesentlichen Verschiedenheit in der Schreibweise unseres Familiennamens

Diese etwas weitläufige Auseinandersetzung der Vorgeschichte unserer Adels-Anerkennung möge der geneigte Leser in dem Umstande für entschuldigt halten, daß die Sache für unsere Familiengenossen, denen diese Denkschrift gewidmet ist, nicht ohne Interesse sein dürfte.

Klinkowström war, wie früher bemerkt, nicht nur österreichischer Unterthan, er war auch Bürger der Stadt Wien geworden. In dieser Eigenschaft leistete er am 13. Juli 1821 den feierlichen Bürgereid in die Hände des Bürgermeisters Wohlleben.

Als Wiener Bürger ist er bald eine gern gesehene und einflußreiche Person „auf dem Grund", d. h. in der Alservorstadt, wo er wohnte und das Haus lag, das ihm eigenthümlich angehörte. Seiner thätigen Mitwirkung an der Gründung der ersten Sparcasse in der Alservorstadt (1822), wofür er einen eigenhändig verfaßten Statutenentwurf unterbreitete, verdankt er — obgleich kaum in den Gemeindeverband aufgenommen — die Wahl zu einer würdevollen Stellung im Verwaltungsausschuß dieser

---

erwähnt. Ein Theil unserer Familiengenossen schreibt abweichend von uns „Klinckowström". Ohne entscheiden zu wollen, ob das einfache k oder ck historisch correcter ist, habe ich mich lediglich an die überkommene Tradition meines Großvaters und Vaters gehalten und das c weggelassen.

Anstalt. Der selbstständige Versuch zur Bildung eines Wohlthätigkeits-Vereines zur Versorgung von Dienstboten und Unterstützung von Armen scheitert zwar an manchen Bedenken, zeugt aber doch für Klinkowström's Rührigkeit auf dem Felde rein communaler Interessen. Eine Einrichtung endlich, die gleichfalls seiner eigenen Initiative entsprungen ist, und die anderen Hausinhabern als nachahmenswürdiges Beispiel zu empfehlen wäre, war die: daß er zur strengen Winterszeit in seinem Hause zwei geheizte Zimmer zur Verfügung stellte, sogenannte „Wärmestuben", damit die armen Leute dort zu jeder Stunde des Tages Aufenthalt nehmen und sich erwärmen konnten, wenn die eigene Wohnung aus Noth ihnen dieses Bedürfniß versagte. Dem könnte ich zum Beleg, mit welcher Humanität Klinkowström seine Pflichten als Hausinhaber aufzufassen pflegte, noch hinzufügen, daß er bei der großen Ueberschwemmung im Jahre 1830 mehreren wohnungslos gewordenen Familien Unterstand und Verpflegung in seinem Hause gewährte, bis die Calamität vorüber war und den davon Betroffenen das verlassene Quartier und der Erwerb wieder zur Verfügung stand. Doch genug davon.

Es widerstrebt mir einigermaßen, von derlei Dingen zu reden, die bei Klinkowström's Charakter sich

von selbst verstehen und in einem soviel bewegten Leben, wie das seine gewesen, eigentlich von untergeordneter Bedeutung sind. Nur zur Vervollständigung der Geschichte durften sie nicht außer Beachtung bleiben. Allerdings wird heutzutage gerade mit solchen Geschehnissen viel „Humanitätsschwindel" getrieben, die man als Verdienst zu staatlichen Auszeichnungen aufbauscht, und damit großen Lärm in der Journalistik macht, vorausgesetzt nämlich, daß die Sache Jemanden betrifft, welcher den Preßorganen und ihren Inspiratoren zu Gesicht steht.

Wie übrigens Klinkowström über derlei irdische Ehren gedacht, geht aus nachfolgendem Schreiben an seinen Bruder Carl hervor, welches wir zum Schluß dieses Capitels hier einschalten. Es lautet: „Noch muß ich Dir meinen Glückwunsch zu der neuen Ehrenbezeugung des rothen Adlerordens abstatten. Gott gebe Dir mit jedem äußeren Stern auch im Inneren des Herzens ein Licht der Freude und des Friedens von seiner Herrlichkeit! Und wenn Du auch dergleichen beseligende Regungen nicht dabei spürest, so lasse es nur nicht Nacht werden, sondern lasse die Sterne des ewigen Himmels in Deiner Seele sich spiegeln, wie in einer verwandten Tiefe. Ich denke mir oft, daß die äußeren Ehren dem, welchem sie zu Theil werden, manchmal recht den Sinn

öffnen müssen für die unvergänglichen Ehren des Himmels, für den Glanz, der hinter dem sterngestickten Schleier des Firmamentes nie verlischt. Die irdischen Ehren sättigen das Herz nicht, allein sie sprechen ein tief in uns schlummerndes Verlangen an, und dieses muß zu ewigen Ehren streben, da ihm die irdischen nicht lange genügen. Da siehst du mich wieder in meiner Lieblingssphäre. Die Welt freut mich nur wegen ihres Herrn, nur deswegen, weil sie voll Sinnbildern der Ewigkeit und in ihrem schönsten Zustande, wenn die Sonne auf den Fluren ruht oder sich im Meere spiegelt, ein Abglanz des Himmels ist. Wendet man nicht seinen Blick zu dem Lande der Lebendigen empor, sieht man nichts als Sterben und Vergänglichkeit auf der Erde. Wer fühlt es nicht, daß wir zwischen zwei Welten stehen, von denen die obere schön, die untere vergänglich ist, und daß jene unsere eigentliche Heimat, diese aber eine Pilgerfahrt nur ist."

III. Leben und Wirken des Vorstehers.

Seine Excellenz der Herr Freiherr v. Brenner-Felsach, k. k. Gesandter a. D., der das in Oesterreich leider nicht seltene Schicksal mit anderen hervorragenden Staatsmännern der guten alten Schule theilt, daß

er in der Vollkraft seiner Geistesgaben vom activen Staatsdienste sich zurückgezogen hat, war so freundlich, seine alte Anhänglichkeit an meinen sel. Vater, unter dessen Anleitung er mehrere Jahre hindurch als Institutszögling gestanden, dadurch zu bethätigen, daß er über jene Zeitperiode eine kurze Schilderung entwarf, die den vollen Werth der Autopsie in Anspruch nimmt. Ermächtigt von Seiner Excellenz, von dieser Schrift den mir dienlich scheinenden Gebrauch zu machen, wüßte ich in der That keine bessere Verwendung, als dieselbe dankbaren Herzens für den hochgeehrten Verfasser diesem Abschnitt wortgetreu einzuverleiben.

Der Aufsatz des Freiherrn v. Brenner lautet:

„Als ich im Jahre 1825 in das Erziehungsinstitut des Herrn Friederich v. Klinkowström eintrat, befanden sich daselbst ungefähr fünfzig Zöglinge zwischen dem 6. und 18. Lebensjahre, welche in allen Stufen von den unteren Normalschulen bis zu den höheren Gymnasialclassen den gesetzlich vorgeschriebenen Unterricht empfingen. Die meisten gehörten den höheren Ständen, mitunter den ersten Adelsfamilien Oesterreichs an. Der Unterricht in den Hauptlehrgegenständen wurde von sechs bis acht Hauslehrern ertheilt, die auch abwechselnd außerhalb der Lehrstunden die Aufsicht

über die Zöglinge führten und im Hause wohnten. Ein Weltpriester von St. Augustin war mit dem Religionsunterricht betraut. Die Semestralprüfungen wurden an dem Gymnasium bei den Schotten und an der Normalhauptschule zu St. Anna gemeinsam mit den dortigen öffentlichen Schülern abgelegt. Für die Nebenfächer als: französische, italienische, ungarische Sprache, Zeichnen, Musik, Kalligraphie, Tanz u. s. w., waren besondere Lehrer bestimmt, die mehrmals die Woche kamen, um den betreffenden Schülern Stunden zu geben. Auch für die körperliche Ausbildung war gesorgt. Während der Sommermonate wurden sämmtliche Zöglinge durch einen Unterofficier in militärischen Exercitien gedrillt, und diejenigen, deren Eltern es wünschten, jede Woche mehrmals nach der Schwimmschule im Prater geführt.

„Die Anstalt befand sich in einem stattlichen und geräumigen Hause der Alservorstadt, vor dem nach der Straße zu ein weiter, mit einer Gittermauer abgeschlossener Hof, nach der Rückseite ein schöner, großer Garten lag. Die Studiensäle, die außer der Lehrzeit auch als Spielsäle dienten, waren im Erdgeschoß und hatten Aussicht und Ausgang in den Garten; im ersten Stocke befanden sich der Speisesaal, die Hauscapelle (im anstoßenden Gebäude) und die Wohnung des

Herrn v. Klinkowström und seiner Angehörigen; im zweiten Stocke die Schlafsäle der Zöglinge, in deren jedem ebenfalls einer der Hauslehrer schlief.

„Man sieht hieraus, daß die Anstalt in jeder Hinsicht, sowol was umfassenden Unterricht als gesunde Unterkunft und Erholung betrifft, den strengsten Anforderungen, die an ein solches, die häusliche Erziehung vertretendes Institut gestellt werden können, vollkommen entsprach. Was jedoch die Anstalt des Herrn v. Klinkowström eigentlich charakterisirte und sie vor allen damaligen Privat- und wol auch den meisten öffentlichen Anstalten auszeichnete, war der Umstand, daß sie in ihrer ganzen Leitung und Einrichtung zum Hauptzweck hatte, den Unterricht sowol als die sittliche Ausbildung auf eine entschieden christkatholische Grundlage zu stellen und dadurch in den jugendlichen Gemüthern eine religiöse Gesinnung zu erwecken, die ihnen auf ihrem ferneren Lebensgange als ein fester Kern männlichen Charakters in den verschiedensten Berufsarten, als Schild gegen die Gefahren und Verlockungen der Welt und als untrüglicher Leitstern für ihr Seelenheil dienen sollte. Von diesem Geiste war Lehre, Zucht und Hausordnung durchdrungen. Dabei war man jedoch weit entfernt, ascetischen Zwang anzuwenden oder lebendige Knaben zu düsteren Kopfhängern

machen zu wollen, denn die religiösen Uebungen beschränkten sich auf Morgen-, Tisch- und Abendgebet, die Anhörung einer täglichen heiligen Messe und die Verrichtung der gebotenen österlichen Beichte; der öftere Empfang der heiligen Sacramente war größtentheils dem eigenen Antriebe der jungen Leunte anheimgestellt. Andererseits wurde der der Jugend eigene, harmlose Frohsinn in jeder Weise gepflegt. Herr v. Klinkowström, sowie die Hauslehrer leiteten oft die mannigfachen, gemeinschaftlichen Spiele und betheiligten sich häufig selbst daran; auch dramatische Vorstellungen wurden von Zeit zu Zeit aufgeführt; an Unterhaltung und gesunder Erholung mangelte es somit keineswegs.

„Der einheitliche Geist, welcher die ganze Anstalt erfüllte, der anständige Ton, der darin vorherrschte, und die Erfolge, die dadurch erzielt wurden, waren das Verdienst des ausgezeichneten Mannes, der die Leitung des Institutes in seinen Händen hatte und sich mit aufopfernder Hingebung dieser schwierigen Aufgabe widmete. Herr v. Klinkowström, einer altadeligen Familie Pommerns entsproßen und mit mannigfaltigen Talenten begabt, war durch gründliche Bildung, Weltkenntniß und die in einem vielbewegten Leben gesammelten Erfahrungen besonders befähigt, die Heranbildung junger Leute zu leiten. Er wußte

Strenge mit Milde zu vereinigen und beide mit Tact und Gerechtigkeit am rechten Orte und zu rechter Zeit anzuwenden. Seine Persönlichkeit war ganz geeignet, Liebe und Respect einzuflößen; eine hohe Gestalt, ein tief ernster Gesichtsausdruck, der sich aber zu der gewinnendsten Freundlichkeit verklären konnte; scharfe, graue Augen, deren durchbohrenden Blick, wenn er rügte, man kaum ertragen konnte, die hingegen bei jeder andern Stimmung im selben Grade anziehend wirkten — so trug sein ganzes Wesen das Gepräge einer ebenso starken als demüthigen Seele, der ihr echtes Christenthum, festes Wollen und innern Frieden verlieh. Sein Benehmen gegen die Zöglinge war jederzeit wohlwollend, liebreich, voll väterlicher Theilnahme.

„Zum Beweise wie sehr Herr v. Klinkowström bei seinen Zöglingen strebsamen Bildungstrieb anzuerkennen und zu fördern wußte, erlaube ich mir anzuführen, daß er z. B. mir auf meinen Wunsch ohne Schwierigkeit gestattete, den Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, welche damals Friederich v. Schlegel hielt, beizuwohnen, obwol ich bei meinem sehr jugendlichen Alter im Allgemeinem dem Verständniß dieser geistvollen und tiefsinnigen Vorträge noch keineswegs gewachsen war.

„Klinkowström's Frau war bereits seit mehreren Jahren todt*), als ich in das Institut eintrat, deren Schwester, Auguste v. Mengershausen, versah seitdem ihre Stelle, führte die Haushaltung und widmete uns und unseren kleinen Anliegen und Bedürfnissen eine wahrhaft mütterliche Sorgfalt. Ueberhaupt trug die ganze Einrichtung und der Ton im Hause den Charakter eines Familienlebens, darauf berechnet, den Zöglingen die Trennung von ihren eigenen Familien zu erleichtern. Klinkowström's vier Söhne wurden mit uns erzogen, aber in keiner Weise bevorzugt oder anders behandelt wie die Uebrigen, so daß sich Alle wie Glieder einer Familie betrachten konnten. Dazu trug auch bei, daß nicht nur Herr v. Klinkowström und dessen Schwägerin täglich die gemeinsamen Mahlzeiten mitmachten, sondern auch häufig geladene Gäste, wie dessen Schwiegereltern, Herr und Frau v. Mengershausen, Friederich v. Schlegel und seine Frau, Adam Müller, Caroline Pichler und Andere dabei erschienen. So nahmen wir Alle gewissermaßen an dem Familienleben des Hausvaters Theil.

*) Sie starb am 7. März 1821, gleichzeitig mit ihrem zur Welt gelangten Kinde, das in der Taufe den Namen Alois empfangen hatte. Der Herausgeber.

„Herr v. Klinkowström besuchte sehr oft während des Tages die Studierzimmer und durchschritt noch um 11 Uhr Abends die Schlafsäle, um sich zu überzeugen, ob Alles ruhe und in der Ordnung sei. Abends, in unseren Mußestunden, kam er meistens zu uns, trug uns Geschichten und Erzählungen vor, oder sprach sonst lehrreich über verschiedene Gegenstände und Erlebnisse. Oft ersuchten wir ihn, uns etwas zu zeichnen, was er jedesmal mit der freundlichsten Bereitwilligkeit und dem ihm eigenen künstlerischen Talente that.

„Wenn er strafen oder züchtigen mußte, so geschah dies nie in der Aufregung, und wenn diese je vorhanden war, so verschob er die Strafe, um sich indessen zu sammeln. Nach erlittener Züchtigung mußte stets der Delinquent niederknien und ein kurzes Gebet verrichten, um Gott für die Beleidigung um Verzeihung zu bitten und für die heilsame Bestrafung zu danken.

„Jeden Sonntag nach der heiligen Messe wurden die Noten verlesen; hieran knüpfte Herr v. Klinkowström gewöhnlich einen Vortrag, worin er die Vorfälle der Woche besprach und das Lobens- und Tadelnswerthe hervorhob, wobei er beides in angemessener Weise abzustufen wußte, indem er z. B. bei Rüge minderer Vergehen aus Schonung keinen Namen nannte, während doch der Betreffende recht gut verstand, daß

es ihn anging, hingegen bei schwereren Vergehen direct und offen den Schuldigen mit Nachdruck zurechtwies. Diese Vorträge waren höchst lehrreich, voll pädagogischer Weisheit. Herr v. Klinkowström besaß eine klare, bündige Beredtsamkeit, der es in ihrer Wirkung keinen Eintrag that, daß er mit einem angebornen Gebrechen behaftet war, indem er manchmal von nervösen Anfällen des Stotterns unterbrochen wurde. Hiebei kann ich nicht umhin, einen Umstand zu betonen, weil er beweist, wie sehr Herr v. Klinkowström ebensoviel Ehrfurcht als Liebe seinen Zöglingen einzuflößen wußte. Ich entsinne mich nämlich nicht, trotz des der Jugend eigenthümlichen Hanges, fremde Gebrechen lächerlich zu machen, jemals von irgend einem der Knaben ein Wort des Spottes über jenen Naturfehler oder selbst nur eine Bemerkung darüber vernommen zu haben.

„Aus den vorhergehenden kurzen Andeutungen wird man entnehmen können, wie sehr das Klinkowström'sche Institut an Werth und Bedeutung alle damaligen Erziehungsanstalten überragte. Auch ruhte ein sichtlicher Segen auf dem Hause. Epidemische Krankheiten kamen, wenigstens so lange ich darin war, nie vor*),

*) Außer den gewöhnlichen Kinderkrankheiten, wie Scharlach, Masern u. s. w., deren Umsichgreifen durch zweckmäßige Absonderungsvorkehrungen möglichst eingeschränkt wurde, blieb

von den heimlichen Lastern und bösen Gewohnheiten, die sich sonst so leicht in derlei Instituten einschleichen, blieb es glücklich bewahrt.

„Die Studien wurden mit Fleiß und Erfolg betrieben und ein tüchtiger Grund gelegt für die spätere Entwicklung männlicher und echt christlicher Charaktere. So erklärt sich, daß aus dieser Anstalt während ihres

---

die Anstalt jederzeit von Epidemien verschont. Als im Jahre 1831 die Cholera zum erstenmale Wien heimsuchte, wurden schon bei Annäherung dieses unheimlichen Gastes die umfassendsten Maßregeln zur vollständigen Isolirung des Institutes getroffen. Ausreichende Verproviantirung mit allen Erfordernissen der Wirthschaft, Bereithaltung aller prophylaktischen Hausmittel sammt Apotheke und ärztlichem Beistand im Innern der Anstalt gestatteten eintretendenfalls deren absolute Abschließung von jedem Verkehr mit der Außenwelt. Nur für die Lieferung von Fleisch und Brod war durch eine entsprechende Oeffnung der Vorhofsmauer vorgesorgt, sonst konnte das Scheiblauerhaus mit einer blockirten Festung verglichen werden. Die Gefahr zog glücklich vorüber, ohne irgendwelchen nur erheblichen Unfall. Doch von anderer Seite drohte dem Institute ein furchtbarer Schlag. Die Localbehörden hatten das Scheiblauerhaus für ein Choleraspital in Aussicht genommen. Es sollte mit seinen fünfzig Zöglingen, deren Eltern in allen Theilen Europas zerstreut lebten, plötzlich geräumt werden. Und was war sohin die Zukunft des Institutes? Sollte es etwa nach dem Erlöschen der Epidemie in das wieder aufgelassene inficirte Choleraspital zurückkehren? Ueber Vermittlung des Staatskanzlers Fürsten Metternich mußte in Folge eines Allerhöchsten Immediat-Machtspruches Seiner Majestät des Kaisers Franz dieses ungeschickte Project fallen gelassen werden. Der Herausgeber.

nicht sehr langen Bestehens viele Persönlichkeiten hervorgegangen sind, die sich in den verschiedensten Lebenskreisen, als Staatsmänner, Diplomaten, Beamte, Militärs, Geistliche und dergleichen eine ehrenvolle, mitunter hohe Stellung erwarben, während nur äußerst wenige den Grundsätzen untreu wurden, in denen sie dort aufgewachsen waren. Darum wird auch wol keiner unter den ehemaligen Zöglingen sich vorfinden, der nicht im Bewußtsein, daß er seine religiöse Gesinnung und seine Erfolge im Leben, nächst Gott und seinen Eltern, der trefflichen Erziehung in jener Anstalt schulde, dem verewigten Herrn v. Klinkowström ein lebendiges Andenken unverlöschlicher Dankbarkeit bewahrt.

„Schließlich sei es mir erlaubt, ein Schreiben mitzutheilen, das Herr v. Klinkowström bald nach meinem Austritte aus dem Institute an mich richtete, weil daraus sein väterliches Wohlwollen, seine echt christliche Denkweise und das herzliche Verhältniß, das zwischen ihm und seinen Zöglingen bestand, zu entnehmen ist. Dasselbe ist vom 20. August 1828 datirt und lautet: „Lieber Adolf! Ich erhielt heute Früh Ihr Schreiben vom 18., wodurch Sie mir wiederholt die Gefühle der innigsten und treuesten Erkenntlichkeit äußern! — Mit wahrhafter Freude habe ich diese

Aeußerungen entgegengenommen; doch mir persönlich nur so viel davon zugeeignet, als einem bloßen Werkzeuge ziemt, dessen sich die Vorsehung bedienen wollte, um zu Ihrer Erziehung beizutragen. Weit entfernt, zu glauben, daß Ihre Erziehung hier vollendet worden sei — was nur durch Schicksale fernerhin geschehen kann — ist doch wenigstens etwas zur Begründung Ihres Charakters, Ihrer Denkweise und überhaupt Ihrer Gesinnung geschehen. Und an diesen Resultaten bitte ich Sie, fest und treu zu halten. Bewahren Sie vor Allem den religiösen Sinn, den Sie als eine glückliche Gewohnheit hier während Ihrer unverdorbenen Jugendzeit kennen gelernt haben. Dann werden Sie stets ein guter Sohn, ein treuer Unterthan und ein glücklicher Mensch bleiben. Es werden sich bald Gelegenheiten einfinden, wo Sie als Kämpfer die guten Grundsätze zu vertheidigen haben werden, wo man Ihnen durch Spöttereien über Sachen der Religion, durch freche, liberale Ansichten über Unterthanspflicht, durch anmaßende Selbstständigkeit in kindlichen Verhältnissen — Ihre gute Gesinnung wird rauben oder doch stören wollen. Widerstehen Sie dann mit Standhaftigkeit und erinnern Sie sich, daß der Himmel voller Augen auf Sie herabschaut, daß das gewaltige Auge der Vorsehung unsere geheimsten Gedanken

erblickt — und daß wir darnach belohnt oder bestraft werden. — Wandeln Sie in der Gegenwart Gottes — heißt das mit Einem Worte — so werden Sie alle Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten des Lebens leicht ertragen und wirklich froher sein bei Entsagungen, als der Beifall der ganzen Welt Sie beglücken könnte, wenn Sie sich ihr hingeben wollten.

Der Himmel hat Ihnen verehrungswürdige Eltern, Kräfte des Geistes und ein gutes Herz gegeben, mit welchen Mitteln Sie leichter die Aufgabe Ihres Lebens lösen können, als mancher Andere, dem solche Hilfsmittel mangeln. — Unsere Standespflichten sind das Kreuz, welches wir treu und gutwillig tragen sollen, um daran zu leiden, aber auch dadurch beseligt zu werden. — Stets werde ich mit wahrhafter Theilnahme Ihre ferneren Lebenswege verfolgen, und es wird mich innigst freuen, dieselbe Anhänglichkeit bei Ihnen zu bemerken. Ihr ergebener F. Klinkowström."

Diese sachgemäße und wahrheitsgetreue Darstellung eines ehemaligen Institutszöglings gestattet einen klaren Einblick in die Art und Weise, wie Klinkowström die von ihm errichtete Erziehungsanstalt geleitet hat. So war es und so blieb es während der ganzen Dauer ihres Bestehens.

Außerdem sind uns von anderer sehr achtbarer Seite, aus der Feder eines ehemaligen Hofmeisters im Institute, eines gelehrten Sprach- und Geschichtsforschers und Schriftstellers, der neun Jahre in Klinkowström's Nähe und Vertrauen zugebracht hat, dessen (von den Zöglingen leicht zu errathenden) Namen wir über ausdrücklichen Wunsch des Verfassers dem Leser vorenthalten müssen, schätzenswerthe Mittheilungen zugekommen, die wir als werthvolle Beiträge benützen, und in Verbindung mit Aufzeichnungen aus dem Tagebuch und mit Auszügen aus Briefen meines Vaters zur Ergänzung der Schilderung von Klinkowström's Leben und Wirken im Scheiblauerhause nun folgen lassen. Daß der Herausgeber sich dabei jeder eigenen Meinungsäußerung soviel als thunlich enthält und sich nur eine compilatorische Mitwirkung gestattet, bedarf keiner Erwähnung.

Was Klinkowström — den Aufzeichnungen unseres Gewährsmannes zufolge — sich von der in seiner neuen Heimstätte beginnenden Thätigkeit für eine Vorstellung machte, wozu er bereit war und was er erwartete, davon gibt nichts einen deutlicheren Begriff als das Bild, welches er sich über sein Stehpult, vor dem er gewöhnlich arbeitete, zu beständiger Betrachtung und Erinnerung hingehängt hatte. Es war

dies die Vorstellung des kreuztragenden Heilandes mit der Unterschrift: Sequere me. Wirklich ward und blieb er als Leiter seiner Anstalt ein immerwährender Kreuzträger. Die beiden schwersten Todesfälle, die ihn in seinem gegenwärtigen Stande treffen konnten, folgten kurz nach vollbrachter Uebersiedlung des Institutes in's Scheiblauerhaus, rasch aufeinander: Der Tod seiner Gattin und kaum ein Jahr früher der Tod des P. Hoffbauer. Was der Hingang des Letzteren für Klinkowström gewesen sein muß, läßt sich ermessen, denn Klinkowström hatte ihn wohl besser und tiefer als die meisten Menschen erkannt. Doch hinterließ ihm derselbe in einem seiner liebsten Jünger, in P. Johannes Madlener, einen Ersatz für seine fernere Lebenszeit. Aber Louisens Tod, der plötzlich und unerwartet an einer schweren Geburt erfolgte, hätte für jeden anderen Mann fast zerschmetternd sein müssen, so sehr wurde diese Frau von allen Seiten als ein ungewöhnliches Wesen prädicirt. Er selbst sprach von ihr, wie von Allem, was ihn anging, fast gar nicht, aber wenn es geschah, mit einer Art von Ehrfurcht.

Wie Klinkowström gleichsam als Vater der ihm anvertrauten Zöglinge das Leben aufgefaßt und den Familienverhältnissen gegenüber, und zwar in ihren Gegensätzen der Freude und des Schmerzes Stellung

genommen, das spiegelt sich klar aus Briefen, die er anläßlich des Brautstandes und des später eingetretenen Witwenstandes seines Bruders Carl an diesen gerichtet hat. Wir lassen das Gratulationsschreiben an den Bräutigam, wie den Trostbrief an den Witwer hier folgen.

Das erstere lautet: „Was Du mir von den Eigenschaften Deiner lieben Braut, meiner künftigen werthen Schwägerin, schreibst, freut mich ungemein, indem ich darin die Begründung ihres und Deines Glückes sehe! Reinheit der Seele, ein frommer Sinn und häusliche Verborgenheit, das sind die Schätze der trefflichsten Frauen. Wie die Perlen aus tiefem Meere emporsteigen, so treten sie aus ihrer Verborgenheit hervor. Alle diese glücklichen Umstände und vor Allem, daß Du im reifsten Mannesalter zu dieser Wahl geschritten bist, scheinen mir von glücklicher Vorbedeutung. Wie viele Frauen hast Du gesehen — und nie die Stimme gehört: „Diese ist für mich!" — und nun unter Umständen, wo Du es am wenigsten vermuthetest, dann an einem Orte, den Du auch wohl dazu nicht ahntest, ist die Fügung vollbracht. Sieh es immer als Fügung Gottes an, das heilige Band des Ehestandes! Wohl Dir, daß Du mit so frommem Sinn darüber denkst; die Liebe nicht für eine Laune der Erfindung, nicht als einen Streich Amors ansiehst, mit welcher elenden

Fabel eigentlich die Untreue, der Wankelmuth und alle Büberei in jugendliche Gemüther sich einschleicht und die ewige Wahrheit so schrecklich beleidigt wird. Nein, Du erkennst in Deiner Liebe das Vorgefühl der Seligkeit, die Freude einer unvergänglichen Treue; das ist das Ewige, was schon hier auf Erden in guten Ehen wahrgenommen wird. Wegen dieser Treue und stärksten Liebe hat der Heiland wol auch das Bild der Ehe im geistigen Sinne von Seiner Vereinigung mit der Kirche gebraucht. Nicht wahr, Du kannst den Gedanken der Trennung nicht denken und auch die katholische Kirche betrachtet das Band der Ehe als ein unauflösliches. Wer denkt nicht so, so lange er liebt, und wer liebt nicht so lange, als er treu sein will!"

Dieser Brief ist aus dem Jahre 1820, das nun folgende Trostschreiben aus dem Jahre 1827. „Du bist trübsinnig, da die Monatsuhr der Zeit Dich an Deine gute Frau in diesen Tagen lebhaft erinnerte. Dieser Schmerz ist in der Ordnung der Natur, er soll sein und ist auch gut, wenn er Dich weiter führt. Was ist's dann? Kein Tag kommt wieder, kein October ist wie der vorige, alle Tage hebt eine neue Zeit an. Jeder Athemzug ist eine neue Schöpfung für uns, ohne die wir vergehen müßten. Also starre nicht auf

den Kalender, nicht auf die Erde, die Dir nur Gräber zeigt, sondern sich hinauf, wo sie — wir hoffen es — unter den Lebendigen weilt.

„Was würdest Du thun, wenn sie noch auf Erden lebte, Du sie aber verreiset fändest? Würdest Du nicht Dein bestes Pferd satteln lassen, um ihr nachzueilen! Das thue auch jetzt auf den Schwingen der Seele, d. h. vertraue auf Gott, daß er Euch wieder vereinigen solle, wenn Du Alles thuest, was Er von Dir verlangt. Schenke Dich Ihm kindlich im verborgensten Winkel Deines Kämmerleins und warte dann getrost, wie ein getreuer Soldat, bis er Dich ruft. Du siehst hieraus, daß der Katholicismus keine Kopfhängerei ist, noch sie billigt, sondern vielmehr eine martialische Gesinnung gibt."

Wer diesen Trostbrief liest, hat den Schlüssel zu Klinkowström's Herzen, sein Inhalt birgt das Geheimniß jener Kraft, die ihn den allerschwersten Verlust von Louisens Hinscheiden mit Muth und Ergebung ertragen ließ.

Ein großes Leiden schöpfte Klinkowström auch daraus, wenn es ihm zuweilen vorkam, als seien alle seine Mühen vergebens und als sehe er wenig Frucht seiner Thätigkeit. Aber seine Wege waren Gott befohlen und da trat der Marienberger Denkspruch tröstend vor seine verzagte Seele; jene Worte des

Psalmisten, die in dem „Sequere me" ihren synoptischen Widerklang fanden.

Endlich blieb der Institutsvorsteher auf seinem Kreuzgang nicht verschont von mancherlei finanziellen Sorgen, die namentlich in den ersteren Jahren, bis das Unternehmen in Aufschwung gekommen war, recht drückend gewesen sein mögen. Nach dem Hinscheiden seiner Gattin findet sich folgende Notiz in Klinkowström's Tagebuch vom 29. März 1821. „Die Kaiserin sagt in einem Schreiben, mit Kummer habe sie in der „Wiener Zeitung" Louisens Todesfall gelesen und habe sogleich befürchtet, dieser Fall möchte dem Institute schaden, da sie um Alles, was Erziehung betreffe, besorgt sei. Auch habe die Ausgabe wol in meiner Bilanz einen Unterschied gemacht, ich solle der Kaiserin also die Rechnung schicken." Später, am 13. Juni 1821, schreibt Klinkowström in sein Tagebuch: „Der Kaiser sagt zu Graf Tige, er wisse schon von mir, wenn ich mich nur soutenire, ich solle nicht zu groß anfangen." —

Was Klinkowström's Tagesordnung betraf, so war dieselbe in völliger Uebereinstimmung mit der Hausordnung des Institutes. Er ist sehr früh aufgestanden, und da er sich zudem immer erst um Mitternacht zu Bette legte, so erfüllte er gänzlich den

altlateinischen Spruch: „Pater familias omnium primus cubitu surgat, postremus cubitum eat."

Die sittliche Aufsicht suchte er in möglichster Vollständigkeit herzustellen. Als den nothwendigsten Aufseher betrachtete er sich selber, daher seine Abneigung, sich vom Hause zu entfernen; kaum daß sein Schwager Pilat ihn an Sonntagen, wo die wenigsten Zöglinge zu Hause waren, für den Mittagstisch gewinnen konnte. Als er einmal an dem Morgen eines Wochentages in die Stadt gegangen war, einen Freund (Adam Müller) zu besuchen, und darauf nach Hause sagen ließ, er werde heute nicht zu Tische kommen, erschrack seine Schwägerin Dorette, „da müsse Außerordentliches geschehen sein, denn solches thue Klinkowström nie". Und wirklich starb der gedachte Freund, vom Schlage gerührt, in Klinkowström's Armen, noch am selben Mittage, was der Grund seines Ausbleibens gewesen.

An den Abenden, besonders zur Winterszeit, hatte er zuweilen Gesellschaft, d. h. die Gesellschaft war bei ihm zu Hause und wurde von den Damen empfangen, Klinkowström nahm nur vorübergehenden Antheil und entzog sich oft dem Gespräche mit den geschätztesten Freunden, um wieder zu seiner Jugend zu kommen. Am wenigsten versäumte er, ihrem Abendtische beizuwohnen, auch dann nicht, wenn etwa eine Whist- oder

Bostonpartie arrangirt war und er vom Spiele aufstehen mußte.

Eine der wenigen Zerstreuungen, die er sich selbst gönnte, war, daß er zuweilen an Sonn- und Feiertagen Nachmittags, wo die Zöglinge größtentheils ausgeflogen waren, einige Musiker bei sich sah, um mit ihnen Kammermusik zu spielen. Ein Quartett von Haydn, Mozart oder Beethoven gewährte ihm besondere Freude; er spielte dabei die erste Violine vom Blatt weg. Sonst kam es wohl auch vor, daß er, den Bitten der Zöglinge nachgebend, die Geige zur Hand nahm und ihnen zum Tanz untereinander irgend einen improvisirten Walzer aufspielte, wobei er am meisten über sich selber verwundert war.

Daß er ein musikalisches Vergnügen außerhalb des Hauses aufsuchte, ein solcher Fall kam nur ein einzigesmal vor, es war für ihn ein Ereigniß. Er wollte Paganini hören, den Heros auf jenem Instrumente, welchem er selbst nicht fremd gewesen. Die Recension über dieses Concert (13. April 1826) hat er mit wenigen Worten in sein Tagebuch aufgezeichnet: „Mittags im Concert Paganini, ungeheurer Virtuose — infernales Genie — Jauchzen des Publicums — Worüber?"

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die schon angedeutete Gesellschaft in dem Hause Klinkowström's

mit den Persönlichkeiten, welche sie constituirten, mit einigen Strichen zu zeichnen. Natürlich darf man sich diese Gesellschaft weder oft wiederholt noch reich besucht vorstellen. Die Theilnehmer wurden nicht zusammengeladen, sondern erschienen, einzeln oder im zufälligen Zusammentreffen in längeren oder kürzeren Zwischenräumen. Wer erschien, war willkommen, denn er war gewiß kein Eindringling und paßte zu den Elementen des Hauses. Wer im Hause wohnte, der konnte in dieser seltenen Gesellschaft im Verlaufe von ein paar Jahren Alles kennen lernen, was an vorzüglicheren Geistern oder Herzen in Wien zu finden war, ja das Haus wies sich als einen Magnet, der auch blos durchreisende Fremde von gleicher Natur an sich zog und mit den Hausgästen vereinigte.

Wir geben ein kleines Verzeichniß von den nicht allzu seltenen Erscheinungen im Hause nach den Aufzeichnungen unseres Gewährsmannes.

„Friederich Schlegel, wenngleich nach seiner wenig entlegenen Wohnung fast als Nachbar zu betrachten, ließ sich doch oft lange nicht erblicken. Er war schwer aus seinen vier Pfählen zu bringen und bildete sich überdies ein, er bedürfe wegen ein paar sich kreuzender Gassen immer eines Wegweisers. „Ich kann eure Muschel nicht finden," antwortete er den

Damen auf ihre Einladungen. Und doch hätte ihn der geradeste Weg am sichersten geführt. Häufiger schon bei seinem Leben, aber noch viel häufiger nach seinem Tode erschien seine Gemalin, Dorothea, geborene Mendelsohn. Daß wir hier eine der außerordentlichsten Personen des Jahrhunderts genannt haben, weiß man ziemlich über Deutschland hinaus, am wenigsten vielleicht in Wien. Dahin gehört für's erste, daß jede ordentliche Hausfrau in Wien sie für eine ebenso ordentliche Nebenhausfrau gehalten hätte oder hat, von der jedoch in allen Wirthschaftsangelegenheiten viel zu lernen wäre. In ihrer Jugend soll sie sehr schön gewesen sein, was damals schwer zu glauben war, denn sie zeigte, so lange sie schwieg, obwohl noch nicht übermäßig in Jahren vorgerückt, das Bild einer höchst unschönen alten Frau mit großer Nase und erkennbarem Judentypus. Sobald sie aber einige Worte gesprochen, so ging eine solche Seelenschönheit auch aus ihrem Gesichte, daß sie die Liebe aller Welt erweckte und auch besaß. Wiederum in ihrer Jugend gehörte sie zu den berühmtesten Berliner Damen der romantischen Schule und war eifrige Schriftstellerin. Ihr Gemal hat mehrere ihrer Schriften unter die seinigen aufgenommen und unter seinem Namen herausgegeben, vielleicht weil sie schon damals Scheu trug mit

ihrem Namen zu gelten. Als sie einmal Jemand fragte, warum sie denn die Feder völlig beiseite gelegt habe und ihre Hände nur mehr mit der Nadel beschäftige, gab sie lächelnd zur Antwort, „sie habe schon oft gehört, daß es bereits zu viele Bücher in der Welt gebe, aber noch niemals, daß es zu viel Hemden gebe". Als Zeugin für das ältere Deutschland, besonders von Berlin her, war sie unschätzbar. Sie hatte noch Lessing gekannt, freilich nur als kleines Mädchen. Sie erzählte, er sei sehr oft zu ihrem Vater gekommen und sie wären dann Beide alsobald in ein langes, natürlich philosophisches Gespräch verwickelt worden; während desselben sei ihr Vater immer ruhig vor seinem Tische am Ofen gesessen und habe leichte Tabakwölkchen vor sich hingeblasen, Lessing aber sei immer stürmisch auf und ab, nicht sowohl gegangen als gefahren. — Von der größten Eigenschaft der Frau v. Schlegel läßt sich ohne Profanation nur wenig reden. Fast möchten wir sagen: Sie war eine starke Frau und eine vollkommene Christin und sie war ganz geeignet, die Frömmigkeit in der Welt liebenswürdig zu machen, denn sie selber war ganz liebenswürdig. Leider brachte sie nach dem Tode ihres Mannes nur noch einige Zeit in Wien zu, wo sie in Klinkowström's Haus zog und dort wohnte. Ihr Sohn erster Ehe,

Philipp Veith, lud sie dringend zu sich nach Frankfurt wo sie im Jahre 1839 starb, zehn Jahre nach dem Tode ihres Mannes.

„Nicolaus Möller, der ziemlich weithin durch Europa bekannte Norweger, ward, so lange er in Wien war, häufig bei Klinkowström gesehen. Er war vielleicht der erste norwegische Convertit seit dem gezwungenen Abfall seines Landes, und seine Conversion hatte das Gepräge, was unter so außerordentlichen Umständen zu erwarten war. Seine äußere Erscheinung war im hohen Grade imponirend. Von mehr als gewöhnlicher Mannesgröße und entsprechendem Umfang trug er eine reiche Fülle des schönsten blonden Haares und seine Gesichtsfarbe war dasjenige, was der Oesterreicher „Milch und Blut" zu nennen pflegt. So machte er auch eine fast noch jugendliche Erscheinung, obschon er damals (1826—1827) das fünfzigste Jahr entweder schon erreicht hatte oder nicht viel dahinter war, denn auch sein Sohn Johannes, der nachmalige Löwener Professor, war bereits ein kleiner Gelehrter. Er zog später mit seinem Sohn nach Belgien, wurde von dort aus weiterhin bekannt und starb in einem sehr hohen Alter. — Man ist versucht, zu glauben, daß die von den Römern angegebenen charakteristischen Eigenschaften der Germanen sich nachmals mehr nach

24*

dem Norden zurückgezogen oder darauf beschränkt haben, denn Möller erinnerte auf den ersten Blick an die immania corpora, die rutilae comae und die caerulea pubes des Cäsar oder Tacitus und Horaz. Es ist gewiß, daß die rutilae comae nicht das bedeuteten, was wir „rothe Haare" nennen. Die Römer, welche mit vielen Begriffsbezeichnungen und insbesondere mit Farbennamen sehr ungenau umgingen, gebrauchten für die bis dahin unbekannte Haaresfarbe zuerst das Beiwort rutilus, nachmals flavus; daß sie aber dabei an eine schöne Farbe dachten, geht schon daraus hervor, daß die putzsüchtigen römischen Damen blonde Perücken ambitionirten, was noch vor Kurzem auch hierzulande modern zu werden drohte.

„Ein anderer höchst liebenswürdiger norddeutscher Gelehrter, der um die gleiche Zeit in Wien und oft bei Klinkowström gesehen ward, war Dr. Burkard. Es sind uns wenig Gestalten begegnet, bei welchen die frisch gewonnene katholische Glaubensseligkeit so sehr deren ganzes Wesen durchleuchtete, wie es bei diesem Manne der Fall war. Er wußte fast von nichts Anderem zu reden, aber allezeit in großer Ruhe, ohne Phantasie und Enthusiasmus.

„Mit dem Namen Adam Müller nennen wir (zu wiederholten Malen in diesen Blättern) eine

literarische Größe Deutschlands von erstem Range. Wäre der Mann nicht katholisch geworden, so würde von ihm in ganz Deutschland herumtrompetet wie von irgend einem Andern. Die Publicisten, die National-Oekonomen, die Geschichtsbetrachter, die Redner, die Aesthetiker *) würden sich bei dem Concerte ablösen, und sie hätten Alle Grund dazu. Die Philosophen dürfen wir auch nicht vergessen. Müller hat aber gar nichts gethan, um sich selber auf die Höhen zu pflanzen, was Andere so gut verstehen. An Scheu vor Glanz war er fast mit Klinkowström zu vergleichen, obschon eigentlich in seinen Schriften fast jeder Gedanke und jede Phrase funkelte und schimmerte. Vielleicht zum Theil aus diesem Grunde, aber auch überhaupt, war er mit seinen älteren, auch schon in katholischer Zeit von ihm abgefaßten Schriften sehr unzufrieden. Er fand darin noch immer pantheistischen Sauerteig. Er hatte schon sehr früh (1805) convertirt und klagte später, daß er zwar immer mit voller Ueberzeugung, aber lange nicht mit voller Erkenntniß katholisch gewesen

*) Jene Kleinschöngeister Wiens, die ihr bischen Reputation gerade der von ihnen so arg verlästerten Censur verdanken, während sie seit der erlangten Preßfreiheit mit ungehemmtem Flügelschlag ihres Geistes immer kleiner statt größer werden, sind wol nicht darunter begriffen.

sei. Von seinen Schriften (ganz Deutschland kennt sie und wir führen sie nicht an) pflegte er zu sagen, daß diejenigen auf die er große Stücke gehalten, selten einen nennenswerthen Erfolg erzielt hätten, daß er dagegen an anderen, auf welche er gar kein Gewicht legte, oft mehr Freude erlebt habe. Die Verhältnisse Müller's zu Klinkowström waren seit langer Zeit auf das innigste freundlich und vertraut.

„Der berühmte Jurist und Publicist Ernst Carl Jarcke kam zum erstenmale im Herbste 1830 nach Wien, und man wies schon damals den eifrigen Convertiten an das Klinkowström'sche Haus. Er war noch Professor in Berlin und hatte vor Kurzem durch eine Schrift über die Juli-Revolution wieder eine bessere Stellung in Preußen gewonnen. Eben jene Schrift und das von Jarcke in Berlin herausgegebene „Politische Wochenblatt" veranlaßten den Fürsten Metternich, denselben für den österreichischen Staatsdienst zu gewinnen, und so kam er 1832 zum zweitenmale und dauernd nach Wien. Die außerordentliche Energie dieses Mannes, welche ihn ganz besonders in den Dienst der katholischen Kirche gestellt hatte, die er die Dame seines Herzens nannte, ist Freunden und Feinden über zwanzig Jahre nach seinem Tode noch im frischesten Andenken. Der Kölner Handel von 1837 gab ihm hiezu

die ausgiebigste Gelegenheit. Wenige Menschen haben in einem nicht langen Leben so viel und mit solcher Thatkraft gearbeitet wie Jarcke. Auch nur um mit Andeutungen einigermaßen gerecht zu werden, müßten wir die Geschichte eines Jahrzehents erzählen. Damals ist viel geschehen, was heute nachwirkt, und König Friedrich Wilhelm III. hat mit seinem dem Fürsten Metternich abgelegten Geständnisse, er habe als protestantischer Fürst mit der ganzen Sache einen Fehler begangen, denn er habe nur die katholische Kirche in Deutschland gestärkt, den Nagel auf den Kopf getroffen. Aber unter Allem nur von Einem zu reden, so sind damals die „Historisch-politischen Blätter" entstanden. Welche ganz unendliche Mühen sich gerade Jarcke für das Zustandekommen, die Belebung und Ernährung dieses Journals gegeben hat, weiß unter den Lebenden vielleicht Niemand besser als der Schreiber dieser Zeilen. Freilich waren die Blätter das Schreck- und Haßgespenst der ganzen linken Seite, und sie wußten nicht oft genug ihr nächst bevorstehendes Eingehen zu verkündigen. „Ganz gewiß, wenn im Herbste die Blätter fallen, werden auch diese gelben Blätter sich verlieren," so sagten jene falschen Propheten im ersten Semester ihres Entstehens. Aber die gelben Blätter haben den achtunddreißigsten Herbst

überlebt und gedeihen im neunundreißigsten Frühling. Und ein Umstand muß vor Allem hervorgehoben werden. Es ist immer eines der unterscheidenden Zeichen eines gesicherten und gesegneten Unternehmens, wenn es Alles verloren hat, worauf es nach der ersten Anlage und nach den ursprünglichen Bedingungen rechnen zu können glaubte, und nichtsdestoweniger in gleicher Stärke und Mächtigkeit wirkt. Das ist aber bei den „Historisch-politischen Blättern" eingetreten, und das scheint uns das Wichtigste, was von Jarcke zu sagen ist.

„Ein Jahr später als Jarcke war auch der deutsche Canonist George Phillips in Wien eingetroffen und hatte etwa vierzehn Tage lang bei Klinkowström Wohnung genommen. Er war damals allerdings bereits Professor des canonischen Rechts in Berlin, aber seine außerordentlichen Leistungen in diesem Fach waren noch nicht im Druck erschienen, und ihm ging vor Allem der Ruf eines deutschen Rechtshistorikers voraus. Schon im nächsten Jahre übersiedelte er an die Universität München, und Klinkowström hat ihn nicht mehr gesehen. Wir Anderen, die wir so glücklich waren in München, Innsbruck und Wien mit ihm zusammenzutreffen, hatten die Freude und den fortgesetzten Gewinn auch von diesem Manne noch durch Jahrzehente, aber wir haben auch bei dieser Gelegenheit

nicht vergessen, daß wir vielen von Denen, die uns belehrt und durch's innere Leben geholfen, im Klinkowström'schen Hause zuerst begegnet haben.

„Franz v. Buchholz, der Geschichtschreiber der Regierung Ferdinand's I., d. h. ungefähr der deutschen Reformation in ihren heftigsten Stadien, aus Münster gebürtig, bei der Staatskanzlei in Wien als Rath angestellt, gehörte zu den nicht häufigen, aber erfreulichen Besuchen.

„Ein angenehmer Franzose, Mr. Éloi Jourdain, wohnte im vorletzten Jahre der Klinkowström'schen Institutsleitung ein paar Monate in dessen Hause. Er hatte früher längere Zeit in München zugebracht und war mit deutschem Wesen und selbst deutscher Wissenschaft einigermaßen vertraut. Seine Jugend war von La Mennais geleitet worden, den er bei seinem Abfall von der Kirche verlassen hatte. Er war voll von dem Eindrucke einer unheimlich magischen Gewalt jenes Mannes. „Il ne faut pas le voir," pflegte er zu sagen, „dès qu'on le voit, on est perdu." — Jourdain's heiteres, aufgewecktes Wesen, welches Scherz ebensowol verstand als anzubringen wußte, machte ihn zu einem sehr gesuchten Gesellschafter. Einmal, als wir mit ihm, mit Jarcke rc. rc. eine Spazierfahrt nach Laxenburg machten, neckten die

Deutschen den Franzosen mit verschiedenen Plänen zur Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen. Der Franzose stellte sich eine zeitlang betrübt über solche Attentate, plötzlich aber brach er mit komischer Heftigkeit los: „Tant que je vivrai, Vous ne les aurez pas." Und er hat Wort gehalten. Er starb einige Jahre vor dem letzten Krieg.

„Auch ein paar hochgestellter kirchlicher Größen müssen wir Erwähnung thun, welche Klinkowström's Haus zuweilen mit ihrer Gegenwart beehrten. Der Fürstbischof Roman Sebastian Zängerle von Graz (Seckau) pflegte, so oft er nach Wien kam, bei Klinkowström vorzusprechen. Klinkowström, der alle Eigenschaften besaß, den Mann zu würdigen, empfing ihn immer wie einen Apostel.

„Auch der päpstliche Nuntius, nachmalige Cardinal, Monsignore Pietro Ostini las fast in jedem Jahre einmal die heilige Messe in Klinkowström's Hauscapelle zur großen Erbauung der Zöglinge und als ein Zeugniß von der Stellung des Hauses zum heiligen Stuhl.

„Den einzigen, damals als Beichtvater der verwitweten Herzogin von Anhalt-Cöthen in Wien anwesenden Jesuiten, P. Petrus Beckx, gegenwärtigen General der Gesellschaft, sahen wir wieder-

holt als vorübergehenden Gast in Klinkowström's Hause."

Der vorstehenden charakteristischen Schilderung jener hervorragenderen Persönlichkeiten, die zu damaliger Zeit in den schlichten Räumen des Scheiblauerhauses ihren geselligen Anziehungspunkt fanden, aus deren gern gesehener Erscheinung daselbst und Umgang mit ihnen sich das ganze Wesen des Hausherrn am deutlichsten abspiegelt, hat der Herausgeber noch beizufügen, daß der gelehrte Autor obiger Aufzeichnungen, unser nicht genannt sein wollender Gewährsmann, selbst an Charakter, Denkungsart und Wissen ein vollständig ebenbürtiger Genosse jenes Gesellschaftskreises gewesen ist, den er in kurzen aber getreuen Umrissen zu Papier gebracht hat. Seinem noch jugendlich frischen Gedächtnisse verdanken diese Blätter noch manche andere sehr schätzenswerthe Beiträge, wofür ich dem geehrten Einsender, der in früheren Jahren mein liebster Lehrer gewesen, doppelten Dank schulde.

Die Schriftstellerin Caroline Pichler, eine werthe Freundin der Frau Dorothea v. Schlegel und eine nicht seltene Erscheinung in Klinkowström's Hause widmet dem socialen Leben daselbst in ihren „Denkwürdigkeiten" eine freundliche Rückerinnerung mit den Worten: „O wie viele schöne und wohlthuende Abende

brachte ich in diesem Hause zu, in welchem den Eintretenden sogleich eine Atmosphäre des Friedens, der Stille und Rechtlichkeit umfing. Ein gewählter Kreis von Menschen versammelte sich mehr oder weniger zahlreich daselbst, welchen hohe Geistesbildung, würdiger Sinn und Bekanntschaft mit allem Neuen in der Literatur auszeichnete."

Nicht als eines Theiles der Klinkowström'schen Gesellschaft aber zur großen Ehre der Anstalt und in dankbarster Rückerinnerung an die ihrem Vorsteher zu Theil gewordene mächtige Gönnerschaft ist der auszeichnenden Thatsache zu gedenken, daß ihre königlichen Hoheiten, die durchlauchtigsten Herren Erzherzoge Ferdinand und Maximilian Este, wie aus Klinkowström's Tagebuch zu ersehen ist, dessen Erziehungsanstalt bei wiederholten Anlässen mit höchst Ihrem Besuche beehrten und länger daselbst verweilten. —

Wenn schon Gesellschaft in Klinkowström's Hause, bei seinem ununterbrochenen und fast hartnäckigen Anklammern an seine Tagespflicht einigermaßen auffällig erscheinen konnte, so wird es noch mehr in Verwunderung setzen, wenn auf literarische Arbeiten von Klinkowström's Hand die Rede kommt. Es waren diese allerdings nur in geringer Zahl und nicht ohne Beziehung auf seinen pädagogischen Beruf, dabei wol

ohne Zweifel nur Früchte der Nachtstunden, die ihm zwischen seiner Tagesordnung und seinen mitternächtlichen Hausdurchforschungen erübrigten.

Von dem „Sonntagblatt für die Jugend", einer illustrirten Wochenschrift, die er unter dem Pseudonym Friederich Kindmann herausgegeben und redigirt hat, wurde bereits an anderer Stelle Erwähnung gethan. Noch vor Antritt der Institutsleitung angefangen, konnte während derselben das Blatt nicht länger mehr fortgesetzt werden.

Dagegen erschienen bald darauf in rascher Aufeinanderfolge zwei A-B-C-Büchleins, das eine mit selbst verfaßten Sinn-, Lehr- und Sittensprüchen in gereimten Versen zu jedem Buchstaben, bei H. F. Müller in Wien; das andere mit Geschichten des alten und des neuen Testamentes, bei Wallishausser in Wien; beide ausgestattet mit je 24 illuminirten Kupfern von Klinkowström's Erfindung und Handzeichnung.

Auch hat er mehrere Werke aus dem Französischen in's Deutsche übersetzt, darunter ein apologetisches von Bischof Fraissinous, „Die Vertheidigung des Christenthums", in vier Bänden; dann ein ascetisches von P. Grou, nämlich dessen „L'intérieur de Jesus et Marie". Wie Klinkowström bestrebt war, jeden Hang zur Mystik von sich fern zu halten, davon gibt bezüglich

des letzteren Werkes der Umstand einen Beweis, daß er sich nicht entschließen konnte den französischen Titel auch nur angenähert in der Uebersetzung beizubehalten, weil derselbe, wenigstens im Deutschen, wo solche Ausdrücke nicht gewöhnlich sind, auf irgend eine erstrebte falsche Innerlichkeit hindeuten könnte, während das Buch selbst nur die einfachsten und schlichtesten Wege des christlichen Lebens lehren wolle, weshalb er den ganz prosaischen Titel wählte: „Anweisung zur christlichen Vollkommenheit nach den allerheiligsten Mustern Jesu und Mariä."

In den letzten Jahren seines Lebens gab er ein Unterhaltungsbuch für die Jugend heraus, betitelt „Vater Heinz, eine Sammlung von Erzählungen und Mährchen von einem Erzieher". Dieses Büchlein machte bei der Jugend volles Glück. Sie rissen sich das Ding aus den Händen, und die Schrift ist, lange nach Klinkowström's Tode, zur dritten Auflage gekommen, nicht ganz wenig bei einer Erscheinungsweise, welche nach Klinkowström's Brauch und Sinnesart das Gegentheil von jeder Reclame war. Eine ausgewählte Sammlung dieser Erzählungen hat Führich's Meisterhand mit Zeichnungen ausgeschmückt. —

Wir haben nun den Pädagogen Klinkowström nach allen Seiten hin beleuchtet und in den verschiedensten

Beziehungen des Lebens dem Leser vor Augen geführt. Daß seine Erziehungsmethode, obgleich im Gegensatz zur nivellirenden Richtung des Zeitgeistes, doch in maßgebenden Kreisen Anerkennung gefunden, dafür spricht die Thatsache, daß Klinkowström die Aufforderung erhalten hatte (1828) über eine beabsichtigte Reform des k. k. Theresianums in Wien seine Vorschläge zu erstatten. Die weiteren Schicksale dieses mit vieler Gründlichkeit ausgearbeiteten Aufsatzes sind uns unbekannt.

Was schließlich Klinkowström's Wirksamkeit im Allgemeinen hervorgebracht, das war zu seiner Zeit und ihm selbst noch nicht klar. Die Nachlebenden aber konnten es bezeugen und mußten es bezeugen, wenn sie nicht das Selbstgesehene und Erkannte mit hartnäckigem Willen todtschweigen wollten. Wir stehen hier übrigens bei einer Schwierigkeit jeder, auch der großen und ganzen, Geschichte. Alle Geschichte ist von Natur darauf angelegt und fast darauf angewiesen, die Ausnahmen vor der Regel zu betonen und zu begünstigen; denn die Regel ist das Natürliche und Selbstverständliche, sie soll immer sein und herrschen, und wenn sie wirklich eine zeitlang herrscht, so verwundert sich darüber Niemand, obschon eigentlich gerade das das Verwunderlichste ist. Der Satz: „Es ist Alles in der Ordnung gegangen“ ist in einem Augenblick aus-

gesprochen, er ist aber dort, wo er wahr ist, eben um seiner Allgemeinheit willen ohne unendliches Gerede nicht zu beweisen. Jede Ausnahme aber zieht die Aufmerksamkeit sofort an sich; man will mehr wissen von dem Wie und Warum, und sie beweist sich in ihrer Besonderheit sehr bald und gründlich. Glücklich genug, wenn auch die Regel bisweilen in gegebenen Fällen mit besonderer Entschiedenheit klar wird und man davon reden kann.

Das Unternehmen Klinkowström's hat Zeit seines Bestehens nicht geglänzt und hat auch keinen Glanz zurückgelassen. Das Allerwenigste, was er gesucht hat, war der Glanz, und es war kein Schaden, sondern ein Segen, daß er auch keinen erreicht hat. Allein ganz verschieden von eitlem äußerlichen Glanze ist die gerechte Nachrede der Wahrheit von der innerlichen Güte eines Mannes oder Werkes. Und Klinkowström's Werk war gut, das bezeugen die Zöglinge alle, sowohl jene, welche in Folge des dort Gewonnenen in stiller Rechtschaffenheit lebten oder leben, als jene, welchen es gegönnt war, höher aufzutauchen und durch die erreichte Stellung mehr als Andere von sich reden zu machen.

Am

Friedhof in Maria Enzersdorf.

(1835.)

Am Friedhof in Maria Enzersdorf.

Das wohlgetroffene Selbstportrait, welches diesen Blättern beigeheftet ist, gibt ein treues Bild von Klinkowström's äußerer Erscheinung und bietet zugleich einen Maßstab für die Auffassungs und Darstellungsgabe des angehenden Künstlers. Es ist im Jahre 1803 (für den Bruder Carl) gezeichnet, stellt also Klinkowström, der sich selbst nach dem Spiegel aufgenommen hat, im Jünglingsalter dar, was wir insbesondere den vielen Institutszöglingen, die ihn erst in späteren Jahren kennen gelernt haben, zur Beachtung empfehlen.

Schon das bloße Brustbild läßt Klinkowström's ziemlich hohe Mannesgestalt erkennen, und die ausdrucksvollen Züge dürften der Wahrheit noch näher kommen, wenn die Feder des Biographen, den Farbenmangel der Kreidezeichnung des Originales ergänzend, hinzufügt, daß der durchgeistigte, seelenvolle Blick aus graublauem Auge wesentlich gehoben ward von dem Contrast des dunklen, fast schwarzen Kopf-

haares; natürlich nur solange, bis nicht das herannahende Alter seine gebleichten Spuren auf dem Haupte zurückließ.

Das Imponirende einer solchen Erscheinung war in etwas getrübt durch eine constante gelbliche Gesichtsfarbe, Folge einer angebornen Krankheit, die den größten Theil seines Lebens beunruhigte und diesem auch das Ziel setzte. Es war dies ein mit heftigen Symptomen verschiedener Art complicirtes Leberleiden. Am schmerzlichsten soll sich die Krankheit in seinen Jünglingsjahren fühlbar gemacht haben. Mit dem beginnenden Mannesalter, also etwa um die erste Zeit seiner Institutsführung, schien seine Natur zu erstarken, oder er hatte auch in seiner gekräftigten Innerlichkeit noch unverbrüchlicher schweigen und seine Empfindungen verbergen gelernt. Eine freiwillige Klage kam niemals über seine Lippen; sein bei der letzten Recrudescenz des Uebels fast täglich verändertes Aussehen rief allerdings viele Fragen nach seinem Befinden hervor, die er kurz und abschneidend ohne weichlichen Ausdruck, ohne heroische Anmaßung beantwortete.

War in den ersten Jahren seiner Institutsführung physische Erleichterung wahrnehmbar geworden, so meldeten sich einige Jahre später wiederum die alten Erscheinungen mit erneuerter Heftigkeit.

Eine plötzliche Erkrankung, verbunden mit Ohnmacht und innerer Blutergießung (13. Juni 1833) nach vorausgegangenen öfteren Mahnungen von Unterleibsbeschwerden, wirft Klinkowström auf das Krankenlager. Im Institut herrscht gedrückte Stimmung über die veränderte Situation; beängstigende und wohlbegründete Besorgnisse eines baldigen, betrübten Ausganges geben sich kund, man fürchtet, es sei der Anfang vom Ende. Dem dringenden Einrathen der Aerzte, die Heilquellen Carlsbads aufzusuchen, stehen unabweisliche Pflichten entgegen, die eine längere Abwesenheit des Vorstehers vom Hause nicht gestatten. Vielleicht wäre dort noch Heilung zu hoffen gewesen. Später hörte ich oftmals diese Meinung aussprechen.

Die Wiedergenesung schreitet zwar langsam vorwärts; eine kurze Erholungsreise nach Graz zum Besuch der dort weilenden Söhne wirkt stärkend auf Körper und Gemüth des Leidenden; aber die Wiederaufnahme der mit ruheloser Anstrengung verbundenen Berufsgeschäfte unterbricht die Reconvalescenz mit häufigeren und heftigeren Rückfällen; so daß endlich, unterstützt von einem entscheidenden Ausspruch des Hausarztes, der unabweisbare Entschluß heranreift, sich gänzlich in die Ruhe des Privatlebens zurückzuziehen.

Die Sehnsucht nach Ruhe, das Verlangen seine Tage im stillen Landleben zu beschließen, empfand Klinkowström seit Jahren. War ihm doch mit dem frühzeitigen Tode seiner unvergeßlichen Gattin die unersetzliche Hausmutter des Institutes entrissen worden. Er schenkte aber den geheimen Herzenswünschen kein Gehör, wies sogar einen äußerst vortheilhaften Hausverkaufsanbot, der ihm die Verwirklichung seiner Pläne sehr erleichtert hätte, von der Hand und harrte aus in dem übernommenen Berufe. Er erblickte in den herrschenden Zeitverhältnissen, in der noch nicht erfolgten Wiederzulassung geistlicher Orden zur Leitung von Erziehungsanstalten seine Aufgabe als noch nicht vollendet. Es fehlte der Nachfolger; nicht etwa in der Uebernahme der Geschäftsführung eines wohlaccreditirten, in schwunghaftestem Betriebe befindlichen Institutes, wofür Bewerber nach Auswahl zu den vortheilhaftesten Bedingungen aufzutreiben gewesen wären, wol aber fehlte der Nachfolger im Amte der Erziehung der Jugend nach jenen Grundsätzen, wie sie Klinkowström's Geiste vorschwebten, wie sie zur Richtschnur seines eigenen Handelns gedient hatten. Und darum allein war es ihm zu thun. Durch Einlösung des Capitalswerthes der Unternehmung unter seiner weit bekannten Firma, durch ent-

sprechend hohen Miethzins des Institusgebäudes, durch hinaufgespannten Verkauf der Einrichtungsstücke des für 50 Zöglinge wohl ausgestatteten Hauses ein gutes Geschäft zu machen, eine solche Absicht lag Klinkowström fern, da er weit höhere Zwecke anstrebte und diese nicht durch eine rein pecuniäre Frage beeinträchtigen wollte. Ich betone diese Umände vorzüglich deshalb, weil sie zur Aufklärung der Verhältnisse seines Nachlasses vieles beitragen, die wir an anderer Stelle kurz angedeutet haben.

Klinkowström's Rücktritt war beschlossen. Die Verhältnisse bezüglich des gewünschten Nachfolgers waren noch dieselben wie in früherer Zeit, wo er unter günstigeren Gesundheitszuständen sich bestimmen ließ, auf seinem Posten auszuharren, aber der Schritt war jetzt unaufschiebbar geworden. So mußte also wegen Uebergabe der Institutsleitung Vorsorge getroffen werden. Klinkowström's Wahl fiel auf Dr. Wenzel Hacklik, einen Mann von erprobter, katholischer Denkungsart. Als vieljähriger Lehrer und Hofmeister, im Institute als fortwährender Zeuge der Vorgänge im Hause, konnte mit Grund vorausgesetzt werden, daß Hacklik die nöthigen Erfahrungen zum Antritt seines Amtes gesammelt habe, umsomehr, als er bei Erkrankungsfällen Klinkowström's in den letzteren Jahren öfters

abwechselnd mit dem Lehrer Dr. Fick in die Lage versetzt war, die Vorsteherstelle im Substitutionswege zu versehen. Was Hacklik's Vermögenslosigkeit betraf, so ließ sich derselben durch ökonomische Erleichterungen, die man dem Anfänger gewährte, nachhelfen. In dieser Hinsicht ging Klinkowström's Uneigennützigkeit bis zur Großmuth. Was finanziell geschah, war, um es kurz anzudeuten, das gerade Gegentheil von dem Allen, was wir oben als die Momente eines guten Geschäftes bezeichneten.

Unter solchen günstigen Auspizien übernahm Dr. Wenzel Hacklik, von gutem Willen beseelt (aber energielos und ohne ausreichende geistige Kraft, wie sich bald herausstellte), am 1. October 1834 die Leitung der ihm in's Eigenthum übertragenen, mit Zöglingen voll besetzten Erziehungsanstalt, welche Klinkowström gegründet, bisher geleitet und der er während seiner sechzehnjährigen Wirksamkeit einen auch außerhalb Oesterreichs weit verbreiteten Ruf erworben hatte.

Bald darauf (20. October) verließ Klinkowström das Scheiblauerhaus und bezog im Innern der Stadt eine „am Hof" (zum Hahnenbeiß genannt) gelegene Miethwohnung. Nur ein kleiner Kreis seiner Familie folgte ihm dahin. Derselbe bestand aus seiner Tochter Marie, seinem Sohne Alphons, damaligem

Studiosus der Philosophie, und seiner Schwägerin Fräulein Dorothea v. Mengershausen, einer Schwester seiner verstorbenen Gattin, die in der letzteren Zeit die Führung der Wirthschaft an Stelle ihrer Schwester Auguste in der Erziehungsanstalt besorgt hatte. Drei Söhne hielt ihr Beruf vom Hause fern.

Mein seliger Vater athmete auf in dem Gedanken, eine schwere Last der Verantwortung durch Fügung Gottes von sich abgewälzt zu haben. Mit erneuerter Kraft erwachten in ihm die Wünsche, sich auf dem Lande in der Umgebung Wiens ein bleibendes Heim zu schaffen. In Biedermansdorf, in Himberg hatte er sich wegen Ankauf einer bescheidenen Besitzung schon früher umgesehen. Es waren seine heitersten Stunden, wenn er die Zukunftspläne mit uns besprach, wie er dort fern von dem Getriebe der Welt, nicht weit von Maria Enzersdorf, seine Lebenstage beschließen wolle.

Es sollte anders kommen. Seine Gesundheit war bereits gebrochen und es war ihm nicht gegönnt, die Früchte seiner Mühen zu genießen.

Am 15. November (1834) notirt Klinkowström in sein Tagebuch: „Der hochwürdige Veith (Johann Emanuel) kam heute und übernahm mit liebreicher Bereitwilligkeit mich homöopatisch zu behandeln. Seit

Anfang dieses Monates hatte sich ein Rückfall der Gelbsucht bei mir eingestellt."

Dann am 20. November: „Heute war der hochwürdige Fürstbischof von Seckau zum Abschied hier, nachdem er nun viermal die hundert Staffeln zu mir gestiegen. Gott gebe ein frohes Wiedersehen in Graz."

Es sind dies die letzten Aufzeichnungen meines seligen Vaters in sein Tagebuch, das schon immer längere Zwischenpausen aufweist. Vertrauen in die geänderte Heilmethode (bis dahin war der Allopath Dr. Czikanek der Hausarzt) und ein Hoffnungsschimmer der Genesung leuchten daraus hervor.

Das Leiden saß zu tief und hatte zu weit um sich gegriffen, als daß ärztliche Hilfe anders wie schmerzstillend, lindernd und beruhigend eingreifen konnte. Dem berühmten Dr. J. E. Veith wurde Dr. Schmidt beigegeben. Ersterer fungirte als Consiliarius, Letzterer als Ordinarius.

Am Christabend bereitete er seinen Kindern einen Christbaum, ordnete mit eigener Hand die Vorbereitungen der heimlich bestellten Geschenke und hatte kindliche Freude an der gelungenen Ueberraschung.

Der Winter verlief unter kleinen Besserungen und Verschlimmerungen, ohne daß den Freunden eine festere Hoffnung zu fassen vergönnt worden wäre. Dabei

blieb sein Geist aufrecht und er nahm Theil an den Ereignissen des Tages, so ganz besonders an dem Tode des Kaisers Franz (2. März 1835).

In den Märztagen konnte er noch am Arm seines Sohnes das Zimmer verlassen, auf dem kurzen Spaziergang von der Wohnung bis zum Unterkammeramtsgebäude. Dort auf der Bank sitzend empfing er mit sehnsuchtsvoller Wonne die Eindrücke der wieder erwachenden Natur. Es waren die letzten Strahlen der verführerischen Märzsonne, die unter Gottes freiem Himmel auf den müden Körper erwärmend sich herabsenkten.

Am St. Josephstag (19. März) verlangte er mit den heiligen Sterbesacramenten versehen zu werden, die ihm P. Madlener, sein Beichtvater seit vielen Jahren, darreichte. Von nun an verließ mein seliger Vater nicht mehr das Bett. Mit vollem Bewußtsein, ruhig und ergeben in den Willen des Herrn, sah er mit den schwindenden Kräften die Sterbestunde herannahen. Er rief die Kinder zu sich, ertheilte ihnen, Worte des Abschiedes stammelnd, den väterlichen Segen, umarmte sie, legte sich auf die rechte Seite und war verschieden. Er starb am 4. April 1835 in den Vormittagsstunden am schleichenden Fieber als Folge von Unterleibsdestructionen. Die ärztliche Diagnose fand durch die Leichenöffnung ihre Bestätigung. Diese

hatte stattgefunden in Folge einer letztwilligen Anordnung des Dahingeschiedenen, um die Besorgniß des Lebendigbegrabenwerdens zu verscheuchen.

Die enseelte Hülle ward unter außerordentlichem Andrange leidtragender und theilnehmender Freunde und Bekannten in der Pfarrkirche am Hof feierlich eingesegnet, auf den Friedhof zu Maria-Enzersdorf überführt und dort an der durch das Testament vorgezeichneten Stelle zu Füßen seiner lange vor ihm dahingeschiedenen Gattin im eigenen Grabe zur Erde bestattet.

Auf dem Grabeshügel steht ein einfacher Denkstein mit der Inschrift: „Justum deduxit per vias rectas et ostendit illi regnum Dei.” Diese Worte aus dem Buche der Weisheit, so beziehungsvoll auf das anscheinend kleine Begegniß des Verstorbenen in Marienberg, hat Freundeshand ohne Kenntniß des Vorfalles ahnungslos auf das Grab niedergeschrieben. . . .

Auf dem Friedhofe zu Maria-Enzersdorf, dem Wallfahrtsorte nächst Brunn am Gebirge in der nächsten Umgebung Wiens, haben im Laufe der Jahre, zu einer Zeit als der Weltverkehr der Eisenbahn noch nicht an dessen Ringmauern vorüberzog, viele Freunde und

Bekannte, welche im Leben treu zusammengestanden, im Tode sich zusammengefunden, um dort, in der Stille der Abgeschiedenheit, gemeinschaftlich der Auferstehung zu harren. Im Südosten des Friedhofes, auf der Epistelseite der Penkler'schen Gruftcapelle hat sich eine förmliche Todtencolonie angesiedelt. Der Besucher wird an jener Stelle keine in die Augen fallenden Grabmonumente erblicken; er wird den unvermeidlichen Aschenkrug mit dem herabhängenden faltenreichen Tuch, den sentimentalen Genius mit auslöschender Fackel ebenso wie den ewigen Schlangenkreis und ähnlichen allegorisch-symbolischen Aufputz vermissen; nur einfache Denksteine wird er erblicken, gekrönt mit dem Erlösungszeichen des heiligen Kreuzes; aber Namen der Abgeschiedenen, deren zu Staub gewordene Hülle das Grab deckt, werden ihm entgegenprangen, die in der Culturgeschichte Oesterreichs eine nahezu monumentale Bedeutung erlangt haben.

Dort ruhen an der Seite des Freiherrn v. Penkler, des eigentlichen Fundators der Friedhofs-Ansiedlung: P. Clemens Hoffbauer, der Apostel Wiens, ein Jonas des modernen Ninive*), der

*) Dessen Gebeine sind in neuester Zeit in die Kirche Maria Stiegen übertragen und dort beigesetzt worden; das Grab ist aber geblieben.

Dichter und Prediger Zacharias Werner, der Staatsschriftsteller Adam v. Müller, der Historiker Franz v. Buchholz, der Redacteur des „österreichischen Beobachter" Josef Anton v. Pilat, der Publicist Ernst Jarcke, nebst vielen ihrer Angehörigen und Bekannten: in der That eine wahre Notablen-Versammlung von Todten. Und mitten unter all' diesen Koryphäen christlich-katholischen Culturwesens hat nun zu den Füßen seiner Gattin Ludovika auch der Künstler, Schriftsteller und Pädagog, weiland Friederich August v. Klinkowström Platz genommen und seine letzte Ruhestätte aufgeschlagen.

Der Gerechte hat hier seine Wanderung beschlossen. Der Spruch der Marienberger Gedenktafel, der das ganze Leben des Dahingeschiedenen beherrscht, leitete ihn auf sicherem Pfade zum Ziele.

Es waren merkwürdige Wege, die den altpommerschen Junker aus dem protestantischen Norden Deutschlands nach dem Süden, in den Gnadenort der Mutter Gottes, auf den Friedhof von Maria-Enzersdorf geführt haben.

Als der Künstlerdrang den Jüngling aus dem väterlichen Hause trieb, um die Sammelplätze der großen Vorbilder aufzusuchen; als Klinkowström später in seiner Verwendung im Hauptquartier der Alliirten

mit jedem Tage seine Aussichten auf eine künftige Lebensstellung wechseln und zuletzt ganz zerrinnen sah; als er schließlich Schwierigkeiten und Hemmnisse aller Art zu bestehen hatte, um jene Erziehungsanstalt in's Leben zu rufen, die in der Folge dem katholischen Leben in Oesterreich einen so mächtigen Impuls geben sollte, — was war es, was ihm in allen diesen Tagen den frischen Lebensmuth, die Freudigkeit des Strebens bewahrte? „Befiehl dem Herrn Deine Wege, Ihm vertrau, Er wird's machen!“ rief ihm stets eine innere Stimme zu. Welch' ein Abstand zwischen diesem beglückenden Vertrauen auf die Führung Gottes und jenem finsteren Trotze, der das Höchste ist, was die profane Philosophie der zögernden Gunst oder gar der Ungunst des Schicksals entgegenzusetzen weiß!

Das ganze Lebensbild Klinkowström's ist nur durch den christkatholischen Sinn verständlich, von dem er durchdrungen war.

Das irdische Glück lächelte nur für kurze Augenblicke dem ernsten, strebenden Manne; nur wenige Lichtblicke des Wohlbehagens fielen in das schwer heimgesuchte Leben Desjenigen, dem die bescheidensten Ansprüche genügten.

Er hat die Früchte seiner geistigen Aussaat nicht geerntet.

Seine Gattin, sein Alles auf Erden, die Hausmutter eines zahlreichen Familienstandes, die leitende Seele des großen Hauswesens im Knabeninstitute, ward ihm frühzeitig entrissen.

Selbst die väterliche Genugthuung, an dem Wirken seiner geistlichen Söhne sich zu erbauen, an dem stillen Glück seiner einzigen Tochter sich zu erfreuen, blieb ihm versagt.

Nur Ein leuchtender Stern, glanzvoll, hoffnungsreich den anbrechenden Tag verkündend, verläßt den Wanderer nicht auf der wechselvollen Pilgerfahrt durch's Leben.

Dort harret seiner der Ersatz für Alles, was ihm hienieden nicht zu Theil geworden.

Der Stern hat sich nun herabgesenkt auf das Grab, und auf diesem strahlt im providentiellen Abglanz des treu befolgten, troſtreichen Marienberger Denkspruches, als Inschrift aus dem Buche der Weisheit, die Jubelbotschaft des errungenen Sieges: Justum deduxit per vias rectas et ostendit illi regnum Dei!

Die Nachkommen.

Die Nachkommen.

Friederich August v. Klinkowström hat, nachdem dessen Gattin mit dem jüngsten Sohn Alois vor ihm gestorben war, fünf Kinder, vier Söhne und eine Tochter, hinterlassen.

„Du willst wissen," schreibt mein sel. Vater unterm 11. Jänner 1826 an seinen Bruder Carl, „wie meine Kinder heißen. Der Aelteste (am Tage der Schlacht bei Culm geboren) heißt Josef und ist ein frischer, geistvoller Knabe, der mit Auszeichnung studirt. Der Zweite, Clemens, sieht mir am ähnlichsten und befindet sich in den Tölpeljahren. Dann folgt Marie, ein liebes Kind, verborgen zart im Gemüthe, äußerlich aber lebhaft wie ihre selige Mutter. Dann folgt Alphons, ein Tölpel wie Clemens, doch nicht dumm. Endlich Maximilian, ein holdseliger Bube, ganz das Ebenbild seiner seligen Mutter. Mit Aloisius starb die gute Ludovica am 7. März 1821. Mit diesem Häuflein wandere ich nun fort, wie Gott will und bitte ihn nur, sie stets im Glauben zu

erhalten, nach Seinem Willen leben zu lassen, damit sie durch wahren Glauben und gute Werke — diese beiden unerläßlichen Bedingungen zur Seligkeit — glücklich in den Himmel gelangen, wo Er uns auch dann aus Barmherzigkeit um Jesu willen vereinigen möge."

Von diesem Häuflein fehlt nur Einer, der vor nicht langer Zeit dem Vater nachgefolgt ist, P. Josef; die Uebrigen sind noch am Leben. Dem Dahingeschiedenen gebührt die Ehre eines Nachrufes. Bezüglich der Lebenden werde ich, dem wohlgerechtfertigten Wunsche derselben entsprechend, mich nur auf einige kurze Andeutungen über ihre Existenz beschränken und weniger die Person als die Sache im Auge behalten.

P. Josef v. Klinkowström.

Josef ist am 30. August 1813 in Wien geboren. Er kam im Karoli'schen Hause auf der Wieden zur Welt, in derselben Wohnung, welche dessen Eltern unmittelbar nach ihrer Verheiratung im November 1812 bezogen hatten. Wenige Wochen nach diesem glücklichen Familienereigniß folgte der Vater, Frau und Kind allein zurücklassend, einem ehrenvollen Rufe in's Hauptquartier der gegen Napoleon verbündeten Heere,

um seine Dienste zur Verfügung zu stellen. Aus dieser Zeit der schweren Trennung stammen jene Briefe, die wir weiter oben mitgetheilt haben, worin öfters in der zärtlichsten Weise des allerliebsten Pepi Erwähnung geschieht, aus dem sich späterhin der P. Josef entwickelt. Unter Anderem wünscht der abwesende, in Dresden weilende Vater durch Frau v. Schlegel zu erfahren, welchem der Kinder auf Rafael's Bilde der Sixtinischen Madonna sein Pepi ähnlich sehe, ob es nicht jener kleine pausbackige Engel sei, der sich unten auf der Schwelle auf beide Arme lehne und hinausschaue.

Seine Kindheit verläuft ohne bemerkenswerthe Vorfälle. Unter den Spielen war ihm das Kutschiren das liebste. Er bekam deshalb einen vollständigen Postillonanzug mit rother Jacke, in der er den ganzen Tag über umherlief. Baronin Buttler hat den kleinen Postillon zur Ueberraschung des Vaters portraitirt.

Josef studirte stets mit Auszeichnung und war überhaupt ein Musterzögling der Erziehungsanstalt seines Vaters. Schon frühzeitig entwickelte sich bei ihm, Hand in Hand mit seiner Neigung zur classischen Literatur eine ungewöhnliche Vorliebe für Bücher, vorzüglich für ältere. Seine freien Stunden brachte

er bei dem Antiquar Greif zu, um in dessen Bücherschatz herumzuwühlen.

Die philosophischen Studien hörte er öffentlich an der Wiener Universität. Nach Ablauf derselben entschloß er sich für den geistlichen Stand.

Wann und bei welcher Gelegenheit in Josef die ersten Ideen auftauchten, dem Orden der Gesellschaft Jesu sich anzuschließen, ist nicht genau zu ermitteln. Es lag nicht in seinem Charakter, viel von Dingen mit Anderen zu sprechen, die eben sein eigenes Inneres betrafen, und darin zeigte er eine große Aehnlichkeit mit seinem Vater. Noch in späteren Jahren wiederholte er gerne aus Sirach die Worte: „Coram extraneo non facias consilium"; angesichts eines Fremden halte nicht Rath, denn du weißt nicht, was er beginnen wird. Gewiß ist, daß er die Schulferien des Sommers 1830 in Graz zubrachte, wohin er der Einladung des Herrn v. Lilienthal gefolgt war, dessen Sohn, ebenfalls im Institute des seligen Vaters erzogen, Josef's Studiengenosse war. Daselbst scheint er die Bekanntschaft der Jesuiten, deren einige an der kleinen, dem deutschen Orden gehörigen Lehkirche eben ein Noviziat begonnen hatten, gemacht zu haben. Wenigstens trat er im darauffolgenden Jahre (21. August 1831) ebendaselbst in den Orden ein.

Am 20. August 1831 notirt dessen Vater in sein Tagebuch: „Heute früh $5^1/_2$ Uhr, an einem schönen Morgen, verließ mein geliebter Sohn Josef unter meinen heißesten Segenswünschen sein elterliches Haus, um ein Nachfolger Jesu zu werden und in die Societät zu Graz einzutreten. Seine Brüder begleiteten ihn mit mir zur Abfahrt mit dem Eilwagen."

Von besonderem Interesse ist, wie unser seliger Vater sich über dieses Familienereigniß seinem Bruder Carl gegenüber ausspricht. Er schreibt demselben aus Wien, am 12. September 1831 Folgendes: „Mein ältester Sohn Josef ist von mir geschieden. Er spürte seit Jahren schon den Beruf zum geistlichen Stande. Ich enthielt mich geflissentlich jedes Einflusses, um die Sache rein den Fügungen der Vorsehung und seiner eigenen, reifen Prüfung zu überlassen, fand ihn nun, nach beendigten philosophischen Studien aber so gründlich in seinen Ansichten über die Welt und über die Bestimmung des Menschen, daß ich seinem Wunsche nicht entgegen sein konnte, wenn mir auch das Opfer schwer fiel. Hierunter verstehe ich aber nur den natürlichen Schmerz, denn im Grunde bin ich froh und danke Gott, daß er ihn unverkennbar zu seinem Dienste berufen und dadurch aus aller Noth der Welt gerissen hat. Er hatte

beharrlich den Wunsch, Jesuit zu werden, und ist demnach in Graz (der Hauptstadt in Steiermark, an 30 Meilen von hier) in den Orden der Gesellschaft Jesu eingetreten. Dich wird diese Nachricht vielleicht befremden, allein Du bist zu einsichtsvoll, um nicht zu wissen, daß es sich mit dieser Corporation auch, wie mit vielen anderen Dingen, ganz anders verhält, als die unwissende Welt meint und unsere miserablen Conversationslexikons oder Romane melden. Ich kenne die Männer, welche in Graz leben, persönlich gar nicht, indessen ist mir der Geist des Ordens hinlänglich bekannt, der lediglich auf die Ausübung der christlichen Liebe, Frömmigkeit und auf wissenschaftliche Bildung abzweckt. Es hat ohne Zweifel einzelne Glieder dieses Ordens gegeben, die, wie überall, wo es Menschen gibt, nicht ihrem Berufe getreu lebten und sich Vorwürfe mit Recht zuzogen; allein es ist ebenso abgeschmackt, die Jesuiten überhaupt für abgefeimte Gesellen zu halten, wie es albern wäre, den Adelsstand für eine Eselei zu halten, weil Einzelne lange Ohren hatten. Die Zeit wird auch das in's Licht stellen, und ich hoffe, daß wir noch gute und ehrenwerthe Früchte an meinem Josef erleben werden."

Und die Worte des Vaters sind wirklich in Erfüllung gegangen!

Josef ist im Noviziat der Jesuiten. Sind schon die damit verbundenen Uebungen überhaupt geeignet, den vielleicht nicht immer klar ausgesprochenen Beruf zu prüfen, so waren es die Verhältnisse, unter welchen der junge Josef diese Probezeit durchzumachen hatte, in erhöhtem Grade.

Das Haus, in welchem an seiner Seite noch einige andere junge Leute sich erproben wollten, unter der Leitung eines alten, aus Südrußland zurückgekehrten, ehrwürdigen Missionärs, eines biederen Baiern, war ein Privathaus mit so beschränkten Räumlichkeiten, daß Josef später oft von den kühnen Bravour- und Coloratur-Arien lächelnd erzählte, die eine Theaterprinzessin während der Gebetstunde herabtrillerte, wie von anderen Vorkommnissen, die auf das Stillleben der Novizen störend einwirken konnten, ohne jedoch gestört zu haben.

Im Jahre 1833 machte Josef nach vollendeter Probezeit die einfachen Gelübde und begann die Studien der Poesie und Rhetorik, wie es Ordenssitte ist, zu wiederholen.

In den Jahren 1836 bis 1839 finden wir ihn in Tarnopol in Galizien als Präfect der Erziehungsanstalt und als Professor des k. k. Gymnasiums daselbst.

In den Jahren 1840 bis 1842 lehrt er bereits mit großem Erfolge die Humaniora, wie man diese Classen damals nannte, am akademischen Gymnasium in Innsbruck.

Im Jahre 1842 wurde er nach Rom geschickt, um dort unter dem berühmten P. Perrone die Theologie zu studiren. Ebendaselbst empfing er im Jahre 1846 die Priesterweihe.

Nach vollendeten Studien kehrte er nach Oesterreich zurück; wir finden ihn 1847 in Graz, wo er während des dritten Probejahres, das er noch zu machen hatte, den jungen Clerikern Poesie und Rhetorik zu lehren hatte.

Unter seinen Schülern aus diesem Jahre befindet sich nebst Anderen der als Orientalist in wissenschaftlichen Kreisen hochgeschätzte P. Wenig, erst vor Kurzem an der Universität zu Innsbruck gestorben.

Aus dieser Zeit seiner Professur scheint die Anlage zu einem größeren Werke über die Beredtsamkeit zu stammen, die systematisch, wie er in Allem war, in 34 Theile getheilt, Alles erschöpft. Cicero, Quintilian, Aristoteles, Hugo Blair und Andere legte er zu Grunde. Leider ist das Werk bei der Anlage geblieben, und nur insofern könnte man dasselbe ausgeführt nennen, als er sein System praktisch selbst geübt hat.

Auch verfaßte er, dazu aufgefordert, Aufsätze über die Aneignung eines guten Styles und über Erziehung, worin treffliche Winke enthalten sind.

Hatte Josef, schon während er die schönen Wissenschaften in Graz lehrte, durch einzelne Predigten so manche Zuhörer in die, fern von der Stadt gelegene, Kirche am Münzgraben zu ziehen und anzuziehen verstanden und den Beweis geliefert, daß er zum Redner geboren war, so sollte ihm nun bald Gelegenheit geboten werden, Hervorragenderes zu leisten.

Das Jahr 1848 hatte die Auflösung der Ordenshäuser der österreichischen Provinz zur Folge. Unter den Ersten, welche von einigen adeligen Familien des Auslandes zur Erziehung und Heranbildung der Söhne gewünscht und dahin gesendet wurden, war P. Josef. Er kam in das Haus des Grafen v. Schmiesing, der ihm die Ausbildung seiner beiden Söhne anvertraute.

Der Graf lebte damals auf Schloß Tatenhausen am Ravensberg unweit der Stadt Halle. In einer Entfernung von 20 Minuten Weges im Dickicht des Waldes einsam und romantisch gelegen, steht die sehr einfache, kleine, katholische Pfarrkirche der Gemeinde Stockämpen. In der ganzen Umgebung aber von nahezu drei Meilen wohnen kaum 300 Katholiken

sporadisch und in kleinen Gehöften zerstreut, zwischen einer großen Ueberzahl von Protestanten.

Hier war es, wo P. Josef neben der Erziehung der Knaben, die er leitete, durch volle acht Monate beinahe alle Sonn- und Feiertage auf Bitten des Herrn Pfarrers vor ungefähr hundert Zuhörern das Evangelium predigte.

Nennt P. Josef selbst in einem Schreiben (26. Juni 1849) „den Erfolg seiner Thätigkeit gering und zeigten sich auch nicht besonders glänzende Früchte" so legte er doch, ohne es damals zu wissen, mit diesen bescheidenen Anfängen den Grund zu den Volksmissionen, die sich dann in ganz Deutschland so erfolgreich entfalteten.

Es sollte nämlich die Wirksamkeit des P. Josef nicht lange auf jenes Dorf allein beschränkt bleiben. Die gräfliche Familie nahm längeren Aufenthalt in Münster, wohin P. Josef als Erzieher der jungen Grafen, dieselben begleitete. Hier fand er Gelegenheit, so manchen Sonntag auch in den Kirchen der Stadt zu predigen, und der Zulauf zu seinen Vorträgen wurde immer größer. Eines der Resultate seiner Predigten war, daß ihm eine hervorragende Persönlichkeit des höheren Clerus der Stadt den Antrag machte, eine Missionärsstelle für die Diöcese anzu-

nehmen, wie dies auch in Paderborn der Fall sei, mit der Verpflichtung, je nach Bedürfniß und Verlangen, an verschiedenen Orten des Sprengels zu predigen, was er jedoch, weil dies mit der Stellung als Ordensmann nicht vereinbarlich schien, ablehnte.

Doch sollte dieser Gedanke in anderer Form verwirklicht werden.

Als die Predigten des P. Josef die Aufmerksamkeit in immer weiteren Kreisen auf sich zogen, fingen die öffentlichen Blätter an, ermuntert und angeregt durch diese Erfolge, die Sache zu besprechen und dem Wunsche nach Abhaltung von Missionen Ausdruck zu geben, so daß Wilhem Freiherr v. Ketteler, der jetzige Bischof von Mainz, damals Pfarrer in der Stadt Beckum, als der Erste sich veranlaßt sah, den P. Josef zu dem gedachten Zwecke in seinen Pfarrsprengel zu berufen.

Damit beginnt nun die außerordentlich erfolgreiche Thätigkeit des P. Josef als Missionär. Ueber Einrathen des Grafen Josef v. Stolberg (Sohn des berühmten Grafen Friederich Leopold) und mit Zustimmung des Jesuitengenerals P. Roothaan, der auf der Durchreise durch Köln Gelegenheit hatte, mit P. Josef darüber zu sprechen, ward des Letzteren Verbindung mit Graf Schmiesing als Erzieher von dessen Söhnen in freundschaftlichster Weise zu dem

Zwecke gelöst, sich ausschließend dem Missionswerke widmen zu können.

Bis zum Jahre 1853 treffen wir P. Josef in den verschiedensten Ländern als Missionär. Ueberall wo er auftritt, versteht er es, die intelligenten Classen, wie die unteren Schichten der Bevölkerung hinzureißen und zu begeistern. Ohne die Orte alle zu nennen, wo sein Name in der schönsten Erinnerung fortlebt, seien nur die größeren Städte hervorgehoben, in denen er als wandernder Priester das Predigtamt geübt. In Aachen, in Berlin, Breslau, Ingolstadt, Köln, Mainz, Mannheim, Münster, in Pest, Prag, Preßburg und Posen, späterhin in Straßburg, in allen diesen Orten verkündete er mit solchem Erfolge das Wort Gottes, daß seine Missionsreisen sich zu wahren Triumphzügen gestalteten, die er für Gott und Kirche, für Wahrheit und Recht gefeiert.

Im Sommer des Jahres 1853 kam er nach Lorient im westlichen Frankreich, wo seine Tante Elisabeth, vermält mit einem Herrn v. Keramel, Friedensrichter daselbst, lebte, mit welchem sie gelegentlich der französischen Invasion in Pommern bekannt geworden war. Sie hatte ihren Neffen eingeladen, sie zu besuchen, und äußerte ihm den Wunsch in die katholische Kirche, der ihre beiden Töchter und ihr

Gemal schon angehörten, aufgenommen zu werden. Es war eine wahre Herzensfreude für P. Josef, der Lieblingsschwester seines seligen Vaters in ihrem hohen Alter (geb. 1786) dieses Verlangen zu erfüllen.

Durch eine früher schon (1852) in St. Pölten abgehaltene Mission, deren sensationeller Erfolg bis in die Mauern Wiens gedrungen war, erhielt P. Josef einen Ruf in diese Haupt- und Residenzstadt. Im Advent 1853 begann er in Wien in der Kirche am Hof seine Thätigkeit und seine Vorträge erregten auch hier allgemeine Aufmerksamkeit und Staunen.

Seine königliche Hoheit der Erzherzog Max Este gewährte den Missionären Unterkunft in seinem Palais auf der Landstraße und nahm sie später in das deutsche Haus auf, bis im Monat November 1856 die Abhaltung des Gottesdienstes in der Universitätskirche den Jesuiten übergeben und ihnen ein Theil des Convictgebäudes zur Wohnung eingeräumt wurde.

Daselbst hielt P. Josef am 30. November desselben Jahres seine erste Predigt.

Er ward zum Superior, d. i. zum Oberen des Hauses ernannt und arbeitete von nun an ununterbrochen bis zum Jahre 1866 im Predigtamte.

Am Ende dieses Jahres wird er nach Görz versetzt, um durch das mildere Klima und die minder

angestrengte Thätigkeit daselbst sich von der zehnjährigen aufreibenden Arbeit etwas zu erholen und auszuruhen.

Aber schon im Jahre 1868 steht er wieder auf der Kanzel der Universitätskirche in Wien, zur großen Freude seiner vielen Verehrer und Freunde, die ihn schmerzlich vermißten, wenn auch nicht mehr mit der vollen Geistesfrische wie ehedem, was leicht zu begreifen ist.

Nachdem sich in Straßburg, wo P. Josef unter enormem Zulaufe von Andächtigen über Einladung des dortigen Bischofs gepredigt, die erste ernste Mahnung des beginnenden schweren Leidens gezeigt, nöthigte ihn ein schlagähnlicher Anfall im Jahre 1871, der ihn bewußtlos zu Boden warf, die Kanzel nur seltener zu betreten, bis er endlich im darauffolgenden Jahre sich gänzlich zurückziehen mußte.

P. Josef verließ Wien und nach dem Gebrauch einer Badecur wurde ihm das Jesuiten-Noviziat zu St. Andrä im Lavantthal als Ruheaufenthalt angewiesen*). Dort konnte er sich der stärkenden Luft und

*) Von P. Josef erhielt der Herausgeber aus diesem Anlaß folgenden Brief aus Gainfarn, ddo. 24. August 1872: „Liebster Bruder Alphons! Da ich nun durch die Verfügung des hochw. P. Provinzials nach St. Andrä im Lavantthale zum Verbleiben disponirt bin, damit man mich verschone mit anstrengenden Arbeiten, ich aber Dich nicht zu finden weiß, um

in stiller Abgeschiedenheit der sorgfältigen Pflege erreuen, wie sie der Orden seinem verdienstvollen Mitgliede gern und nach Zulässigkeit der Mittel angedeihen ließ.

Doch war das Uebel nicht mehr aufzuhalten. P. Josef erlag seinem Gehirnleiden am 30. März 1875.

Ein schlichtes einfaches Kreuz bezeichnet das Grab, das seine Hülle deckt. —

Bisher habe ich nichts weiter als nackte Thatsachen gemeldet. Ich verdanke deren Mittheilung

---

Dich das letztemal herzlich zu grüßen, so nehme ich hiemit schriftlich von Dir Abschied; denn gleich nach Mariä Geburt mache ich mich auf den Weg dahin, damit ich bald der mir verfügten Ruhe genieße. Ich preise Gott den Herrn für diese Disposition, denn ich zähle seit dem Jahre 1831 nun über dreißig Jahre meines Berufes im Dienste Gottes. Der Herr hat bis zur Stunde Sein göttliches Wort an mir treu gehalten und wird, so hoffe ich auf Seine Barmherzigkeit, es noch ferner thun. Es ist Zeit, daß jüngere, rüstige Kräfte in die Action eingreifen. Wie es mit mir geschieht, so wird es auch Anderen nach mir ergehen; es ist einmal so der Weltlauf, den Gott der Herr bei seinen Geschöpfen festgestellt hat. Alles geschieht mit Weisheit und Güte und väterlicher Allmacht. Gott sei gelobt! Meinem Bruder Clemens und seiner Frau und den lieben Kindern, wie auch der Schwiegermutter meinen priesterlichen Segen und herzliche Grüße. Ich wohne in Geinfarn im Hause Seiner Excellenz des Baron Adolf Brenner, wo ich bis zur Zeit der Abfahrt zu bleiben gedenke. Noch einmal meinen herzlichen Gruß an die Meinigen. In der Liebe Christi Dein treuer Bruder Josef."

meinem lieben Bruder Max. Die vielen Verehrer und Freunde des Dahingeschiedenen werden mir Dank wissen für die Ausführlichkeit der chronologischen Daten; anderen Lesern dürfte es willkommen sein, in das Leben eines Jesuiten Einblick zu nehmen.

Nun sei es aber dem brüderlichen Herzen gestattet, einige Thränen unter die Schneeflocken zu mischen, die nun zum erstenmale auf das frische Grab des theueren Bruders herabfallen. Man besorge nicht, daß der Schmerz in Schmeichelei ausarte. „Die Pommern sind insgemein Feinde der Schmeichelei," so sagt der alte Schriftsteller in jenem Motto, welches den Abschnitt der Klinkowströme krönt. Diese landsmännische Eigenschaft ist dem Herausgeber durch seine Geburt in Wien nicht abhanden gekommen, wenn er gleich das sonstige Schmeichelhafte in diesem Motto bescheiden von sich ablehnt, wol aber auf den Gründer des österreichischen Familienzweiges der Klinkowströme und auf dessen erstgebornen Sohn bezogen wissen will, weil Beide ihrem neuen Heimatlande „gute Dienste gethan haben".

Was P. Josef geleistet und wie er gewirkt, steht nicht nur im Buche des Lebens verzeichnet, es ist auch niedergeschrieben in die dankbaren Herzen von Tausenden, denen er Lehrer, Freund, Seelenführer, Tröster und

Rathgeber im Leben und Sterben gewesen. Bei seinem vielseitigen Verkehr mit Menschen aus allen Classen der Bevölkerung kannte er keinen Unterschied der Stände. Und wenn er einen bevorzugte, so waren es die Armen, die sich an ihn herangedrängt und denen er Almosen, Unterstützung, Aufnahme in Häuser und Familien, ja selbst Arbeit und Beschäftigung zu verschaffen bemüht war. Daß er dabei manchesmal von Unwürdigen getäuscht, hintergangen und betrogen worden war, ist einzig und allein auf Rechnung seines edlen guten Herzens zu schreiben, welches die Thräne des Elends nicht ansehen konnte, ohne davon ergriffen zu werden. Daß er die Echtheit der Thränen nicht immer unterscheiden konnte, theilt er mit allen jenen menschenfreundlichen Seelen, die, weil sie des Gefühles voll, auch dem Mitleiden zugänglicher sind.

Sein lebendiges Wort ist noch nicht verhallt und wird noch lange nachhallen in der Erinnerung an manche seiner ganz besonders markirten Vorträge. Ich hatte die Absicht eine oder die andere seiner Predigten hier beizuschließen aus dem reichhaltigen und wohlgeordneten Schriftennachlasse, der mir zur Verfügung gestanden wäre. Bei dieser Gelegenheit habe ich ersehen, daß P. Josef seine Predigten alle nur im Skelet und zwar in lateinischer Sprache entwarf, die Ausführung

derselben aber dem freien Vortrage und der Inspiration des Momentes überließ.

Angenehmes, hellklingendes, ja sympathisches Organ, lebhafte Augensprache, ungesuchte Gesticulation (die vielleicht nicht mit Unrecht Manchem zu lebhaft scheinen mochte), lebensfrische, poetische Schilderungsgabe, schöne, edle Diction, Gewandtheit in den Redewendungen, Beherrschung der Sprache, Reichthum in Gedanken und Bildern, Leichtigkeit in Auffindung von treffenden Aehnlichkeiten, — das waren die reichen Hilfsmittel, die ihm zu Gebote standen, es waren treffliche Behelfe, aber sie waren keineswegs die Hauptsache. Alles das ging nur zur Seite der gründlichsten und solidesten Kenntniß der Glaubenslehre und der heiligen Schriften, die stets sein Lieblingsstudium und der Gegenstand seiner Meditationen gewesen. Dazu gesellte sich eine unerschütterliche Ueberzeugung des Glaubens, die innigste Liebe zur Kirche und deshalb auch die lebhafteste Theilnahme an den Freuden und Leiden derselben. Und um das Bild vollständig darzustellen, sei auch des edlen, reinen, von höheren Motiven getragenen Patriotismus erwähnt, seiner warmen und treuen Anhänglichkeit an das durchlauchtigste österreichische Kaiserhaus, welchen Gefühlen er bei so manchen Anlässen in den glühendsten Worten Ausdruck zu

geben wußte. Oesterreichische Volksweisen, selbst von der einfachen Drehorgel herabgeleiert, rührten sein empfängliches Gemüth freudig und wehmüthig.

Sein ganz eigenthümliches Wesen auf der Kanzel versammelte, wo er immer predigte, eine große Zuhörerschaft, die begeistert an seinem Munde hing. Der Kreis seiner Verehrer und Freunde war groß, aber es fehlte ihm auch keineswegs an Feinden. Den Angriffen der Letzteren, die ihn als Fanatiker bezeichneten, pflegte er die Hinweisung auf den Apostel Paulus entgegenzusetzen, dem Festus, der Statthalter, gelegentlich seiner Vertheidigungsrede zurief: „Du bist irrsinnig Paulus, Dein vieles Wissen bringt Dich in Irrsinn."

Doch ist nicht zu leugnen, daß verschiedene Kränkungen, die ihm zu Theil geworden, so mancher Undank, der auch ihm nicht erspart geblieben, dazu beigetragen haben, den ohnedies von Natur aus zur Hypochondrie geneigten Mann zu verstimmen, was nicht ohne Rückwirkung auf den Körper geblieben.

Die Worte des Psalmisten, die P. Max seinem verstorbenen Bruder auf das Gedenkblatt hingeschrieben, sagen Alles, was er war und in Wahrheit war: „Der Eifer für Dein Haus hat mich verzehrt und die Lästerungen derer, die Dich (Gott) lästern, sind auf mich gefallen."

So lebte, so starb P. Josef und durch seinen Tod verlor die Kirche einen kühnen Vorkämpfer für Recht und Wahrheit, die Gesellschaft Jesu eine Zierde, der österreichische Zweig der Familie Klinkowström den Erstgebornen.

P. Max v. Klinkowström.

Obgleich unter seinen Geschwistern der Jüngste, habe ich den P. Max an dieser Stelle eingereiht, weil, allgemeinem Herkommen gemäß, dem Priester der Vortritt vor seinen Laienbrüdern gebührt.

P. Max hat die Nachfolge des P. Josef auf der Kanzel der Universitätskirche in Wien nach dem aus Gesundheitsrücksichten erfolgten Rücktritt seines älteren Bruders übernommen. Er setzt seit vollen drei Jahren das Predigeramt in dieser Kirche, die ihrer Räumlichkeit und akustischen Beschaffenheit wegen ein kräftiges Stimmorgan erfordert, bis zur Stunde fort und erzielt dabei, wenn es gestattet ist, aus dem ungeschwächt fortdauernden Andrang von Andächtigen zu seinen Vorträgen einen Schluß zu ziehen, große Erfolge.

P. Max trägt diesen Namen nach Seiner königlichen Hoheit dem Erzherzog Max Este, der Pathenstelle bei seiner Taufe vertrat, und folgte, ohne irgendwie

beeinflußt zu sein, dem Bruder Josef in der Wahl des Berufes nach. Beide gehören demselben geistlichen Orden an; Beide entfalten ihre erfolgreiche Thätigkeit in der gleichen Richtung; Beide sind als Kanzelredner weit und breit rühmlichst bekannt, und wäre ihr seliger Vater noch so glücklich gewesen, das Wirken seiner beiden Söhne zu erleben, er hätte über Beide die gleiche Freude empfunden. Ich kann und will die Parallele nicht weiter verfolgen. Denn der ältere Bruder ist seinem Berufe durch frühzeitigen Tod entrissen worden, während der jüngere noch lebt (Gott sei dafür gedankt) und fortfährt, in der Vollkraft geistiger und physischer Gesundheit thätig zu sein. Nur den leisen Rath möchte ich an den Lebenden beifügen, daß die Pflicht der Selbsterhaltung ein Gebot ist, dessen Außerachtlassung im glühenden Berufseifer, auch für sanguinischer angelegte Naturen, die Dauer des gedeihlichen Wirkens auf Erden abkürzt.

P. Max war im Jahre 1848, über eine vom Ordens-Obern gestellte Anfrage, der Erste nach Adelaide in Australien mit einem Auswandererschiffe gegangen, in der Absicht, den Missionen unter den Aborigines sich zu widmen, mußte jedoch lediglich aus Gesundheitsrücksichten wieder den Heimweg antreten. Die übergroße Hitze hatte die nachtheiligsten Wirkungen auf den kräftigen Körper geübt.

Von dort zurückgekehrt war er zum Theil an der Seite seines Bruders P. Josef als Missionär in hervorragender Weise thätig und sein Beruf führte ihn so durch ganz Oesterreich nach Ungarn, Siebenbürgen, nach Deutschland und Frankreich.

Im Jahre 1859 betheiligte er sich in echt patriotischer Aufwallung an dem italienischen Feldzuge, indem er sich der ausmarschirenden Tiroler Studenten-Compagnie, von dieser dazu erwählt, als ihr Feldcaplan anschloß, wofür das Verdienstkreuz pro piis meritis und die Kriegsmedaille die Brust dieses Jesuiten schmücken.

Marie v. Klinkowström.

Von uns fünf Geschwistern gehören drei dem geistlichen Stande an. Auch Marie v. Klinkowström, die einzige Tochter unseres seligen Vaters, hat statt des Myrthenkranzes den Schleier genommen. Ohne die Freuden und wonnevollen Leiden des Liebesschmerzes erfahren oder gekannt zu haben, ganz ohne allen romantischen Beigeschmack, lediglich dem Zuge ihres frommen Sinnes folgend, hat das junge Mädchen im blühenden Alter sich zu diesem wichtigen Schritt des Lebens entschlossen. Ich erwähne dieses Umstandes, weil viele Leute den Eintritt in ein Frauenkloster unter den

obwaltenden Umständen sich gar nicht anders vorstellen können, als nach vorausgegangenen Kämpfen unglücklicher oder verschmähter Liebe oder gar unter Anwendung von Zwang. Von dem allen war nun bei meiner Schwester nichts der Fall. Ich schreibe keinen Roman, ich berichte Thatsachen.

Nach erfüllter Kindespflicht an dem Krankenbett des dahinsiechenden theueren Vaters, nachdem die gute Tochter den Segen des Sterbenden empfangen, dem Entseelten als letzten Liebesdienst die Augen zugedrückt, — da war für die Zurückgebliebene die Welt wie ausgestorben. Ledig aller Pflichten, frank und frei in ihren Entschlüssen, weder angeeifert noch zurückgehalten von fremder Einwirkung, konnte die fromme, gläubige Seele dem Rufe der inneren Stimme unbehindert folgen. So ward sie eine Braut Christi.

Gnade Gottes sagen die Einen, von Mysticismus sprechen die Anderen. Lassen wir das.

Thatsache ist, daß die Chorfrau Maria Alphonsa (so ist ihr Klostername) im Kloster der Salesianerinnen zu Gleink in ihrem Berufe so glücklich und zufrieden lebt, daß sie, in Gedanken zurückversetzt in ihre freie unabhängige Jugendzeit, sofort und mit Freuden jenen Entschluß erneuern würde, welchen sie vor vierzig Jahren als unerfahrenes Mädchen gefaßt.

Ich sollte eigentlich hier abbrechen. Meiner lieben Schwester liegt wenig an dem Lob der Außenwelt, und diese hat doch nur zum geringen Theil ein Verständniß für das Berufsleben im Kloster. Aber eine Bemerkung kann sich meine Feder nicht versagen.

Die Klosterfrauen zu Gleink stören weder die öffentliche Ruhe mit ihrem Gebet, noch belästigen sie damit die nächste Nachbarschaft. Mit der Kinder-Erziehung, welcher sie obliegen, erweisen sie sogar eine Wohlthat jenen zahlreichen Familien des Bürgerstandes, die ihren beschränkten Vermögensverhältnissen nach eine wohlfeile, ihrem Religionsbekentnisse nach eine christliche Erziehung für die heranwachsenden Töchter wünschen. Sie lehnen sich nicht gegen die Staatsgesetze auf, halten sich vielmehr in Absicht auf Schule und Unterricht an die bestehenden Normen. Der Bestand ihres Klosters an dem Orte, wo es sich befindet, ist stiftungsmäßig gewährleistet. Und dennoch, kaum sollte man es für möglich halten, sehen sich diese harmlosen Staatsbürgerinnen, die in ihrer stillen Häuslichkeit Niemandem ein Leid zufügen, die ihre Steuern so gut entrichten wie jeder Andere, pünktlicher sogar in Abstattung ihrer diesfälligen Schuldigkeit dem Kaiser geben was des Kaisers ist, wie so mancher ihrer grimmigen Gegner, deren Mund von lauter Gesetzsouveränität überfließt, —

von Zeit zu Zeit, nicht von unten hinauf, sondern von oben herab in ihren Existenzbedingungen bedroht, als ob sie nicht in einem geordneten Rechtsstaate leben würden, nicht der Segnungen tiefsten Friedens sich erfreuen dürften.

Sonderbarer Rechtsstaat! Sonderbare Freiheit!

Clemens v. Klinkowström.

Ich komme nun zu uns zwei Brüdern aus dem weltlichen Stande und werde mich bemühen, die Sache so kurz als möglich abzuthun.

Clemens v. Klinkowström, in den Abschlußtagen des Wiener-Congresses geboren, ward von P. Clemens Hoffbauer getauft, dessen Namen er trägt. Seine Wiege, ein Geschenk Wilhelm v. Humboldt's an die Eltern, umstanden Friedrich v. Schlegel, dessen Frau Dorothea geb. Mendelsohn, Friedrich Schlosser und Carl Spener Gründer der gleichnamigen Zeitung. Diese Berühmtheiten alle mußten ohne Unterschied der Confession auf Hoffbauer's Wunsch ihre Hände auf den Täufling legen. Und sie thaten es auch.

Als zweitgebornem Sohn unseres Vaters ist, nachdem der älteste Sohn Josef die Priesterweihe empfangen, an Clemens das Vorrecht und die Pflicht übergegangen,

der Stammhalter des nach Oesterreich verpflanzten ältesten Familienzweiges der Klinkowströme zu sein. Er ist es geworden. Seine Ehe mit Marie gebornen Hornitschek war gesegnet mit vierzehn Kindern. Sechs davon sind gestorben, acht leben, darunter drei Knaben Josef, Carl und Clemens. Diese jüngsten Sprossen mögen ihrem Großvater Ehre machen und unseren Namen, geachtet wie bisher, auch auf die Nachkommenschaft vererben.

Deren Vater befindet sich im österreichischen Staatsdienste als Archivar des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs und hat ein historisches Quellenwerk unter dem Titel: „Aus der alten Registratur der Staatskanzlei" veröffentlicht.

Alphons v. Klinkowström.

So wäre ich nun bei mir selbst angelangt. Ich kann den in der Ueberschrift bezeichneten Sohn meines Vaters nicht vollständig ignoriren, werde aber die etwas heikle Situation zum Anlaß nehmen, die Erfüllung einer Kindespflicht nachzutragen, was dem Herausgeber dieser Blätter schwer genug am Herzen liegt.

Daß ich geboren bin und lebe, ersieht der geneigte Leser aus der Thatsache, daß ich die Feder (richtiger

den Bleistift) in der Hand halte und schreibe. Meinem Eintritt in die Welt wird Niemand das Verdienst streitig machen, die Einwohnerzahl meiner Vaterstadt Wien um Einen Kopf vermehrt zu haben. Freilich wird der Statistiker, dem dieses günstige Ergebniß nicht entgangen ist, leider auch den unvermeidlichen Abfall dieses Kopfes nur als arithmetische Ausgleichung im Bevölkerungsetat notiren, wogegen ich nichts einzuwenden vermag als die Versicherung, zeitlebens bestrebt gewesen zu sein, mich über das Niveau eines blos ziffermäßigen Werthes meiner Existenz zu erheben.

Bei der Taufe erhielt ich den Namen Alphons Liguori. Ich spreche davon, weil ich der Erste sein soll, der diesen Namen (nicht zu verwechseln mit Alphons, König von Castilien) trägt. So hörte ich es häufig in meiner Kindheit; man gratulirte mir zu dieser Auszeichnung und ist mir deshalb in Erinnerung geblieben. Mein Namenspatron, der berühmte Moraltheologe, Stifter der Congregation des Allerheiligsten Erlösers und Bischof von Agatha, Alphons Liguori, ist erst unter dem Pontificat Gregor's XVI. heilig gesprochen worden, hat also um einige Decennien später, als mein Taufact vor sich ging, die Kalenderfähigkeit erlangt, was meinen Vorsprung vor anderen Namensgenossen

erklärt. Der Täufling wird nicht fehlgehen, wenn er die Wahl des ihm beigelegten Namens zu Ehren des vorgenannten Patrons dem Einflusse des P. Hoffbauer zuschreibt, der, selbst Mitglied der Congregation des Allerheiligsten Erlösers, eine stets willkommene Erscheinung im elterlichen Hause war.

Von diesem, dem Leser wohlbekannten, ganz merkwürdigen Manne erzählt der Canonicus Johann Emanuel Veith als Augenzeuge einen interessanten Vorfall, der sich in Wien vor vielen Jahren zugetragen hat, ihm aber noch „ganz bestimmt und lebhaft vorschwebt".

„Um den Vorgang zu erzählen," so schreibt Canonicus Veith, „muß ich vorerst von zwei musterhaften, nahe verwandten Familien reden, in deren Hause Hoffbauer oftmals aus- und einging, stets als ein sehr verehrter, willkommener Freund und Vater. Die Frauen, die an der Spitze dieser Familien standen, waren leibliche Schwestern, und es wäre schwer zu sagen, welcher von beiden der Vorzug gebührte; edlere, frömmere, harmonischer durchgebildete, geistreichere deutsche Frauen gibt es vielleicht nicht oder braucht es nicht zu geben. Man hatte einst die Töchter einer deutschen Fürstin um ihrer Schönheit willen gerühmt; die Fürstin erwiderte: sie sind schön, wenn sie schön thun. Darunter

verstand sie natürlich keine Schönthuerei. Nun solch' ein schönes Thun und Handeln im Haushalt, im Erziehungswerk, im seelenvollen, anmuthigen Walten und Schalten war jenen Frauen so eigen, daß alle Welt an ihnen eine aufrichtige Freude hatte. Und obwol ich keinen Grund finde, die Namen dieser Schwestern zu verschweigen, so will ich doch nur andeuten, daß die eine derselben die Gemalin des rühmlichst bekannten Staatsmannes, Regierungsrathes v. P. die andere die Gemalin eines aus Skandinavien stammenden, höchst achtbaren und gottesfürchtigen Herrn gewesen, der (auf Hoffbauer's Rath) ein schnell gedeihendes Erziehungsinstitut gegründet hatte und von dessen Söhnen zwei dem Missionsberufe mit solchem Erfolge sich gewidmet, daß in der katholischen Welt Deutschlands ihr Name bekannt ist."

„Nach diesem Excurse," fährt Veith in der Erzählung fort, „komme ich auf das, was ich berichten wollte, zurück. Aus irgend einem Anlasse, den ich nimmer anzugeben wüßte, befand ich mich eben im Hause jenes Institutsvorstehers, als seine Gemalin kummervoll umherging, eines ihrer Kinder auf dem Arme tragend. Das Kind, etwa ein Jahr alt, sah kachektisch aus, war todtenbleich, kühl und so schwach, daß es schlaff und regungslos dahinlag und die

Händchen herabhängen ließ. Es erinnerte mich an ein gut gezeichnetes, aber allzu mystisches Bild, das sein Vater gemalt hatte, die Gottesmutter darstellend mit dem bleichen todten Jesuskinde auf dem Schoße. Ich betrachtete das leidende Kindlein und konnte für meinen Privatgebrauch keine bessere Prognose stellen, als daß es den Abend nimmer erleben würde. Unerwartet, obwol von dem Kummer im Hause nicht ohne Kenntniß, trat P. Hoffbauer ein. Weinend eilte die Mutter auf ihn zu. Er aber sagte: „Es ist nichts, es ist nichts, heute Abend wird das Kind Hunger haben und essen." Nach diesen Worten gab er dem letzteren einen leichten Schlag auf die Wange, dann drehte er sich, wie er bei solchen Gelegenheiten immer zu thun pflegte, auf dem Absatze herum und redete von anderen Dingen. Seine Voraussage ging pünktlich in Erfüllung." *)

Daß der Herausgeber von dieser Erzählung mit ganz besonderem Wohlgefallen Act nimmt, hat einen doppelten Grund. Vor Allem freut es ihn, bestätigend und erläuternd hinzufügen zu können, daß das Kind der Erzählung heute noch lebt, daß das kachektische Kind mit der prognosticirten sehr kurzen Lebensfrist

*) Siehe in Sebastian Brunner's „Clemens Maria Hoffbauer und seine Zeit." Wien, 1858. Bericht des Canonicus Dr. J. E. Veith über Hoffbauer, Seite 267.

Niemand Anderer ist als der Schreiber dieser Zeilen, zwar um einige fünfzig Jahre älter geworden, aber noch immer von dem Bestreben beseelt, dem lieben Gott als gutes Kind für die wunderbare Genesung zu danken.

Im Tagebuch meines seligen Vaters findet sich über den Vorfall, nachdem er einige Tage zuvor den Eintritt der schweren Erkrankung seines Kindes darin notirt hatte, die kurze nüchterne Aufzeichnung: „Am 7. December 1819 ging es mit Alphons besser, er hatte wieder Appetit."

Durch den Act der Agnoscirung des geheilten Kindes tritt auch dessen Mutter aus dem Halbdunkel der Anonymität, in welches der Erzähler sie gehüllt, hervor in's volle Licht, und es ist nun der weitere Grund meines besonderen Wohlgefallens an der mitgetheilten Erzählung leicht zu errathen.

Die beiden Hausfrauen, deren seelenvoll anmuthiges Schalten und Walten Canonicus Veith mit geradezu classischer Feder charakterisirt, sind bei ihrem vollen Namen genannt: Elise v. Pilat und Louise v. Klinkowström, jene beiden Schwestern, welche der geneigte Leser vor fünf Jahren auf dem kummervollen Heimweg von der Kirche nach Hause kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Es hat dem Herausgeber oftmals recht wehe gethan, daß er im Lauf dieser Blätter wenig Anlaß gefunden, seine liebe Mutter, wie sie es nach dem Zeugniß Aller, die sie gekannt, wohl verdient hätte, mehr in den Vordergrund treten zu lassen. War doch Ludovika v. Klinkowström der Glücksstern im Leben Desjenigen, dem diese biographische Skizze gewidmet ist. Aber der beseligende Einfluß einer treuen Gattin, einer liebenden Mutter, einer sorgsam bedachten Hausfrau innerhalb der Mauern ihrer stillen Häuslichkeit läßt sich fühlen, empfinden — nur schwer beschreiben. Niemals stand mir die Richtigkeit des Urtheils so lebhaft und zugleich tröstend vor Augen, wie in dem gegebenen Falle, daß jene Frauen die besten sind, von denen man nicht spricht.

Der in der literarischen Welt seiner universellen Gelehrsamkeit wegen hochberühmte Canonicus Veith hat mir persönlich einen großen Dienst erwiesen. Kann man einer Frau ein schöneres Lob ertheilen, als er es gethan? Es muß ein mächtiger Eindruck gewesen sein, der vierzig Jahre später noch so frisch aus der Feder fließt und in so warmen Tönen nachhallt!

P. Hoffbauer, gleich entfernt von Schwärmerei wie von jeder Art Schmeichelei, aber wegen seines

Scharfblickes in die Tiefen des menschlichen Herzens von zutreffender Gewalt in seinem Urtheil, pflegte, wenn er von dieser fröhlichen, immer heiteren und liebenswürdigen Frau sprach, zu sagen: „Das ist eine prachtvolle Seele."

Und die bekannte Schriftstellerin Helpine Chezy, der ich um meiner seligen Mutter willen die Genugthuung gönne, mit zwei Männern wie Hoffbauer und Veith als Dritte in den Areopag einzutreten, ist entzückt von dem Wesen der Ludovika v. Klinkowström, indem sie nach deren Hinscheiden schmerzvoll begeistert ausruft: „Das holde Geschöpf war der Erde nur geliehen!" —

Kaum drei Jahre alt, war ich so unglücklich, meine Mutter zu verlieren. Ich habe sie also eigentlich nicht gekannt und nur eine flüchtige Erinnerung an ihre Erscheinung ist mir geblieben. Desto werthvoller ist es für mich, durch meine unerwartete Genesung, die ich nach der Hand erfahren, das unbewußte Object einer großen Familienfreude geworden zu sein und durch Einflechtung der Veith'schen Erzählung in meine Kindheit Anlaß gefunden zu haben, meine liebe Mutter in dem reizend schlichten Gewande einer im wahren Sinne des Wortes „schön thuenden" Frau vorführen zu können, womit ich sicherlich Niemanden

in vollerem Maße befriedige als den Geist des hingeschiedenen Vaters.

Von dieser glücklich vorübergegangenen Familienepisode abgesehen, verlief meine Kindheit mit der darauf folgenden Jugendzeit ohne bemerkenswerthe Vorfallenheiten innerhalb der Räume und auf den Geleisen der dem Leser wohlbekannten Erziehungsanstalt des Vaters, wo wir Söhne alle den Zöglingen gleich gehalten und behandelt wurden.

Die juridisch-politischen Studien absolvirte ich an der Wiener Universität, natürlich unter dem alten Studienplane, der mit Frequentations-Controle, mit Semestral-Prüfungszwang und einer angemessen kurzen Ferialzeit für die Ausbildung in den Berufswissenschaften viel zweckmäßiger war, als die neue Einrichtung, die zwar den Herren Professoren sowol wie den Herren Studenten besser behagt, aber für das lehrende Personal weit zuträglicher ist, als für die lernende oder lernen sollende Zuhörerschaft.

Ich bin in den Staatsdienst getreten, habe die politische Carrière eingeschlagen und in drei Provinzen, in Niederösterreich, im Küstenlande und in Tirol, gedient.

Mein Amtsleben, obwol reich an Erfahrungen und mannigfaltig durchwebt von persönlich nahen

Beziehungen zu den hervorragendsten österreichischen Staatsmännern der inneren Verwaltung, paßt nicht in den Rahmen dieser Blätter. Es ist nicht allzu große Bescheidenheit, wenn ich auf die Mittheilung meiner bezüglichen Erlebnisse verzichte. Das Wirken am Rathstisch löst sich auf in den Sammelbegriff jener Behörde, der man als stimmführendes Mitglied angehört. Und was meine sonstige Thätigkeit betrifft, hinter den Coulissen stehend, wo das Vertrauen meiner Vorgesetzten mir den Platz angewiesen, gehen alle Erfolge (zuweilen auch die Mißerfolge) auf den Namen Desjenigen, der seine Stellung auf der Bühne hat.

Mein Rücktritt aus dem Staatsdienste erfolgte gelegentlich der Reorganisirung der politischen Behörden (1868) aus eigenem freien Antriebe, folglich in ganz anderer Weise, als ihn zu jener Zeit die inspirirten großen Wiener Journale zu melden beliebten. Mit dieser Berichtigung setze ich der absichtlichen Entstellung lediglich den einfachen Thatbestand entgegen. Es fällt mir nicht bei, den Demissionsact zu einer besonderen That politischer Charaktertreue aufzuputzen. Gewiß ist nur, daß bei entgegengesetzter Parteifarbe des Demissionärs auch in der Kritik der Hohn sich in Lob verwandelt hätte.

Mein Mandat als Deputirter des Landtages der Markgrafschaft Istrien, jenes classischen, im Centrum des Reiches nur wenig gekannten Landes, dem ich mit vollster Sympathie anhänge, legte ich anläßlich meiner Beförderung zum k. k. wirklichen Hofrath, womit meine Uebersiedlung nach Tirol verbunden war, dankbaren Herzens für das mir wiederholt geschenkte Vertrauen in die Hände meiner Wähler zurück.

Ich bin also aus dem öffentlichen Leben ausgeschieden, ohne deshalb der Thätigkeit in anderer Richtung entsagt zu haben.

Mit einer Rede über den Jesuitismus, an das Publicum des Wiener Börsensaales gerichtet, die in der von Dr. Schuselka redigirten Wochenschrift „Reform" erschienen ist, habe ich seither den ersten Versuch gemacht, mit geöffnetem Visir in die Publicität zu treten.

Jetzt erneuere ich den Versuch, indem ich diese Blätter dem Druck übergebe. Nur ein Wort über meine persönliche Stellung zu denselben.

Der Sohn schreibt keine Kritik des Vaters. Kann er dieser Neigung nicht widerstehen, so thut er besser, die Feder aus der Hand zu legen. Sich in die Gedankenwelt Desjenigen zu versetzen, dessen Lebensgeschichte man schreibt, ist Pflicht jedes Biographen.

Mir war diese Pflicht eine leichte. Möge die Art ihrer Erfüllung den Gesinnungen des verewigten Vaters entsprechen, dessen Geist bei jedem niedergeschriebenen Worte über meiner Feder geschwebt — dann wäre die Aufgabe gelöst, die ich dem Titelblatte als Motto vorgesetzt habe: „Fructus laboris est, melioribus placere.“

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.